Geschichte des Preussischen Staats: 1763-1806

Felix Eberty

Digitized by Google

Ger 3879.1

VERITAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG

HARVARD COLLEGE LIBRARY

HOHENZOLLERN COLLECTION

IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR

PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

No 3321

Digitized by Google

Geschichte

des

Preußischen Staats.

Von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Fünfter Band.
1763—1806.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1870.

Inhalt des fünften Bandes.

Erstes Kapitel.

Preußen nach dem Hubertsburger Frieden.

Der siebenjährige Krieg brachte eine gänzliche Umwandlung der deutschen Verhältnisse hervor. Die große Zweitheilung des Reiches war dem Wesen nach vollzogen, indem Preußen sich zu der Stellung einer Großmacht von europäischer Bedeutung emporschwang. Denn wie gering auch der Flächenraum und die Einwohnerzahl des jungen Königreichs im Vergleich mit Frankreich, England und Rußland erscheinen mochte, — Friedrichs Persönlichkeit und der Glanz seiner Thaten wogen diesen Unterschied reichlich auf, und die Blicke der Welt blieben mit ängstlicher Spannung auf ihn, und auf das was er beschließen würde, gerichtet.

Das alte, einst so mächtige deutsche Kaiserthum, welches schon seit 1648 nur noch ein Scheindasein geführt, und sich unter den schwerfälligen Formen seiner verwickelten Verfassung gespenstisch fortbewegt hatte,

unterschrieb in der That sein Todesurtheil, als es sich im Hubertsburger Frieden von Einem der Kurfürsten des Reichs besiegt erklären mußte.

Die Zeitgenossen sahen ohne Bedauern, sogar mit Spott und Hohn den morschen Bau zusammenbrechen. Hatten sie doch der Gewaltthat des brandenburgischen Gesandten zugejubelt, als dieser recht sichtlich den Beweis für die Ohnmacht des verfallenden Reichskörpers führte, indem er den Reichsnotarius sammt der kaiserlichen Achtserklärung die Treppe hinabbeförderte.

Vielleicht wäre die immerhin beklagenswerthe Zerspaltung unsers Vaterlandes vermieden worden, wenn das Haus Oesterreich im 16. Jahrhundert die Bedeutung der Reformation begriffen, und nicht durch seinen Fanatismus die intelligentere Hälfte der Nation sich auf immer entfremdet hätte. Allein die Habsburger legten größeres Gewicht auf ihre persönlichen religiösen Ueberzeugungen und auf die Interessen ihrer Familien- und Hausmacht, als auf die Wohlfahrt des gesammten deutschen Reiches; — und als im dreißigjährigen Kriege dann jede der beiden Parteien die Fremden in's Land rief, und gestattete, daß Schweden und Franzosen Stücke deutscher Erde an sich reißen durften, da war der Verfall nicht mehr abzuwenden, und es kann nur als ein Glück erscheinen, daß der jugendkräftige Preußische Staat Schritt vor Schritt auf seiner Bahn voranging, welche zwar zunächst eine vollständige Zerreißung, dereinst

aber hoffentlich eine desto festere Wiedervereinigung des gesammten Deutschlands herbeiführen soll.

Doch das sind Betrachtungen, welche 1763 noch nicht angestellt werden konnten. Damals gab es vollauf zu thun, um zunächst die schweren Folgen des langen grausamen Kampfes zu überwinden.

Der siebenjährige Krieg hatte die Grenzen des preußischen Staates nicht erweitert, die Einwohnerschaft verringert, zahllose Städte und Dörfer zerstört und in Aschenhaufen verwandelt, den Wohlstand der Unterthanen durch die Kriegslasten, noch mehr durch die unseligen Folgen der Münzverschlechterung auf's tiefste erschüttert, Handel und Verkehr in's Stocken gebracht [1]), selbst die Wehrhaftigkeit des Staates so geschädigt, daß die zusammengerafften Schaaren der Soldaten, deren beste Führer den Feinden zum Opfer gefallen waren, einem neuen Angriffe kaum widerstanden hätten. Und trotz alledem wurde dieser Krieg nicht nur von den Zeitgenossen, sondern er wird noch heut als die glorreichste That des Jahrhunderts angestaunt, als eine That, der wenig andere Ereignisse der gesammten Weltgeschichte sich gleichstellen dürfen. Der Beherrscher eines verhältnißmäßig kleinen und armen Landes hatte durch

---

[1]) In Berlin war in den letzten Jahren die Noth so groß, daß sich an jedem Morgen vor den Bäckerläden die Leute um das schlecht gebackene Brot rauften. König's Berlin zum Jahre 1763.

seines Geistes Kraft und Ausdauer dem Bündniß der mächtigsten Reiche des Erdtheils widerstanden, und nach jeder Niederlage sich nur immer höher und glänzender wieder aufgerichtet. An der Glorie, die ein solcher Kampf um den königlichen Helden verbreitete, nahm das Preußische Volk Theil, welches durch sieben schwere Jahre seinem Herrscher willig Gut und Blut zum Opfer gebracht, und jeder der Unterthanen des großen Friedrich fühlte sich als ein lebendiges Glied in dem gewaltigen Organismus, dessen Haupt der König war. Die Preußen durften stolz darauf sein, daß ihr Monarch auch den fremden Völkern und deren Beherrschern wie ein Wesen höherer Art erschien, auf welches die Freunde und Bundesgenossen mit fast abgöttischer Verehrung, die Feinde mit ingrimmiger Bewunderung schauten. Schon während des Krieges hatten dieselben ihren ursprünglichen Plan aufgegeben, den gewaltigen Gegner niederzubeugen. Kaum durfte man hoffen, ihn in seine alten Grenzen zurückzubannen. „Wie sollen wir ihn bezwingen," schrieb 1761 der nachmalige Kaiser Joseph II. an seine Mutter, „da eine halbe Million Menschen seit fünf Jahren das nicht vermocht hat? Und wer wird in Zukunft uns gegen die Angriffe eines so furchtbaren unversöhnlichen Widersachers beschützen [1])?"

---

[1]) v. Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Wien 1867. Bd. I. p. 2.

Unerschöpflich an Hilfsmitteln erschien Friedrich seinen Feinden; in noch höherem Maße waren die eigenen Unterthanen von der nie versiegenden Kraft seines Genius überzeugt. Nur von seinem Willen, glaubten sie, hänge es ab, den ganzen unermeßlichen Schaden wieder gut zu machen, den der Krieg dem Lande zugefügt.

Da ist es denn in der That ein wunderwürdiges Schauspiel, wie Friedrich nach den beispiellosen Arbeiten dieser sieben Jahre, ohne einen Augenblick sich Ruhe zu gönnen, sofort mit Anspannung aller Kräfte an das neue Werk schreitet, das ihm nunmehr oblag. Glücklicherweise sind uns gerade aus den ersten Tagen nach dem Friedensschlusse Berichte von Augenzeugen erhalten, welche anschaulich machen, mit welcher klaren geschäftsmäßigen Thätigkeit der König sofort die zweckmäßigsten Maßregeln zur Wiederherstellung seiner verödeten Staaten ergreift. Ein Gutsbesitzer, der von der Reise heimkehrend eines seiner Vorwerke abgebrannt fände, würde kaum anders mit seinem Verwalter sprechen, wie der König am 30. März 1756 auf dem Heimwege nach Berlin sich zwei Meilen vor den Thoren seiner Hauptstadt mit dem Landrath[1]) des Niederbarnim'schen Kreises unterhielt. Die Bewillkommnungs-

[1]) Der mehrfach erwähnte Herr v. Nüßler, dessen Memoiren Büsching aufbewahrt hat, bekleidete diese Stelle.

reden und Glückwünsche wegen des glorreichen Sieges wurden kurz abgeschnitten. Inmitten der herbeigeströmten staunenden Menge, welche in Taßdorf beim Pferdewechsel den Wagen umstand[1]), fragte der König: Woran es im Kreise am meisten fehle? An Saatkorn und Pferden, antwortete der Landrath. Der König versprach Saatkorn, Pferde habe er nicht. Der Beamte faßte sich ein Herz und wies darauf hin, daß Sr. Majestät bereits anderen Kreisen ausrangirte Artilleriepferde versprochen. Der König fixirte ihn scharf und fragte nach seinem Namen: „Ich bin der Nüßler, welcher von Ew. Majestät bei der schlesischen Grenzregulirung beschäftigt worden.“ „Ja, ja, jetzt kenne ich Ihn! Bringt mir alle Landräthe der Kurmark übermorgen nach Berlin auf's Schloß zusammen, da wollen wir weiter sehen!“

Am bestimmten Tage fanden die Bestellten sich ein. Nüßler war der Sprecher. Er stellte vor, was das Land durch die Plünderung der Russen gelitten, und wie die Unterthanen hofften, Se. Majestät würden geruhen, ihnen nach gnädigstem Ermessen Ersatz für ihre Verluste zu gewähren. — Man sieht, das Publikum hielt den König unmittelbar nach diesem erschöpfenden Kriege noch für reich und mächtig genug, um so weitgehende Erwartungen zu befriedigen. Der König unter-

---

[1]) Büsching's Beiträge I. 401—405.

brach den Redner mit den Worten: „Hat Er Crayon? Nun so lasse Er sich von jedem dieser Herren diktiren, was sein Kreis an Saat und Brodkorn, Ochsen, Pferden und Kühen bedarf, aber nur zur äußersten Nothdurft, denn viel kann ich nicht geben. Uebermorgen erwarte ich das Verzeichniß." Dies wurde dann überbracht, bezog sich aber nur auf die Bedürfnisse der landständischen adligen Rittergutsbesitzer, was der König auch billigte, indem er bemerkte: „Ich kann nicht Allen geben; wenn aber sonst noch Adlige im Kreise sind, die sich auf keine Weise helfen können, so will ich auch diese unterstützen." Nachdem auch die zweite Liste gefertigt war, bestimmte der König die jedem Kreise zu gewährende Summe. Das Geld stand ihm zur Verfügung, weil die Mittel zu einem neuen Feldzuge für den Fall bereit lagen, daß der Frieden nicht zu Stande gekommen wäre. Er besaß noch Millionen (allerdings in schlechter Münze), während seine Feinde alle tief verschuldet waren. Und großer Summen bedurfte es, um nur die dringendsten, schlimmsten Schäden auszubessern.

Der Neumark allein wurden, um die zerstörte Festung Küstrin, und die von den Russen verbrannten Dörfer und Höfe wieder aufzubauen, sofort 1,049,000 Thaler, zu demselben Zweck für Pommern 1,307,000 Thaler angewiesen [1]). Noch im Laufe des Jahres 1763

[1]) Hertzberg, huit dissertations p. 175.

bereiste der König die Provinzen und überzeugte sich durch den Augenschein, wo seine Hilfe zunächst geboten wäre. Er ließ genaue Listen von den zerstörten Wohnungen anfertigen, und bei jeder Nummer vermerken, wie es mit den Vermögensverhältnissen des Eigenthümers stehe, und ob derselbe Willens sei wieder zu bauen, — wo nicht, sollte die Stelle an andere Baulustige gegeben werden, die dann Unterstützung erhielten. Mit großem Scharfblick wußte Friedrich an jedem Ort die rechten Leute herauszufinden, die ihn bei diesem Wiederherstellungswerke unterstützen sollten. Die Aufzeichnungen [1]) des nachherigen Geheimen Finanzrath Roden, dem am 6. Juni 1763 die Kriegsentschädigungssachen in Wesel übertragen wurden, geben von der gewissenhaften Genauigkeit Zeugniß, mit welcher der König auf die kleinsten Details einging [2]).

Die Wiederherstellung der alten Ordnung wurde besonders dadurch erschwert, daß während des Krieges die bewährten pflichttreuen Räthe und Minister aus Friedrich Wilhelms Zeit nach einander gestorben waren, und es viel Mühe machte, gleich tüchtige Männer für ihre Stellen ausfindig zu machen. Zu den Leiden, die der Krieg angerichtet, kamen unmittelbar nach dem

---

1) Rödenbeck II. 217. Auch bei Preuß II. 442 aus Roden's handschriftlicher Autobiographie.

2) Oeuvres VI. 74.

Frieden noch neue durch Krankheiten und Feuersbrünste, welche namentlich in der Zeit von 1765—1769 in verschiedenen großen Städten arge Verwüstungen anrichteten.

Bevor aber in wirksamer Weise etwas zur Hebung des Landeswohlstandes, und des völlig daniederliegenden Handels und Wandels geschehen konnte, mußte zuerst die Grundlage alles Verkehrs, die Münze, wieder in Ordnung gebracht werden. Das Geld war in den letzten Kriegsjahren zu kaum $\frac{1}{5}$ des Nennwerthes ausgeprägt worden, und dieses entsetzliche Uebel verzehnfachte sich noch dadurch, daß die Münzentrepreneurs Erlaubniß erhalten hatten, auch außerhalb Landes, namentlich in Bernburg, Münzstätten anzulegen, welche sich jeder Controlle entzogen. Noch mehr! Diesen Bernburg'schen Münzen legte der König 1762 Zwangscours bei, wonach jeder Privatmann dieselben bei schwerer Strafe für voll annehmen mußte, d. h. für 6—8 Mal soviel, als sie werth waren, während die königlichen Kassen nur altes Brandenburgisches Geld annehmen sollten, was auf keine Weise beschafft werden konnte, weil es theils durch die Münzunternehmer, theils durch Wucherer in die neue schlechte Währung umgeprägt oder außer Landes gebracht war [1]). Keiner der

[1]) Riedel, der Brandenb.-Preuß. Staatshaushalt. Berlin 1866. p. 88. — Nov. C. C. von 1761, Nr. 88. 89.

Minister wagte dem Könige Vorstellungen gegen diese harten Maßregeln zu machen, durch welche Tausende von Familien, namentlich Gewerbtreibende, an den Bettelstab gebracht wurden.

Nun wäre es nach dem Frieden unzweifelhafte Pflicht des Staates, oder was damals gleichbedeutend war, des Königs gewesen, entweder den Einzelnen ihre durch die Falschmünzerei erlittenen Verluste auf irgend eine Weise zu ersetzen, und die schlechten Münzen gegen neu zu prägende vollwichtige umzutauschen, oder wenigstens, wenn dazu die Mittel nicht ausreichten, den Schaden durch eine allgemeine Kriegssteuer gleichmäßig auf alle Schultern zu vertheilen. Das geschah aber nicht, sondern die schlechten Münzen wurden am 21. April für ungültig erklärt, und an deren Stelle neues brandenburgisches Geld von der Art ausgegeben, wie es 1758 ausgeprägt worden war, und welches in den königlichen Kassen nur mit einem Aufgelde von 41 pCt. angenommen wurde. Am 28. Mai verbot der König das bernburgische und das in Sachsen nachgeprägte Geld gänzlich.

Kaum hatte das Publikum Zeit gehabt, sich in diese neue Verordnung zu finden, was natürlich wiederum nicht ohne erhebliche Verwirrung und große Verluste abging, so erschien am 29. März 1764 der Befehl, daß von nun ab nur noch wirklich vollwichtiges Geld circuliren dürfe, was denn auch in genügender Masse aus=

geprägt wurde. Dies führte er mit solcher Strenge durch, daß in der That seitdem in Preußen von der Münzverschlechterung nicht mehr die Rede war.

Wenn von diesen Maßregeln die Bevölkerung im allgemeinen sehr hart betroffen wurde, so waren doch am schlimmsten die Civilbeamten fortgekommen. Schon seit 1757 wurde denselben ihr Gehalt und Pension nicht baar, sondern in Kassenscheinen gezahlt, mit dem Versprechen, sie nach dem Frieden wegen des Verlustes zu entschädigen. Diese Kassenscheine verloren von Tage zu Tage an ihrem Course, und mußten für ein Spottgeld weggegeben werden. Nach dem Frieden hielt der König sein Versprechen nicht. Es wurden nur die Scheine für das letzte Jahr eingelöst, und zwar blos für die Gehälter und nicht für die Pensionen, und die Einlösung erfolgte noch dazu in dem neuen brandenburgischen Gelde, also mit einem Verluste von 41 pCt. — Wie die armen Leute die Kriegsjahre durchgemacht, wie sie überhaupt nur das Leben gefristet haben, ist heut schwerlich zu ermitteln. Wahrscheinlich sind viele von ihnen als unblutige Kriegsopfer für das Bedürfniß des Vaterlandes gefallen.

Diese für unsere Zeiten unglaubliche Härte gegen das Publikum, und am meisten gegen die Staatsbeamten, findet ihre Erklärung einmal in dem bestimmten Widerwillen des Königs gegen Auferlegung neuer directer Steuern. Er war stolz darauf, solche während

seiner ganzen Regierung, selbst während des siebenjährigen Krieges nicht eingeführt zu haben, und übersah seltsamer Weise, daß die vielen Steigerungen der indirecten Abgaben, und gar die Münzfälschungen viel schlimmer und drückender, und in ihren Folgen verderblicher waren, als hohe Steuern. Sodann aber tritt uns bei diesem ganzen Verfahren des Königs wiederum jenes Doppelleben, auf welches früher hingewiesen worden, recht deutlich vor Augen.

Der alte Hohenzollern'sche Grundsatz, den der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. mit vollster Rücksichtslosigkeit durchgeführt hatten, wonach das Wohl und Wehe des Einzelnen in keinen Betracht kommt, sobald das öffentliche Interesse in Frage steht, wurde von Friedrich dem Großen bis zur äußersten Consequenz getrieben. Lord Malmesbury, welcher Jahre lang als englischer Gesandter in Berlin Gelegenheit hatte den König zu beobachten, und der allerdings nicht zu den enthusiastischen Bewunderern desselben gehört, schildert das Verhältniß vollkommen richtig, wenn er sagt: „Der König ist als Individuum oft menschlich, wohlwollend und freundlich; aber diese Eigenschaften verlassen ihn von dem Augenblick an, wo er als König handelt Ich sah ihn in einem Schauspiele weinen; ich erfuhr, daß er für einen kranken Hund sorgte wie eine Mutter für ihr Kind, — und derselbe Mann gab am nächsten Tage Befehl zur Verheerung eines Land-

strichs, oder machte durch willkürliche Steigerung der Abgaben eine ganze Provinz unglücklich."

Durch die Erlebnisse des siebenjährigen Krieges mußte sich die Härte dieser Gegensätze im Charakter des Königs nothwendig bis zur äußersten Schroffheit steigern. Während des Kampfes gegen die erdrückende Uebermacht der gegen ihn verbündeten Armeen konnte von einer Wahl der Mittel bei dem Widerstande nicht die Rede sein. Das Staatsschiff schwebte in Gefahr, und drohte in jedem Augenblick an den Klippen zu zerschellen, — da kam der Einzelne nicht in Betracht, der über Bord flog. Brauchte ein Armeecorps tausend Wispel Getreide, so mußten sie beschafft werden, sollten auch die Bauernschaften, denen man es wegnahm, darüber Hungers sterben. Zu solcher, durch die Umstände gebotenen rücksichtslosen Härte gesellte sich nun noch der Ingrimm über die Beharrlichkeit der Feinde, die ihm den Untergang geschworen. Der erbitterte Kampf verbitterte des Königs Gemüth. Sodann aber hatte er in diesem Kriege auf's klarste erkannt, daß er denselben nur deshalb ehrenvoll zu Ende bringen konnte, weil Er, der Einige und Alleingebietende einer vielköpfigen, mit einander im Hader liegenden Genossenschaft gegenüberstand. Deshalb wollte er nun auch daheim im Frieden einzig nach seinem Willen alles leiten und regieren, unzugänglich für jeden Widerspruch, selbst für die bescheidenste Einwendung gegen seine

Befehle. Er hielt sich für klüger und einsichtsvoller als alle seine Minister und Räthe zusammengenommen; und wie hätte er auch von sich selbst geringer urtheilen sollen als die öffentliche Meinung der ganzen Welt, die ihn für den größten Feldherrn und Regenten seiner Zeit erklärte. Das Alles kam zusammen, um ihn gleichsam auf eine steile Höhe hoch über sein Volk zu erheben; die Ehrfurcht, die er einflößte, war mit der Furcht nahe verwandt, — sogar die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses wagten in seiner Gegenwart kaum den Mund zu öffnen [1]). Die Erlebnisse und Arbeiten der sieben schweren Kriegsjahre hatten überhaupt eine gewaltige Veränderung in dem innersten Wesen des Königs hervorgebracht. Obgleich er beim Friedensschlusse erst 51 Jahre zählt, war sein Ansehn fast greisenhaft geworden. Die Haltung nachläßig und gebückt, das Antlitz tief durchfurcht von den Spuren sorgenvollen Nachdenkens und den Wirkungen unerhörter geistiger und körperlicher Anstrengung. Der Anzug, von jeher vernachläßigt, fiel jetzt durch die verblichenen Farben der abgetragenen Kleider, auch wohl durch Unsauberkeit auf; die lange hellfarbige Weste namentlich zeigte überall die Spuren des unmäßigen Gebrauchs von

[1]) Vergleiche die merkwürdigen Berichte Kaiser Joseph's an Maria Theresia über die Zusammenkunft in Neisse bei Arneth I. 300—302.

Spaniol; auch hinderte den König seine Kurzsichtigkeit, die Flecken zu bemerken, die bei dem hastigen Speisegenuß und besonders nach Tische nicht ausblieben, wenn er mit den Fingern die Mahlzeit für seine Lieblingshunde zurecht machte. Auch die Gemüthsstimmung des sonst so heiteren Monarchen war verändert. Der Freundeskreis umgab nicht mehr die Tafelrunde in Sanssouci. Wohl wurde hie und da mit neuen Genossen ein Versuch gemacht, aber sie konnten die Stelle der hingeschiedenen oder in ihre Heimath zurückgewanderten Tischgenossen nicht ersetzen. Sogar das Flötenspiel fing an beschwerlich zu werden. Immer ernster und ausschließlicher richteten sich die Gedanken und Arbeiten auf die Hebung des Staates im Innern und nach Außen, immer mehr traten die Lieblingserheiterungen in den Hintergrund. Die Oper wurde vernachläßigt, nur das nothdürftigste geschah zu ihrem Fortbestehen; Bilder hat der König nach dem siebenjährigen Kriege fast gar nicht gekauft, — nur die Aufführung des neuen Palais im Garten bei Sanssouci, welches mit unerhörter Pracht und einem Kostenaufwande von vielen Millionen in den nächsten Jahren sich erhob, bildet einen seltsamen Gegensatz mit den sparsamen Lebensgewohnheiten, die Friedrich in immer knapperer Weise sich aneignete, um jeden Groschen für nothwendige und nützliche Dinge verwenden zu können.

Ernst und streng forderte er von Jedermann, namentlich von den Staatsdienern, denselben unbedingten Gehorsam, den der Feldherr im Lager heischt. Wer gegen den erhaltenen Befehl eine Vorstellung oder Einwendung wagt, wird barsch zurückgewiesen, oft wie ein Empörer behandelt. „So kam es, daß bald sogar die Minister sich lediglich als blinde Werkzeuge zur Ausführung königlicher Willenserklärungen betrachteten [1]), und von ihm auch so behandelt wurden." Das hatte die üble Folge, daß dem Könige die Nachtheile verheimlicht wurden, welche viele seiner Maßregeln, namentlich auf dem Gebiete des Handels und der Besteuerung, dem Wohl des Landes zufügten. Bis zu welchem Maße die Behörden in dieser Beziehung eingeschüchtert wurden, möge folgendes Beispiel darthun: Die unmittelbar nach dem Frieden getroffenen Anordnungen zur Hebung des Handels und der Industrie hatten nicht den gewünschten Erfolg. Die strengen Aus- und Einfuhrverbote hemmten den Verkehr, — die Grundsätze, auf welchen die in Berlin eingerichtete Bank beruhte, veranlaßten die Kaufleute, ihre Gelder lieber auswärts anzulegen, und ganz besonders äußerten die Monopole, die der König einzelnen Personen und Gesellschaften für den Handel mit den wichtigsten Lebensbedürfnissen verlieh, eine nachtheilige Wirkung. Dem Generaldirectorium

---

[1]) Riedel l. c.

wurde deshalb unter dem 26. September 1766 [1]) befohlen, die Ursachen des Mißerfolges anzuzeigen. Mit Zagen erstattete diese Behörde den geforderten Bericht unter der feierlichen Versicherung, daß man ohne alle Nebenrücksichten nach Eid und Gewissen lediglich dasjenige vortrage, „was eine auf überzeugende Erfahrung gegründete Kenntniß an die Hand gebe. Die Geschäftslosigkeit erkläre sich nicht nur durch die Nachwirkung der Münzverschlechterung und durch den Ruin, den der lange Krieg über das Land gebracht, sondern hauptsächlich dadurch, daß dem Handel die Freiheit entzogen sei, deren er zu seinem Gedeihen bedürfe. Die sogenannte Levantische Compagnie habe durch das ihr ertheilte Privilegium den Baumwollenhandel von sich abhängig gemacht, den gesammten Handel nach Rußland habe der König einem einzigen Hause übertragen, welches von allen nicht durch seine Vermittelung gehenden Producten einen Zoll von 8 pCt. erheben dürfe, während es doch wider die Natur alles Handels sei, einen Kaufmann zwingen zu wollen, daß er seine Waaren bei einem bestimmten Comptoire kaufe.“ Die beiden Minister, welche diesen Bericht unterzeichneten, hoben noch besonders die Schädlichkeit des Tabaksmonopols und die Verkehrtheit des von einem gewissen Calzabigi für die Berliner Bank entworfenen Statuts

---

[1]) Preuß. Urkundenbuch III. 87—102.

hervor und weisen auf die unverhältnißmäßigen Verbrauchssteuern hin, welche auf allen Lebensmitteln und dem Brennholze lasteten. Sie deuteten an, daß die Idee des geschlossenen Handelsstaates, welche allen diesen Maßregeln zu Grunde liegt, aufgegeben werden müsse, wenn die Finanzen des Landes gehoben werden sollten.

Diese Ansichten standen in so schroffem Gegensatze mit den vom Vater ererbten staatswirthschaftlichen Begriffen des Königs, daß derselbe darüber in den heftigsten Zorn gerieth. Eigenhändig schrieb er unter den Bericht: „Ich erstaune über der impertinenten Relation so sie mir schicken. Ich entschuldige die Ministres mit ihrer ignorance, aber die Malice und Corruption des Concipienten muß exemplarisch bestraft werden; sonsten bringe ich die Canaillen niemals in der Subordination."

Der unglückliche Concipient wurde in der Person des Geheimen Finanzrath Ursinus ermittelt und ohne weiteren Prozeß zeitlebens nach Spandau geschickt. Das Generaldirectorium aber erhielt den Bescheid, daß die von ihnen gewagte Befürwortung der Einfuhr fremder Waaren darauf schließen lasse, daß die Mitglieder bestechlich und dem Meistbietenden feil sein müßten, daß Se. Majestät sich, wiewohl höchst ungern, genöthigt sähen zu declariren, daß Sie Dero lediglich zum Besten des Landes abzielenden Intentionen schlechterdings soutenirt und befolgt wissen wollen, und daß alle die-

jenigen, welche sich dagegen auf unrichtigen Wegen, oder wohl gar Corruption werden betreten lassen, sicher sein könnten, daß S. K. Maj. mit selbigen, es mögen Räthe oder Ministers sein, wie jetzo mit dem Ursinus verfahren, und sie ohne alle Umstände arretiren, und Zeit Lebens zur Festung bringen lassen.

Damit war denn, wie man sich denken kann, den Behörden die Lust, dem Könige Vorstellungen zu machen, ein für alle Mal gründlich benommen.

Er war von der Richtigkeit des Satzes: daß der Reichthum der Länder auf der Menge des geprägten Geldes beruhe, welches sie besitzen, so fest durchdrungen, daß er glaubte, es könne vernünftiger Weise auch keiner seiner Minister an demselben zweifeln. Deshalb war ihm die Redlichkeit eines Rathgebers verdächtig, welcher eine Aufhebung der Absperrungsmaßregeln befürwortete, mittelst deren die Idee des geschlossenen Handelsstaates möglichst befördert werden sollte.

Daß der National-Reichthum nicht sowohl auf Fabriken und Handel, als auf dem Ackerbau beruhe, war damals eine ganz neue Ansicht, welche zuerst 1757 durch den Franzosen Quesnay aufgestellt wurde, der als Begründer des sogenannten physiokratischen Systems in der Staatswirthschaftslehre gilt. Erst in neuester Zeit hat sich bekanntlich die Ansicht allmählich Geltung verschafft, daß allgemeine Freiheit sämmtlicher Gewerbe und gleiche Vertheilung aller Lasten am sichersten zu

allgemeinem Wohlstande führe. Friedrich der Große nun, von Natur einer der conservativsten Geister, war durchaus nicht geneigt, seine vom Vater überkommenen Ansichten durch ein neuauftauchendes System erschüttern zu lassen; er glaubte vielmehr im besten Interesse des Staates zu handeln, wenn er mit abschreckender Strenge jeden Versuch unterdrückte, seinen wohlerwogenen Regierungsmaßregeln entgegen zu arbeiten. Sein ganzes Bestreben ging dahin, die Unterthanen fähig zu machen, alle ihre Bedürfnisse durch Anlegung neuer Fabriken, oder durch Verbesserung der alten, im Lande selbst zu befriedigen, und wo möglich soviel zu produciren, daß auch das Ausland mit einem Theil der Waaren versorgt werden könnte, wodurch fremdes Geld in das Inland gezogen und der Nationalreichthum also erhöht würde. Er machte sich nicht klar, daß die Absperrung der einzelnen Provinzen durch binnenländische Grenzzölle, vorzüglich aber die vielen, einzelnen Personen für die wichtigsten Gewerbe ertheilten Monopole und Privilegien, lähmend und hemmend auf allen Verkehr wirkten. Dergleichen Monopole verlieh der König in großer Zahl, und zwar gegen Bezahlung von verhältnißmäßig geringen Summen, welche mit dem Nachtheile, den das Publikum dadurch erlitt, in gar keinem Verhältniß standen. Dies im Einzelnen nachzuweisen, wäre die Aufgabe einer besonderen Darstellung der von

Friedrich dem Großen befolgten Handelspolitik. Ganz besonders lästig für den Verkehr war die strenge Absperrung gegen das Ausland, welche aus dem System folgte. Auch nach der Eroberung Schlesiens, und bis zur späteren Erwerbung von Westpreußen, blieb der Staat Friedrich des Großen auf der Landkarte noch immer so unglücklich geformt, daß die Ausdehnung seiner Grenzen im Verhältniß zu dem Flächenraum übermäßig groß ist. Büsching behauptet, es sei kein Ort im ganzen Lande weiter als vier Meilen von einer Grenze entfernt gewesen, was, wenn man die abgesonderte Lage von Ostfriesland, Cleve, Minden und Ostpreußen, so wie die vielen Enklaven kleiner Reichsfürsten in Betracht zieht, kaum übertrieben war. Alle diese Grenzen sollten auf's sorgfältigste bewacht, die Aus- und Einfuhr unzähliger Artikel verhindert werden. War hierzu schon früher eine ganze Armee von Beamten nöthig gewesen, wie wir das im zehnten Kapitel des dritten Bandes gesehen, so dehnte sich die Zahl derselben nunmehr in solcher Weise aus, daß sie zu einer förmlichen Landplage wurden. Bei spärlichem Gehalt hauptsächlich auf Denunciantenantheile angewiesen, behandelten sie jeden Reisenden wie einen Schleichhändler und zeichneten sich durch Härte, Grobheit und Ungerechtigkeit aus. Zwischen diesen Beamten und den wirklichen Schleichhändlern bestand ein fortwäh-

render Krieg, oft kam es zu förmlichen Schlachten, die vielen Menschen das Leben kosteten [1]). Die hohen Abgaben nicht blos bei der Einfuhr, sondern auch bei dem Transit fremder Waaren, die Plackereien und Verzögerungen durch die Zollbedienten hielten Fuhrleute und Schiffer von den preußischen Grenzen zurück, — man schlug alle Wege ein, um den preußischen Boden nicht zu berühren, und zog den weiten, kostbaren Weg zu Lande, der um das gefürchtete Gebiet herumführte, der kürzeren, wohlfeileren Wasserfahrt durch dasselbe vor. So wurde in erheblichem Maße der Nutzen vereitelt, den Friedrich durch das Netz von Canälen, mittelst deren er Elbe, Oder und Weichsel verband, zu gewinnen hoffte [2]), und welcher das Land zum Sitze eines blühenden Handels hätte machen können. —

Unter diesen Umständen vermehrten sich natürlich die Staatseinnahmen nicht in dem Maße und nicht so schnell, wie der König gehofft hatte. Die Hebung der Fabrikthätigkeit sollte dafür Ersatz schaffen, was allerdings erst von der Zukunft zu erwarten war, da die neuen Anlagen im Anfange vielmehr Kosten und Auslagen veranlaßten, als daß sie sofortigen Gewinn abgeworfen hätten. Zum Abwarten aber schien die Lage

---

1) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 432. Der Verfasser schildert diese Zustände aus eigner Anschauung.

2) Daselbst 422.

des Staates nicht geeignet; vielmehr berechnete der König, daß er schon jetzt einer um wenigstens zwei Millionen jährlich gesteigerten Einnahme aus den indirecten Steuern bedürfe, um seine Armee wieder in solchen Stand zu setzen und zu erhalten, daß den Nachbarn dadurch ein für alle Mal die Lust benommen werde, die Erfolge des siebenjährigen Krieges in Frage zu stellen und einen neuen Angriff auf Preußen zu wagen. Außerdem ergeben verschiedene Andeutungen, daß Friedrich der Große zwar für die nächsten Jahre an neue kriegerische Unternehmungen nicht dachte, sondern seine Kräfte ausschließlich den inneren Angelegenheiten des Staates widmen wollte, daß er aber gleichzeitig beabsichtigte, einen Kriegsschatz von bedeutendem Umfange zu sammeln, um später, falls eine günstige Gelegenheit zur Vergrößerung des Staates sich bieten sollte, sogleich die Mittel zur Hand zu haben, um nach freier Entschließung ungehindert einzugreifen.

Die sämmtlichen Accise-, Zoll- und sonstigen indirecten Steuern hatten im Etatsjahr 1764/65 nach Abzug der Verwaltungskosten nur 3,437,820 Thaler eingetragen [1]). Der König verlangte nunmehr von dem Generaldirectorio, daß dasselbe für die von ihm gewünschte Erhöhung dieser Summe Sorge trage, allein man erwiederte, daß das durch den Krieg

---

1) Preuß III. 9. aus handschriftlichen Aufzeichnungen.

erschöpfte Land an eine Erhöhung der Abgaben nicht denken lasse. Friedrich hatte schon während des Krieges von der Umsicht und Geschäftsgewandtheit dieser Behörde eine schlechte Meinung gefaßt und unter anderem in einem Briefe an General Wedell vom 19. Januar 1761 [1]) erklärt, daß das Generaldirectorium in allen Sachen, „die nicht von dem täglichen Schlendrian sein," sich nicht zu helfen wüßte. Er kam deshalb auf den Gedanken, eine gänzlich neue Art der Steuerverwaltung und zwar nach französischem Muster zu versuchen, weil ihm wohl bekannt war, wie große Summen die dortige Regierung durch ihre Steuerpächter und namentlich auch durch das Tabaksmonopol sich verschaffte. Um sich über das dortige Verfahren bis in's Einzelste unterrichten zu lassen, beschied der König den als Finanzmann und Schriftsteller damals hochberühmten, ehemaligen Generalpächter Helvetius zu sich und behielt denselben mehrere Monate lang (von Ende 1765 bis Juni 1766) in Potsdam [2]). Mit diesem, nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen durchaus ehrenwerthen, und trotz seiner atheistischen Grundsätze sittlich achtbaren Manne, berieth der König seine Pläne

[1]) Urkundenbuch II. 811.

[2]) Helvetius, geb. 1715, gest. 1771. Wegen seines materialistischen Buches: L'esprit, welches in Paris auf Anstiften der Jesuiten verbrannt wurde, verlor er seine Stelle und mußte nach England flüchten.

zur Erhöhung der Staatseinkünfte, und erklärte durch Cabinetsordre vom 9. April 1766, daß er sich bewogen finde, Pächter aus Frankreich kommen zu lassen, denen er die Verwaltung der Accise übergeben wolle. In der That erschien alsbald ein gewisser de la Haye de Launay, den Helvetius nebst vier Anderen geschickt hatte, um die neue Einrichtung in's Leben zu rufen. Da dieselben dem Könige erklärten, daß sie für den Erfolg nur dann einstehen könnten, wenn auch das ganze Personal der Unterbeamten aus Franzosen bestehe, so folgte ihnen ein großer Schwarm ihrer Landsleute, deren Anzahl sehr verschieden angegeben wird; sicherlich waren ihrer nicht weniger als 500[1]). De Launay selbst, der Chef des ganzen Personals, war der Einzige von Allen, der bis zu des Königs Tode in Wirksamkeit blieb und dessen unbedingtes Vertrauen genoß. Derselbe soll in der That ein ehrenwerther Mann gewesen sein, welcher

---

[1]) Die Hauptschriften über diese Regie sind: 1. Compte rendu au Roi par etc. de Launay in Mirabeau de la monarchie prussienne IV. 258. 2. de Launay Justification du système etc. de Frederic II. (deutsche Uebersetzung davon Berlin 1789). 3. v. Beguelin, Darstellung der Accise und Zollverfassung in dem Preußischen Staate. Berlin 1797. 4. Preuß III. 13. folgende. 5. Riedel, Staatshaushalt rc. p. 103. Die Zahl der französischen Regiebeamten giebt de Launay selbst auf 200 an, Zimmermann spricht von 3000, Thiebaut sogar von 5000. Dohm's Angabe (Denkwürdigkeiten IV. 516), der 500 nennt, dürfte der Wahrheit nahe kommen.

sich bestrebte, die Härten der neuen Maßregeln, wo es anging, zu mildern. An die Stelle der vier anderen Directoren traten später auch einige Deutsche.

Eine förmliche Verpachtung der Zölle nach französischer Art lag nicht in der Absicht des Königs, der nur eine strengere und einheitlichere Art der Steuererhebung einführen wollte. Die neue Behörde, welche im Publikum kurzweg die Regie genannt wurde, führte den amtlichen Titel: administration générale des accises et péages. Ihr wurde die gesammte, bisher vom Generaldirectorium geleitete indirecte Steuerverwaltung in der Art übertragen, daß die im Etatsjahre 1765/6 eingekommenen Beträge fixirt, und von den Administratoren auch ferner an diejenigen Kassen abgeführt werden sollten, denen sie bisher zugeflossen. Von dem Ueberschusse aber, den die Administration erzielen würde, sollte jeder der fünf an der Spitze stehenden Entrepreneurs ein Jahrgehalt von 12,000 Thalern und bedeutende Tantiemen erhalten, der Ueberrest aber in die königliche Dispositionskasse gezahlt werden [1]). Diese fünf Regisseurs ernannten zwölf Directoren für die verschiedenen Provinzen. Nur Westpfalen, Ostfriesland und einige andere westliche Districte wurden auf drin-

[1]) Riedel, Staatshaushalt p. 104. Declarationspatent vom 14. April 1766. Edictensammlung von 1766, Nr. 36. Als Einer von den Fünfen, de Candry, im Duell erschossen wurde, theilten die vier Anderen auch dessen Gehalt noch unter sich.

gendes Verlangen der Einwohner von der Verwaltung dieser Regie befreit, und ihnen ein festes Quantum zu zahlender Steuern auferlegt.

Sicherlich hatte der König, als er die Franzosen in's Land rief, nicht die Absicht, seine Unterthanen zu bedrücken; vielmehr darf man annehmen, daß er aus voller Ueberzeugung sprach, wenn er in der Einleitung zu dem oben angeführten Patent vom 14. April 1766 betheuerte, daß er durch eine gleichmäßigere und gerechtere Vertheilung der Steuern dem Volke Erleichterung verschaffen und nur die eigentlichen Luxusgegenstände hoch imposiren wollte. Eigenhändig schrieb er an de Launay [1]): „Besteuert die fremden Weine, die Gewürze, kurz jede Art von Luxus so hoch Ihr wollt, — denn das trifft den armen Mann nicht. Ich betrachte mich als Sachwalter der Soldaten und der Arbeiter und muß deren Interesse vertheidigen." Die Franzosen hatten eine bedeutende Erhöhung der Steuer auf Fleisch und einheimisches Bier vorgeschlagen. Der König gestattete nur die bisherige Abgabe bei Fleisch auf 1 Sgr. 7 Pf., beim Bier von 9 auf 12 Pf. zu erhöhen. Ganz konnte er die Steigerung nicht verbieten, weil der Ausfall zu groß gewesen wäre. Einer wirklich gerechten und gleichmäßigen Steuervertheilung stand als unübersteigliches Hinderniß die Steuerfreiheit des

[1]) Urkundenbuch III. 12. d. 16. März 1766.

Adels entgegen, die Friedrich nach seinen eigenen Worten als ein Grundrecht des Staates betrachtete[1]).

Es blieb deshalb die ganze Steuerlast auf den Schultern der Bürger und Bauern, und bald zeigte sich, daß die geforderten Summen von der Regie nicht beschafft werden konnten, wenn man nicht, mit fast alleiniger Ausnahme des Brotes, jedes Lebensbedürfniß und jedes Landesproduct, ja jedes einzelne Erzeugniß des Gewerbfleißes mit besonderen Abgaben belegte. Das Verzeichniß der steuerbaren Gegenstände füllt z. B. in der Ediktensammlung von 1769 von p. 5397 bis p. 5528 nicht weniger als 131 Foliospalten, durchschnittlich 25 Artikel auf der Spalte, also mehr als 3000 verschiedene Artikel.

Der Unwille, den diese neue Einrichtung hervorrief, war allgemein, noch größer aber der Haß gegen die französischen Beamten, die von Jedermann wie eine Bande von Räubern und Blutsaugern betrachtet wurden. Das war sehr erklärlich durch die Härte, mit der die Abgaben beigetrieben und der Schleichhandel verfolgt wurde[2]). Die Accisebedienten hatten das Recht, zu jeder Zeit bei Tag und Nacht in die Wohnungen einzudringen, alle Zimmer und Behältnisse öffnen zu lassen und bei jedem steuerbaren Gegenstande

---

1) Daselbst p. 36. Nr. 76. ad 3.
2) Dohm a. a. O. p. 522.

(und das waren fast alle Dinge) den Nachweis der entrichteten Abgabe zu fordern. Konnte dieser nicht alsbald beschafft werden, so wurde die verdächtige Sache vorläufig confiscirt, und wenn der Eigenthümer sich nicht mit den Beamten [1]) abzufinden wußte, wurde er in weitläufige, kostspielige Prozesse verwickelt und verfiel oft unschuldiger Weise in die schwersten Strafen. Die Franzosen standen sogar allgemein im Verdacht, daß sie Contrebande in die Häuser einschleppten, um von den Bewohnern Strafen oder Bestechungen zu erpressen. Alle Steuersachen der Art waren den gewöhnlichen Gerichten entzogen und einem besonderen Accisegerichte zugewiesen, welches dem Minister v. Horst untergeben war. Dieser wohlwollende Mann wurde aber durch die Härte, die er ganz gegen seine Meinung ausüben mußte, so unglücklich, daß er nach kurzer Zeit seinen Abschied forderte und erhielt.

War die Regie durch die Art, wie sie verfuhr, für die ruhigen Bewohner der Städte eine große Last, so wurden die Reisenden von ihr noch ärger behelligt. Alle Fußgänger und Wagen auf den Landstraßen wurden beliebig oft untersucht. Die unbedeutendsten Vorräthe an Lebensmitteln, sogar an Arzeneien, die ein Reisender bei sich führte, gaben zu denselben Verdrießlichkeiten

[1]) Die zur Durchsuchung der Häuser gebrauchten Regiebeamten hießen officiell: rats de cave, Kellerratten.

und Erpressungen Anlaß, wie die Visitationen in den Häusern. Der Schmuggelhandel verbreitete sich dabei immer weiter und die Kämpfe zwischen den Schleichhändlern und Zollbedienten wuchsen zu immer größerem Umfange an. Die Unzufriedenheit mit diesen Zuständen nahm so überhand, daß es nur der maßlosen Verehrung und Liebe, welche Friedrich als Regent und als Held bei seinem Volke genoß, gelingen konnte, den üblen Eindruck nach und nach abzuschwächen. Dennoch haben sich die Bewohner des Preußischen Staates mit dieser ihnen aufgezwungenen Herrschaft französischer Beamten niemals ganz versöhnt, vielmehr erhielten sie im Laufe der Jahre noch mehrfach Gelegenheit, ihre Geduld gegenüber den verhaßten Fremdlingen zu üben.

Obgleich nämlich die Regie keineswegs so glänzende Resultate lieferte, wie man sich versprochen hatte, so blieb doch des Königs Zutrauen zu der ganzen Einrichtung und besonders zu de Launay unerschüttert [1]),

---

[1]) Die Rechnungen, welche derselbe vorlegte, schienen für jedes Jahr bessere Erträge zu verheißen. Zwei Millionen Thaler jährliche Mehreinnahme hatte der König verlangt, und in der Denkschrift, welche der erste Regisseur beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. dem neuen Herrscher vorlegte (Riedel, Staatshaushalt 105), wird in der That behauptet, daß die Regie während ihres 21 jährigen Bestehens von 1765/66 bis 1786 ein Plus von 42,718,656 Thaler Bruttoeinnahme verschafft habe. Allein theils setzen die amtlichen Ermittelungen diese Summe auf 32,725,000 Thaler herab, theils würde auch jene höhere Zahl

wenn er auch gelegentlich über die Franzosen schimpfte und sie für „Schurkenzeug" erklärte [1]).

1766 übergab er die gesammte Postverwaltung einem französischen Generalintendanten, welcher versprochen hatte, bedeutende Ueberschüsse an die königliche Dispositionskasse abzuliefern. Allein schon 1769 wurde dieser Beamte wegen Betrügereien mit seinem Personal

---

noch ungenügend sein, weil man in Betracht ziehen muß, daß zu den im Jahre 1765/6 fixirten Zolleinkünften seit 1773 aus Westpreußen und dem Netzdistricte jährlich 10 Millionen Bruttoeinnahme hinzugetreten waren, und daß wohl ebenso hoch der Ertrag der in diesem Zeitraume eingetretenen neuen Abgaben, so wie die Erhöhung alter Abgaben und Strafen angeschlagen werden muß. Wird ferner die den Beamten von der Mehreinnahme bewilligte Tantieme noch in Rechnung gezogen, so hätte, wie Riedel überzeugend nachweist, bei einer der Regie günstigsten Aufstellung, dieselbe in 21 Jahren nur etwa 16 Millionen Bruttoeinnahme mehr beschafft, als wenn das Einkommen von 1765/6 unverändert fortbestanden hätte. Noch ungünstiger stellt sich die Berechnung, wenn man in Betracht zieht, daß das dicht auf den Krieg folgende Normaljahr bei dem noch tief daniederliegenden Handel und Verkehr nur einen verhältnißmäßig geringen Steuerertrag liefern konnte. So muß man einsehen, daß ein so geringer Mehrgewinn durch die schweren Bedrückungen und Plackereien, welche die Fremdlinge über das Volk brachten, sehr theuer erkauft war (Riedel, daselbst 106), und daß sicherlich in den 21 Friedensjahren, welche ein schnelles Wachsthum der Bevölkerung und ihres Wohlstandes herbeiführten, sich ein weit größerer Mehrertrag der Besteuerung herausgestellt haben würde, wenn der König die Accise und Zollverwaltung wie früher der Gewissenhaftigkeit, Treue und Ehrlichkeit seiner Altpreußen überlassen hätte.

[1]) Preuß III. 19.

entlassen und unter Beibehaltung der von demselben eingeführten Kassenverwaltung das Postwesen dem General Derschau untergeben.

Die Regiebeamten erhielten 1766 ferner den Auftrag, das Tabaksmonopol, welches der König sich vorbehalten, für dessen Rechnung auszubeuten. Eine Gesellschaft Berliner Kaufleute hatte das Geschäft 1765 für eine Pacht von 1,000,000 Thlr. übernommen, zu welchem Ende sie eine Aktiengesellschaft gründete, die aber so schlechte Geschäfte machte, daß der König sie am 11. Juli 1766 ihre Verpflichtung entband und die Angelegenheit der Regie übergab [1]). Auch dies Verhältniß hatte nur kurzen Bestand. Der König errichtete bald nachher eine selbstständige, von ihm allein ressortirende Behörde unter dem Titel einer Generaltabaksadministration, und widmete sich unablässig den Geschäften derselben mit großer Vorliebe. Durch seine Sorgfalt für den Anbau und die Verbesserung der Tabakspflanze und deren Zubereitung gelang es über Erwarten, den Abfluß des Geldes für Tabak in's Ausland zu vermindern. Die Administration konnte durchschnittlich in jedem Jahre eine Million Thaler Ueberschuß an die königliche Dispositionskasse abliefern, und Friedrich der Große bezeichnete wiederholt diese Anstalten, deren Gelingen ihm besondere Freude machte, als

---

1) Ediktensammlung von 1766, p. 499.

sein eigenstes Werk. Dessenungeachtet nahm er für seine Person an dem Genusse, den die inländischen Erzeugnisse seinen Unterthanen bereiten sollten, keinen Theil, sondern ließ die großen Massen von Schnupftabak, die er gebrauchte, nach wie vor aus Spanien kommen.

War auch dieses Tabaksmonopol mit großer Belästigung für das Publikum verbunden, so verschwanden doch alle Beschwerden und Klagen desselben im Vergleich mit dem Hasse, welchen die letzte und drückendste Einrichtung Friedrich des Großen auf diesem Gebiete hervorrief.

Es ist bereits erwähnt worden[1]), wie sehr dem Könige seit dem Beginne seiner Regierung alle Gegenstände, die für baares Geld vom Auslande bezogen wurden, zum Aergerniß gereichten; — kein Handelsartikel aber machte ihm so viel Sorge, wie der Kaffee, den er doch leider für seine Person nicht entbehren konnte. Trotz aller Abmahnungen und Verbote verbreitete sich der Gebrauch dieses belebenden Getränkes schnell bis in die untersten Volksklassen, und der König mußte aus seinen Tabellen ersehen, daß jährlich mehr als 700,000 Thaler dafür in's Ausland gingen[2]). Durch hohe Besteuerung des Kaffee's hoffte er dem entgegenzuwirken und legte eine Abgabe von $7\frac{3}{4}$ Groschen

---

[1]) Band III. p. 309. [2]) Preuß III. 31.

auf das Pfund[1]); allein auch dieser unverhältnißmäßige Satz that keine Wirkung. Das Volk trank immer mehr Kaffee, und der Schmuggelhandel, dem sich hier ein unermeßlicher Gewinn darbot, steigerte sich auf eine entsetzliche Höhe. Gleichzeitig wurde die theure Waare von den Kaufleuten durch Ersatzmittel aller Art gefälscht, so daß man das Pfund Kaffee in Berlin für 10 Groschen verkaufte, was bei der hohen Steuer auf rechtlichem Wege nicht geschehen konnte[2]). Die Engländer hatten in jener Zeit ebenfalls den Kaffee sehr hoch, sogar weit über den Werth der Waare mit Zöllen belegt, und waren darauf verfallen, lediglich den Verkauf gebrannten Kaffee's zu gestatten, um dadurch den Schmuggelhandel wirksamer zu verhindern. Friedrich erfuhr das und beschloß, in Preußen einen ähnlichen Versuch zu machen.

Am 21. Januar 1781 erschien das berühmte Kaffee-Edict, welches große Staatskaffeebrennereien zu errichten befahl, und die Oberaufsicht der Regie, als Nebenverwaltung, übertrug. Nur der Adel, die Geistlichkeit, das Militair und die höheren Beamten, nebst einigen anderen bevorzugten Personen sollten ferner noch ihren Kaffee selbst brennen dürfen, unter der Bedingung, daß jeder von ihnen mindestens 20 Pfd. jährlich verbrauchte. Das gesammte übrige Publikum durfte nur gebrannten

---

[1]) Riedel, Staatshaushalt 107. [2]) Preuß III. 28.

Kaffee kaufen, der in amtlich verschlossenen Büchsen, 24 Loth für einen Thaler, an den privilegirten Verkaufsstellen in Berlin und in den Provinzen feil gehalten wurde.

Keine der Maßregeln des Königs hat im Volke eine so große Aufregung hervorgerufen, wie diese Beschränkung des Verkehrs. An die Belästigungen der Accise und der Regie hatte man sich allmählich gewöhnt, auch war die Praxis zuletzt milder geworden [1]). Nun aber sah der Bürger sich genöthigt, ein ihm zum Bedürfniß gewordenes Lebensmittel für das Dreifache des Preises zu kaufen, während der Adel und die anderen Privilegirten ihren Kaffee dreimal billiger erhielten (zu 10 Groschen das Pfund), dazu kam die empörende Spionage, welche dem Schmuggelhandel auf diesem Felde begegnen sollte. Eine ganze Legion von Steuerbeamten, vom Volke Kaffeeriecher genannt, ging auf den Straßen umher und spürte dem Geruch von gebranntem Kaffee nach. Diese Leute hatten das Recht, in die Häuser zu dringen und in allen Winkeln nach ungebranntem oder unversteuertem Kaffee zu suchen. Die Erbitterung, welche ein solches Verfahren erregte, war so nachhaltig, daß noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts die älteren Leute nicht ohne Ingrimm

[1]) Dohm berichtet im vierten Bande seiner Denkwürdigkeiten als Augenzeuge über diese Gegenstände.

und Hohn von dieser Kaffeeriecherwirthschaft sprachen. Dieselbe gab auch Anlaß zu dem bekannten Vorfall, daß der König einst, durch die Jägerstraße in Berlin reitend, vor einem Hause eine große Menschenmenge sah, die sich, wie ein abgeschickter Page berichtete, an einer Carricatur belustigte, auf der Friedrich der Große sitzend dargestellt war, mit einer Kaffeemühle zwischen den Knieen, die nebenherfallenden Bohnen sorgfältig auflesend. Der König lachte und befahl, das Bild niedriger zu hängen, damit die Leute es bequemer sehen könnten. Mit unendlichem Jubel empfingen die für jeden Scherz empfänglichen Berliner diesen Bescheid, — man ließ den König hochleben und zerriß das Spottbild [1]).

Die hohe Besteuerung des Kaffee brachte übrigens nicht den Gewinn, welchen die Regie sich davon versprach. Erst als man die ursprüngliche Abgabe auf beinahe den dritten Theil herabsetzte, stieg der Ertrag der Steuer schnell von 300,000 Thalern auf 574,000 Thaler.

In ebenso lästiger Weise wie dies Kaffeemonopol wurde unter Friedrich dem Großen das Salzmonopol ausgebeutet. Das Edict vom 17. Dezember 1765 [2])

---

[1]) Preuß III. 275 nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Kapellmeisters Haffner, im Berliner Conversationsblatt von Förster und Häring. 1827. Nr. 253.

[2]) Edictensammlung zu 1765, Nr. 114. Ferner die Edicte vom 8. April und 16. Juni 1774 in dem betreffenden Jahrgange.

bestimmte ein Minimum von Salz, welches für jeden Menschen und für jedes Thier aus den königlichen Salzmagazinen entnommen werden mußte. Jeder Hauswirth auf dem Lande erhielt ein Salzbuch, welches von besonderen Salzrevisoren jährlich durchgesehen wurde und durch welches er nachweisen mußte, daß er für jedes über neun Jahr alte Glied seiner Familie vier Metzen, für jede milchende Kuh zwei Metzen, für fünf Schafe eine Metze u. s. w. entnommen habe. Für den Gebrauch bei den verschiedenen Gewerben wurden ebenfalls verhältnißmäßige Massen Salz bestimmt. Die Städte sollten mit dieser Einrichtung verschont bleiben, weil daselbst die Thorcontrolle dafür sorgte, daß alles Salz versteuert wurde. Diese Maßregeln hatten den Erfolg, daß das Etatsquantum, welches die Obersalzkasse abzuliefern hatte, von 373,000 Thalern, die 1740 einkamen, bis zum Jahre 1786 auf 643,000 Thaler stieg, wozu noch 289,757 Thaler kamen, welche die besonders verwaltete schlesische Obersalzkasse an den König ablieferte.

Da nun von den anderen Lebensbedürfnissen die Zuckerfabrikation dem Hause Splittgerber als Monopol verliehen war, der Wachs- und Baumwollenhandel, der Handel mit Russischen Producten und unzähliges Andere ebenfalls besonderen Handelscompagnien ausschließlich zustand, sogar der Handel mit Brennholz für Berlin und Potsdam einer Gesellschaft von Kaufleuten übertragen, und anderen Privatpersonen verboten war,

mit diesem Artikel zu handeln, so ist es erklärlich, daß die kleinen Kaufleute in Berlin sich jammernd an den König wendeten und ihm klagten, sie wüßten nicht mehr, womit sie noch Handel treiben sollten? Der König erwiederte ihnen [1]): „Daß der entsetzliche Schmuggelunfug, der mit dem Kaffee getrieben worden, ihn zu seinen Maßregeln veranlaßt, und er davon um so weniger abgehen könne, als den Materialhandlungen, statt sich mit dergleichen schelmischem Handel weiter abzugeben, noch viele andere Waaren, als Hammel, Kälber und anderes Schlachtvieh, so wie, außer den Gewürzen, auch noch Butter und Eier übrig bleiben, welche sie aus den Provinzen anhero schaffen, und dadurch den vielen Abgang von Kaffee ihrem Handel auf eine dem Vaterlande weit vortheilhaftere Art ersetzen kann."

Diese Beispiele mögen genügen, um darzuthun, wie auf dem Gebiete des eigentlichen Handels die Maßnahmen des Königs vielmehr lähmend als fördernd wirken mußten. Was aber nach dieser Seite hin versehen wurde, sollte auf der anderen, nach Friedrich's Ueberzeugung, überreichlich durch die eifrige Unterstützung ausgeglichen werden, die er den Fabrikangelegenheiten angedeihen ließ. Wenn es ihm nämlich gelang seine Absicht zu erreichen, die, wie wir wissen, auf nichts Geringeres ging, als alle menschlichen Be-

---

1) Preuß III. 32.

dürfnisse im Lande selbst zu erzeugen, so wären dadurch dem Handel die Quellen, die ihm nach Außen hin abgeschnitten waren, unfehlbar im Innern wieder ersetzt worden. Für eingehende Thätigkeit auf diesem Gebiete hatte der König von jeher eine ganz besondere Neigung, ja sein Eifer steigerte sich im Laufe der Jahre zu einer wahren Leidenschaft, die seinen klaren Blick oftmals über die Unausführbarkeit von Unternehmungen verblendete, auf die er sich sonst sicher nicht eingelassen hätte. An gutem Willen und ausdauerndem Fleiße und Beharrlichkeit fehlte es ihm am allerwenigsten. Wenn man seine Instructionen auf diesem Gebiete liest, so erstaunt man darüber, den größten Feldherrn und anerkannt ersten Staatsmann seiner Zeit, wie einen geborenen Kaufmann und Fabrikherrn reden zu hören.

Ein Beispiel genüge statt vieler. Aus der Correspondenz des Königs mit dem Geheimen Finanzrath Tarrach, welcher in Fabriksachen arbeitete, theilt Preuß [1]) folgendes Schreiben vom 6. Juli 1780 mit: „Was die Uhren anlangt, so muß ich erstlich wissen: wieviele Uhren werden in Berlin gemacht? Wieviel Ouvriers aller Art sind dazu nöthig, welche die Räder, die Ressorts, die Ketten und alle die differenten Sachen, die zur Uhr gehören, verfertigen? Auch, wieviel verdient eine solche Familie in Neufchatel, und was kann sie

---

1) Bd. III. p. 51.

hier kriegen? 2) wenn wir hier eine solche auf dem Lande ansetzen, wo es zum allerwohlfeilsten ist, so muß man berechnen, was der Lebensunterhalt kostet hier und in Neufchatel: Ist es hier theurer zu leben, so müssen sie nothwendig etwas mehr haben, das muß aber mit aller Ueberlegung und so gemacht werden, daß die Ouvriers leben können und die Fabrik bestehen kann. 3) Wenn man weiß, wieviel Uhren der Truitte (der Unternehmer, der sich gemeldet hatte) macht, so muß er auch sagen, was die Ressorts und die übrigen Fournitures, so er dazu aus der Fremde kommen lassen, ihm gekostet? Werden solche nun hier gemacht, so erspart er die Transportkosten aus der Schweiz; hingegen kommen ihm die Ouvriers hier höher zu stehen, weil er ihnen hier etwas mehr geben muß als dorten. Wenn dann die Balance richtig gezogen ist, so kann man daraus sehen, ob er die Preise mit den andern halten kann oder nicht? Geht das an, daß er die Preise mit den Schweitzern halten kann, so kann er auch hier, und das ganze Land, Polen, Rußland, Schweden und Dänemark an sich ziehen. Nach diesen Principiis muß alles gemacht werden, daß man sieht, wie weit die Sache kann poussiret werden, oder wie man dann anhalten muß."

Es würde zu weit führen, wenn wir auf alle die einzelnen Fabrikzweige näher eingehen wollten, welche der König in seinen Ländern zu fördern bemüht war.

Aus einer Liste, welche nach dem Kriege angefertigt wurde, ergab sich, daß mehrere hunderte von Gegenständen bis dahin im Inlande gar nicht angefertigt wurden, also vorläufig noch deren Einfuhr aus der Fremde, wenn gleich gegen starken Zoll, gestattet werden mußte. Hier gab es ein weites Feld für die rastlose Thätigkeit des Regenten. Durch Vorschüsse, durch Ueberlassung von Gebäuden, durch Prämien und Belohnungen aller Art suchte er zur Anlage der noch fehlenden Fabriken aufzumuntern, und ließ sich trotz wiederholten Mißlingens einzelner Unternehmungen dennoch herbei, immer neue Summen für den angestrebten Zweck herzugeben. So z. B. hat die erwähnte Uhrenfabrik den König nach und nach 140,000 Thaler gekostet[1]), und dennoch endete die Sache mit dem Bankerott der Unternehmer, so daß nur 31,000 Thaler gerettet wurden, welche 1783 ein neuer Unternehmer zu nochmaligem Versuche erhielt, der nun endlich bessere Erfolge erzielte. Metallarbeiter jeder Art wurden unterstützt, Papierfabriken angelegt, um die Einfuhr des feinen holländischen und italienischen Papiers unnöthig zu machen u. s. w. Auch bei dem letzterwähnten Gegenstand zeigte sich des Königs bis in's Kleinste gehende Umsicht, indem er ermahnte, die nützlichen Lumpen

---

[1]) Nicolai's freimüthige Anmerkungen zu Zimmermann's Fragmenten II. 84. bei Preuß III. 52.

nicht mehr zu Zunder zu verbrennen. Die Lumpensammler sollten zu dem Ende Feuerschwamm bei sich führen und dagegen Lumpen eintauschen.

Mit besonderer Liebe hielt Friedrich der Große die Hoffnung fest (Band III. p. 306), daß es ihm gelingen werde, die Zucht der Seidenwürmer im Inlande so weit zu bringen, um allmählich Sammet und Seidenwaaren aus einheimischen Rohstoffen zu erzeugen, und in der That bewirkten die unablässigen Ermahnungen zur Pflege dieses Gewerbszweiges ein allmähliches Aufblühen desselben, welches jedoch nach dem Tode des Königs wieder in's Stocken gerieth [1]. Daneben hatte die Porcellanfabrik in Berlin sich der beständigen persönlichen Sorgfalt des Königs zu erfreuen. Derselbe besuchte oft die Arbeitssäle, machte vielfache Bestellungen Behufs kostbarer Geschenke an fürstliche Personen, und hatte die Freude, daß an Schönheit der Formen und der Malerei, wenn auch nicht an Weiße und Leichtigkeit, das Berliner Porcellan sich neben dem berühmten Meißner sehen lassen durfte. Von dorther hatte Friedrich im siebenjährigen Kriege nicht nur eine große Menge fertiger Waare als gute Beute entführt, sondern auch die Formen mitgenommen, und Arbeiter-

[1]) Nach Mauvillon's Angabe betrug die Seidenernte in Preußen 1751 nur 50 Pfund, dagegen 1757 schon 700 Pfund. Das steigerte sich bis 1783 auf 11,000 Pfund und 1785 sollen 17,000 Pfund erzeugt worden sein.

familien aus Sachsen nach Berlin übergesiedelt, sondern es waren lange Züge von Wagen mit Meißner Porcellanerde beladen während vieler Wochen in die Mark gesendet worden, um daselbst theils rein, theils als Beimischung der minder feinen einheimischen Erde verarbeitet zu werden.

Die Hebung der Fabrikthätigkeit nach allen Seiten hin war dem Könige nicht blos in gewerblicher Hinsicht von größter Wichtigkeit, sondern er erblickte in derselben, gemäß den damaligen Zeitanschauungen, zugleich das sicherste Mittel zur Vermehrung der Bevölkerung. Der siebenjährige Krieg hatte einen großen Theil der männlichen Jugend hinweggerafft, aus welcher die Armee ergänzt werden mußte. Die durch neu angelegte Fabriken aus der Fremde herbeigerufenen Arbeiter und deren Familien schienen das Material zu dem Nachwuchs zu bieten, dessen man dringend bedurfte. In der That wiesen auch die Bevölkerungslisten von Jahr zu Jahr ein befriedigendes Wachsen der Einwohnerzahl nach, wobei man allerdings übersah, daß Fabrikarbeiter, wegen ihrer Lebensweise und Beschäftigungsart, in der Regel nicht dem kräftigen Menschenschlage angehören, der für den Kriegsdienst der tauglichste ist, und daß außerdem die meisten der neu Ankommenden nur unter der Bedingung in's Preußische gezogen werden konnten, daß sie für ihre Person, oft auch für ihre Nachkommenschaft von der Einstellung in die Armee

befreit blieben, und daß außerdem viele derselben offen und heimlich wieder auswanderten, wenn das, was sie fanden, ihren Erwartungen nicht entsprach. Durch solche Rücksichten wurde indessen Friedrich's leidenschaftliche Vorliebe für das Fabrikwesen nicht verringert. Sein Bestreben blieb fortwährend auf Vermehrung solcher Anlagen gerichtet und auf der Reise, die er jährlich mit altgewohnter Regelmäßigkeit durch alle Provinzen machte, forschte er aller Orten nach dem Material, welches jede Gegend für das Aufblühen einer neuen Gewerbsthätigkeit darbiete, die im Stande wäre irgend ein bisher aus der Fremde bezogenes Erzeugniß künftig im Inlande zu verfertigen. Es wird erzählt, daß er unterwegs wohl selbst die Packen der Hausirer untersucht, und wenn er darin Waaren fand, die man bis dahin in Preußen noch gar nicht, oder nicht in gleicher Güte verfertigte, sofort Anlaß nahm, die Behörden aufmerksam zu machen und mit Anweisungen zu versehen. So befahl er, daß die kleinen bunten Nürnberger Spiegel künftig durch einheimische ersetzt, daß die Heiligenbilder, die man aus katholischen Ländern bezog, im Inlande verfertigt werden müßten, und man sich genau zu erkundigen hätte, welche Heiligen an jedem Orte besonders beliebt wären [1]). Eine 1771 eingesetzte Fabrikencommission sollte über die neuen

---

[1]) Preuß III. 49.

Anlagen die Aufsicht führen und genaue Listen über das Gedeihen derselben einreichen.

Man müßte ein förmliches Wörterbuch von allen möglichen Handelsartikeln zusammenstellen, wenn die Gegenstände erschöpft werden sollten, auf welche des Königs Aufmerksamkeit allezeit mit reger Theilnahme gerichtet blieb.

Die alten, gleichsam angestammten Gewerbe, welche seit Jahrhunderten in den Preußischen Provinzen geblüht, und nächst dem Ackerbau hauptsächlich zum Wohlstande des Landes beigetragen hatten, die Wollmanufacturen in den Marken, die Metall- und Leinwandfabriken in Westphalen und die schlesische Weberei erfreuten sich ebenfalls der stetigen Sorge des Königs. Er ließ, zuerst unter den deutschen Regenten, spanische Böcke zur Veredlung der Wolle kommen, ohne jedoch denselben Erfolg zu erzielen, welchen bald darauf die Elektoralschafe in Sachsen hatten. In Schlesien wurden Spinnschulen eingerichtet. Allein diese Gewerbe waren bereits so gut im Gange, daß sie einer besonderen Unterstützung und Aufmunterung nicht bedurften und sich am wohlsten befunden hätten, wenn die Regierung sich gar nicht um sie kümmerte, sondern sie gewähren ließ. Es wirkte z. B. nur schädlich, daß der König im Interesse der schlesischen Weber die Ausfuhr des Garns verbot; denn der Anbau des Flachses verminderte sich seitdem in der Provinz. In ähnlicher

Weise schädlich wirkten die alten grausamen Gesetze gegen die Wollausfuhr, welche Friedrich aufrecht erhielt und noch verschärfte. Die Wollpreise sanken zum Schaden der Gutsbesitzer, und die Schäfereien verringerten sich, trotzdem bei 1000 Dukaten Strafe verboten war, eine Schäferei eingehen zu lassen [1]). Die Westphälischen Metallwaaren durften zum Theil gar nicht, zum Theil nur gegen schwere Eingangszölle in die Provinzen diesseits der Weser eingeführt werden, weil durch dieses Schutzzollsystem das Fortkommen der neuangelegten Fabriken in der Mark erleichtert werden sollte.

Wenn nun bei diesem Verfahren, welches nach den heut geltenden Ansichten zum großen Theil auf irrigen Grundsätzen beruhte, dessenungeachtet der Wohlstand des Landes sich zwar langsam, doch stetig emporhob und die Wunden sich schlossen, die der blutige Krieg geschlagen, so erklärt sich das dadurch, daß für jene Zeiten und für die damaligen Verkehrsverhältnisse vieles heilsam sein konnte, was heut verderblich wirkt, ganz besonders aber dadurch, daß die strenge und sparsame Gewissenhaftigkeit des Königs dafür sorgte, daß die eingehenden Staatsgelder allein für Staatszwecke und nicht für unnütze und überflüssige Dinge verwendet werden durften.

---

[1]) Dohm IV. 427. Preuß III. 43. Mylius, Ediktensammlung von 1763, Nr. 88; von 1776, Nr. 26; von 1777, Nr. 25.

Dergleichen Betrachtungen drängen sich ganz besonders auf, wenn man die Einrichtung der Bankinstitute betrachtet, welche Friedrich der Große in der Hauptstadt des Landes und in den Provinzen in's Leben rief. Der ursprüngliche Plan war, unter Gotzkowsky's Beirath von einigen Hamburger Kaufleuten entworfen und bei der Berliner Bank, zu welcher der König 1764 acht Millionen aus dem Staatsschatze herzuleihen versprach, in Anwendung gebracht. Schon 1765 aber befahl Friedrich II., das von dem schon erwähnten italienischen Schwindler Calzabigi ausgearbeitete Project in's Leben zu rufen, vermöge dessen die Bank ein Zwangsrecht erhielt, um alle 150 Thaler übersteigende Zahlungen im ganzen Lande dermaßen an sich zu ziehen, daß dergleichen Gelder zur Erhebung bei der Bank angewiesen wurden. Ebenso erhielt dieses Institut das Privilegium, daß alle auf Ausländer gezogenen Wechsel über 100 Thlr. und mehr, ausschließlich bei ihm bezahlt werden mußten. Wer dergleichen Wechsel mit Umgehung der Bank selbst bezahlen ließ, sollte den ganzen Betrag desselben als Strafe entrichten[1]). Obgleich die Minister, in dem bereits oben erwähnten Gutachten, über dieses Bankproject sich mit den Worten äußerten: „Wir sind überzeugt, daß die Feinde

---

[1]) Edict vom 17. Juli 1765. Edictensammlung Nr. 63 und Nr. 90 dieses Jahres.

Ew. Maj. sich freuen werden, wenn dieser Plan zur Execution gebracht würde, der hauptsächlich aus dem berüchtigten Law'schen Project in Frankreich entlehnt ist und dessen Folgen für uns betrübter sein werden, als jemals diejenigen in Frankreich," so ließ der König sich von seinem Vorhaben dadurch nicht abbringen [1]), sondern errichtete bald nachher in Königsberg, Breslau, Magdeburg und andern Provinzialstädten Filialbanken, die mit den gleichen exorbitanten Privilegien ausgestattet wurden.

Die verheißenen acht Millionen Thaler wurden niemals hergegeben; der ursprüngliche Fonds der Bank bestand in der That nur aus 450,000 Thalern. Bis zum 1. Juni 1767 hatte die neue Anstalt einen Verlust von circa 160,000 Thalern, und am 1. Januar 1768 ein Deficit von 13,854 Thalern [2]). Hierauf befahl der König durch Cab.-Ordre vom 16. Juli 1768, alle gerichtlichen Depositen- und Pupillengelder, die nicht binnen sechs Wochen auf höhere als 3 procentige Hypotheken angelegt wären, ohne Ausnahme an die Banken von Berlin und Breslau gegen 3 pCt. abzuliefern. Im folgenden Jahre wurde dies auf alle Capitalien der Hospitäler und sonstige milde Stiftungen ausgedehnt. Von Capitalien, bei denen Majorenne bethei-

[1]) Urkundenbuch III. 98.

[2]) Bergius, Grundsätze der Finanzwissenschaft p. 235.

ligt waren, sollten sogar nur $2\frac{1}{2}$ pCt. gezahlt werden. Dessenungeachtet soll die Bank in 39 Jahren, von 1767—1806 nur circa 9 Millionen Thaler, also durchschnittlich im Jahr 250,000 Thaler Gewinn gebracht haben, was mit dem Zwange und dem unberechenbaren Verluste, den diese gewaltsamen Anordnungen den Minorennen und den Stiftungen zufügten, in gar keinem Verhältniß stand.

Die Absicht des Königs, daß die Bank auch Girogeschäfte machen sollte, kam nicht zur Ausführung. Das betreffende Reglement erschien den Kaufleuten zu lästig, um sich demselben zu fügen.

Ein zweites großes Geld- und Handelsinstitut errichtete Friedrich der Große durch Patent v. 14. Oct. 1772 unter dem Namen der Seehandlung. Er habe beschlossen, heißt es in dieser Urkunde, eine Handelsgesellschaft zu dem Zwecke zu gründen, um unter preußischer Flagge die fremden Häfen zu beschiffen, und tüchtigen Gewinn an den Ein- und Ausfuhren zu machen. Der Fonds solle aus königlichen Kassen hergegeben, und die Unterthanen zur Betheiligung aufgefordert werden. Der Handel mit Seesalz und mit dem aus Polen kommenden Wachs wurde der neuen Gesellschaft als Monopol verliehen. Von den 2400 Aktien à 500 Thlr., aus denen der Fonds bestand, nahm der König 2100 für sich, und nur 300 wurden dem Publikum angeboten, so daß also diese beiden neuen Monopole auf Wachs

und Salz zu $\frac{7}{8}$ dem Monarchen zu Gute kamen. 1776 wurden zur Erweiterung der Geschäfte 3000 neue fünfprocentige Aktien à 500 Thlr. ausgegeben, doch erhielten die Aktionaire keinerlei Antheil an der Verwaltung und der Beaufsichtigung des Instituts, dessen oberste Leitung der König sich allein vorbehalten hatte [1]). Dies Institut entwickelte seine Bedeutung erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts. Unter Friedrich dem Großen wog die neue Beschränkung und Belästigung, die es dem Handelsstande zufügte, schwerer als der geringe Gewinn, den die Aktien abwarfen.

Weit segensreicher als Bank- und Seehandlung wirkte ein drittes Geldinstitut, welches 1770 unter dem Namen des Landschaftlichen Creditsystems zuerst in Schlesien in's Leben trat.

Die Noth der Gutsbesitzer, welche nach dem Kriege großentheils so erschöpft waren, daß sie die Zinsen ihrer Hypotheken nicht bezahlen konnten, stieg von Jahr zu Jahr, — in demselben Maße sanken die Preise der Güter; es schien der angesessene Adel seinem Ruin entgegenzugehen. Da errichtete der schlesische Justizminister Carmer nach einem von dem Kaufmann Büring [2]) entworfenen Plan eine schlesische Landschaftskreditbank,

---

[1]) Krug l. c. p. 102. Bergius 227.

[2]) Der Nekrolog dieses merkwürdigen Mannes, der 1810 zu Berlin starb, in der Berliner Zeitung von 1810, im Februar Nr. 21.

welche die sämmtlichen Rittergüter zu einer wechselseitigen Versicherungsgesellschaft vereinigte und den Besitzern Geld bis zur Hälfte des Werthes ihres Besitzungen darlieh. Indem man dies Institut später mit einem Tilgungsfonds versah, vermöge dessen die gemachten Schulden in einer Reihe von Jahren gleichsam von selbst abgezahlt wurden, äußerte dasselbe die beste Wirkung. Die von demselben ausgegebenen Pfandbriefe wurden bald über pari bezahlt.

Viele andere deutschen Länder errichteten in der nächsten Zeit ebenfalls Pfandbriefsinstitute, so daß der Segen dieser finanziellen Maßregel sich weit über die Grenzen des preußischen Staates hinaus verbreitete.

In welcher Weise der König sonst noch für die Hebung des Ackerbaues thätig war, ist bereits im 9. Capitel des 3. Bandes angedeutet. Nach allen dort hervorgehobenen Richtungen offenbarte sich die Sorgfalt Friedrich des Großen durch den ganzen Lauf seiner Regierung und unablässig dachte er darauf, die Einwohnerzahl durch Heranziehung ländlicher Colonisten zu heben. Es fehlte niemals an Ackergrund, den man den Ankömmlingen zur Bebauung übergeben konnte, denn theils lagen vom Kriege her in den meisten Provinzen große Strecken Landes wüst und herrenlos, theils entstanden neue weite Flächen fruchtbaren Bodens an den Orten, wo Sümpfe und Moräste urbar gemacht und feuchte Niederungen durch Eindeichungen und Wälle

4*

trocken gelegt wurden. Schon 1763 begannen dergleiche Arbeiten an der Netze und Warthe in der Gegend von Driesen, Landsberg und Friedeberg. 1769 bis 1771 wurden in Pommern und auf der Insel Usedom weite Bruchländer trocken gelegt, und 1774 von einer besonderen Immediatcommission ein allgemeiner Meliorationsplan für das ganze Land ausgearbeitet, zu dessen Ausführung der König stets bereitwillig Gelder hergab. In ausgedehnterem Maße noch, als durch diese Urbarmachungen, entstand für neue bäuerliche Ansiedlungen dadurch Raum, daß die adligen Gutsbesitzer mit unnachsichtiger Strenge angehalten wurden, die kleinen Besitzungen, welche sie während des Krieges eingezogen und zu ihren Dominalhöfen geschlagen hatten, wiederum von denselben zu trennen und mit Ackerwirthen zu besetzen. Das kam dem finanziellen Interesse des Königs ebenso zu Gute, wie es zur Vermehrung der Bevölkerung beitrug, indem das Land aus den Händen des steuerfreien Adels nunmehr an eine neue, abgabenpflichtige Landbewohnerschaft überging.

Bei diesen auf die Landbewirthschaftung bezüglichen Maßregeln bediente sich der König nach dem Kriege vorzugsweise des Geheimen Finanzraths von Brenkenhof, der bis 1762 Dessauischer Kammerdirector gewesen war. Im Laufe seiner Feldzüge hatte Friedrich II. von den zweckmäßigen Anordnungen Kenntniß genommen, welche dieser Mann in dem kleinen Lande seines

Fürsten getroffen, und namentlich hatten ihn die vorzüglichen Verpflegungsanstalten für das preußische Heer überrascht, als dasselbe nach der Schlacht bei Torgau das Dessauische Gebiet berührte[1]).

Eine der glänzendsten Seiten seines Verwaltungstalents offenbarte Friedrich der Große durch die Maßregeln, welche er in Bezug auf den Kornhandel und das Magazinwesen traf. Für unsere Zeit freilich, wo durch die hohe Entwicklung der Verkehrsmittel der Fall nicht mehr eintreten kann, daß in einem Theile von Deutschland Ueberfluß herrscht, während nicht weit davon die Menschen zu Tausenden Hungers sterben, wären die Mittel, welche man vor hundert Jahren anwenden mußte, vollkommen verkehrt und geradezu verderblich, allein damals bewirkten sie, daß der preußische Staat in Zeiten des Mißwachses, welcher über einen großen Theil von Europa Hungersnoth, und im Gefolge davon Krankheiten und Pest verbreitete, fast ganz von solchen Calamitäten verschont blieb; diesem Resultate gegenüber schien es dem Könige ein geringes Uebel, wenn er durch seine plötzlichen Ausfuhrverbote,

---

1) Ueber Brenkenhof vergl. dessen Biographie von Meißner, Leipzig 1782. Der wackere Mann setzte im Dienste des Königs sein Vermögen zu, so daß er noch auf dem Sterbebette um Nachsicht bitten mußte, weil sich die von ihm verwaltete Kasse in dem verwickeltsten Zustande befand. Nach B.'s Tode ließ Friedrich II dessen Güter schonungslos verkaufen. Preuß III. 89.

und durch zwangsweise herabgesetzte Getreidepreise den Handel beeinträchtigte und großartige Spekulationen der Kaufleute unmöglich machte, weil dieselben in keinem Augenblick wissen konnten, in welcher Art am nächsten Tage eine Cabinetsordre ihre Berechnungen durchkreuzen würde [1]). — Außer den Militärmagazinen nämlich, in welchen stets der Kornbedarf der Armee für einen Feldzug aufgespeichert lag, und welche mit umsichtigster Rücksichtsnahme auf die Preise im In- und Auslande für möglichst geringe Kosten angefüllt wurden, waren noch Land-Magazine eingerichtet, welche der König öffnen ließ, sobald die Kornpreise eine bestimmte Höhe überstiegen, und die Besorgniß eines Nothstandes eintrat. Alsdann erhielten die Bedürftigen Brod- und Saatkorn zu einem geringeren Preise als der Marktpreis, was ohne Verlust der königlichen Kasse, sogar noch mit Gewinn derselben geschehen konnte, weil Friedrich II. persönlich auf's genaueste darüber wachte, daß die Einkäufe immer nur in reichen Kornjahren, also sehr billig gemacht wurden. Mit der Oeffnung der Magazine wurde jedesmal für die Dauer derselben die Ausfuhr von Getreide in's Ausland auf's strengste verboten, damit die Empfänger das Korn nicht zum Handel benutzten. So hatte z. B. das Jahr 1769 eine überaus reiche Ernte geliefert, und die

---

[1]) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 411.

Getreidepreise sanken ungemein herab. Friedrich befahl sogleich die Magazine zu füllen. Als nun 1770—1772 drei schlechte Ernten auf einander folgten, und im ganzen übrigen Deutschland Hungersnoth eintrat, konnte der König sogar noch den benachbarten kleinen Staaten Getreide ablassen, und außerdem gestatten, daß zahllose, durch den Hunger in's Preußische getriebene Ausländer an den Wohlthaten seiner Magazineinrichtung Theil nahmen. Damals, sagt der bekannte Friedrich Nicolai [1]), wurde Vielen erst klar, daß der König von Preußen, den man bisher als großen Feldherrn bewundert hatte, auch ein Regent von ungemeiner Weisheit sei.

Neben diesen Maßregeln, welche das Umsichgreifen allgemeiner Nothstände verhindern sollten, lag dem Könige natürlich vor allen Dingen die Pflicht am Herzen, nach und nach in den einzelnen Provinzen die

---

[1]) In der Vorrede zum 1. Bande seiner Anecdoten. Dohm l. c. p. 415. Merkwürdig ist, daß in ganz Deutschland neben Friedrich dem Großen nur noch der Fürst v. Neuwied im Stande war, die Hungersnoth von seinem kleinen Lande fern zu halten, und zwar durch ganz entgegengesetzte Maßregeln. Er gab nämlich den Getreidehandel vollständig frei und bewirkte dadurch, daß in Neuwied immer Korn im Ueberfluß vorhanden, und der Preis desselben im Verhältniß zu anderen Ländern mäßig war. — Die Noth der Jahre 1771—1772 war so groß, daß allein in Sachsen 150,000 Menschen Hungers gestorben sein sollen, obgleich gerade dort 1769 die Ernte so reichlich ausgefallen war, daß man an vielen Orten das Korn nicht einbringen konnte, sondern auf dem Felde verderben ließ.

Spuren des Krieges zu vertilgen. Von dem Umfang der Arbeiten, die hier vorlagen, giebt u. A. die bekannte Aeußerung des Königs gegen Voltaire einen Begriff[1]): „Wollen Sie den ganzen Umfang der Verwüstungen kennen lernen, die der fanatische Ehrgeiz meiner Feinde in meinem Lande angerichtet hat, so mögen Sie wissen, daß ich in Schlesien 8000, in Pommern und der Neumark 6500 Häuser habe wieder aufbauen müssen, was nach Newton und d'Alembert 14,500 menschliche Wohnungen ergiebt." Was aber das wunderbarste bei dieser Sache ist, und vielleicht als einziges Beispiel in seiner Art betrachtet werden muß, ist der Umstand, daß der König alle diese Arbeiten wirklich aus eigenen Mitteln, gewissermaßen aus seinen Ersparnissen herstellte.

Um zu begreifen, wie dies möglich war, wollen wir an dieser Stelle uns mit der eigenthümlichen Art und Weise bekannt machen, wie Friedrich der Große die Verwendung der eingehenden Staatsgelder unmittelbar in seiner Hand behielt[2]). Gleich beim Antritt der Regierung gab er den Willen kund, stets über größere Summen ohne Mitwirkung der Minister und der Behörden zu verfügen. Er ließ deshalb nicht mehr, wie das bisher geschehen war, die sämmtlichen Staatseinkünfte an die beiden Generalkassen (die Domainen- und

[1]) Oeuvres XXIII. 112. vom 24. Oktober 1766.
[2]) Riedel, Staatshaushalt 112.

die Kriegskasse) abführen, sondern bildete sich eine eigne Dispositionskasse, in welche nicht nur alle Einkünfte aus den neuen Finanzspeculationen, der Regie, der Monopole, der königlichen Fabriken u. s. w. abflossen, sondern auch große Summen aus der Domainen- und Kriegskasse gezahlt werden mußten. Aus letzterer in jedem Jahre der Ueberschuß, um welchen die Einnahme sich höher erwies als die aufgestellten Ausgabe-Etats. Außer verschiedenen anderen Quellen, die sonst noch in diese Dispositionskasse geleitet wurden, ließ der König auch die Pensionen und Besoldungen, die aus anderen Kassen gezahlt werden mußten, nach dem Tode der betreffenden Personen nicht aus den Listen streichen, sondern an sich selbst zahlen, wie er z. B. die auf 50,000 Thaler bestimmte Apanage der Königin Mutter seit deren Tode 1757 sich alljährlich verabfolgen ließ, und davon nur die Pensionen an den Hofstaat derselben berichtigte, die bei dem Absterben der betreffenden Personen auch allmählich fortfielen. Aus solchen und ähnlichen Einnahmen wuchs der Bestand der königlichen Dispositionskasse allmählich bis zu einer Jahreseinnahme von 5,750,000 Thalern [1]). Dazu kam, daß Friedrich der Große von den 1,200,000 Thalern, welche er für seine persönlichen Bedürfnisse und für die Apanagen des königlichen Hauses ausgesetzt hatte, durch-

---

[1]) Genaueres bei Riedel p. 119.

schnittlich kaum mehr als 200,000 Thaler verbrauchte, also wiederum eine Million zur Disposition behielt. Alle diese Summen betrachtete Friedrich als Ersparnisse, über welche er ausschließlich zum Besten des Landes zu verfügen sich verpflichtet hielt, und er führte das mit einer Gewissenhaftigkeit durch, welche in der Geschichte aller monarchischen Staaten wohl als einziges Beispiel dasteht. Da fehlte es denn niemals an Mitteln, einem wirklichen Bedürfnisse abzuhelfen und große Anlagen zur Verbesserung des Landes durchzuführen, woneben dann alljährlich noch eine bedeutende Summe in den Staatsschatz floß, den der König, trotz aller von ihm geführten Kriege, seinem Nachfolger mit mindestens 55 Millionen gefüllt zurückließ [1]).

Zweites Kapitel.

Die Armee. Die Rechtspflege. Kirche und Schule. Wissenschaften und Künste.

Nach einem blutigen siebenjährigen Kriege befand sich die preußische Armee natürlich in solcher Verfassung, daß sie so gut wie neu organisirt werden mußte. Die Lücken in den Regimentern hatte man in den letzten

---

[1]) Daselbst 120, Note 1.

Jahren durch zusammengeraffte Rekruten nothdürftig auszufüllen versucht, doch konnten diese schlechtexercierten Mannschaften den Verlust der altgedienten Cameraden nicht ersetzen. Die Officierstellen waren zum großen Theil an halbe Kinder aus den Cadettenhäusern vergeben, und dennoch war der König genöthigt gewesen, ganz gegen seine Neigung vielen Bürgerlichen Patente zu ertheilen. Der Staat erschien halb wehrlos; nur das diente zur Beruhigung, daß auch die anderen Staaten, welche einen Angriff hätten wagen können, in gleichem Maße und noch mehr erschöpft waren. Dennoch wäre es leichtsinnig gewesen, auf lange Dauer des Friedens zu rechnen. Das deutsche Reich stellte in der That jetzt einen Körper dar, wie ihn der Wappenadler mit seinen zwei Köpfen symbolisch andeutete, — nur wurden die beiden Häupter, Oesterreich und Preußen, nicht von Einem Willen und Einer Seele regiert, sondern sie mußten in wachsam eifersüchtiger Feindschaft verharren, und es galt, sich im eintretenden Falle nicht überraschen zu lassen; deshalb hielt Friedrich es für dringend nöthig, seine Heeresmacht so schnell wie möglich wieder auf den alten Achtung gebietenden Fuß zu setzen, den dieselbe vor dem Kriege eingenommen hatte. Wir haben bereits früher seinen Ausspruch mitgetheilt, daß blinder Gehorsam, eiserne Disciplin und maschinenmäßige Einübung der Truppen die wesentliche Grundlage für eine Armee bilden, mit der man

große Erfolge erzielen will. An dieser Ueberzeugung hielt er um so mehr fest, weil er die Erfahrung gemacht, daß seines Vaters Truppen, welche 25 Jahre lang nur auf feindlichen Exercierplätzen eingeübt und gedrillt worden, unter Leitung ihres ebenfalls nur durch theoretische Studien zum Feldherrn gebildeten Königs alsbald eine Reihe der glänzendsten Waffenthaten zu vollbringen im Stande waren.

Der siebenjährige Krieg hatte nicht blos die besten Generale und Officiere, und den Kern der Truppen selbst hinweggerafft, sondern auch die kriegerische Zucht einigermaßen gelockert, weil selbstredend im Felde und im Lager die parademäßige Pünktlichkeit und Sauberkeit nicht vollständig aufrecht erhalten werden kann; um so weniger, wenn nach den blutigen Schlachten die Lücken in den Reihen ohne Auswahl wieder gefüllt werden mußten.

Der König fühlte selbst am besten, daß seine Armee jetzt nicht mehr die alte war; er wollte versuchen, ob er den erloschenen Geist wieder wachrufen könnte. Dazu schien ihm ein geeignetes Mittel, wenn er die bürgerlichen Officiere durch adlige ersetzte, denen er ja allein wahres Ehrgefühl zuschrieb. Mit großer Unbarmherzigkeit führte er das durch. Die Bürgerlichen, welche während des Krieges voll Hingebung Leben und Gesundheit auf's Spiel gesetzt, wurden ohne weiteres entlassen, — kaum erhielt Einer oder der Andere eine

kleine Pension. Doch fanden sich nicht genug junge Adlige für den Bedarf der Armee, denn viele Familien hatten ihre ganze männliche Jugend, andere den größten Theil derselben dem Könige auf dem Felde der Ehre geopfert. Kaum konnten die Linienregimenter und die schwere Cavallerie von bürgerlichen Eindringlingen frei gehalten werden[1]). Auch die Freicorps, welche im Kriege so gute, und zum Theil einträgliche Dienste geleistet, wurden ohne weiteres aufgelöst und die Mannschaften entlassen, die sich größten Theils bettelnd im Lande umhertrieben. Bei den Regimentern wurden umfangreiche Beurlaubungen vorgenommen, um die Kosten zu verringern; die im Dienst behaltenen Truppen aber mit Exercieren und Uebungen aller Art gar sehr geplagt, so daß es nicht selten zu unruhigen Auftritten kam, die aber alsbald durch die grausamen, damals üblichen Militairstrafen unterdrückt wurden. Einst, so wird erzählt, war eine Truppe der Potsdamer Garde sogar, um einige Erleichterungen zu ertrotzen,

---

[1]) Von dem widerwärtigen Kampfe zwischen des Königs Ueberzeugung und der Noth giebt das Edict vom 28. März 1768 Zeugniß, welches bestimmt: „daß Söhne der bürgerlichen Besitzer adliger Güter, wenn sie in den (ziemlich verachteten) Garnisonregimentern oder der Artillerie zehn Jahre lang Capitains gewesen, in den Adelstand erhoben zu werden sich gewärtigen sollten.“ Diese Standeserhöhung sollte den Mißlaut, den man nicht vertilgen konnte, wenigstens verdecken. Courbières, Geschichte der Heeresverfassung. Berlin 1852. p. 114. 115.

ohne ihre Officiere in Reihe und Glied nach Sanssouci marschirt. Der König, durch einen Eilboten unterrichtet, legte Uniform an und trat ihnen auf der Terrasse vor dem Schlosse entgegen. Bevor der Rädelsführer zu Worte kommen konnte, commandirte er: „Halt!“ Alle standen sofort regungslos. „Richtet Euch!“ — „Linksum kehrt!“ — „Marsch!“ — Lautlos gehorchten Alle und waren froh, ohne Strafe fortgekommen zu sein, wie denn auch der König froh war, daß ein so gefährlicher Vorgang ohne ruchbar zu werden und als böses Beispiel zu wirken, unterdrückt werden konnte.

Diese Potsdamer Garde, und besonders das Leibbataillon des Königs hatte überhaupt eine ganz ausnahmsweise Stellung in der Armee. Dasselbe war aus dem kronprinzlichen Regimente hervorgegangen und wurde in vieler Weise ebenso bevorzugt, wie einst das Riesenregiment Friedrich Wilhelm's. Kein Mann durfte in dieses Bataillon eingestellt werden, den der König nicht selbst ausgesucht hatte. Seit 1763 galt als Bedingung, daß der Aufzunehmende nicht unter 9 Zoll groß, nicht über 30 Jahr alt, nicht verheirathet und noch mit keiner Regimentsstrafe belegt sei. Es befanden sich Menschen aus aller Herren Länder in diesem 800 Mann starken Bataillon, doch durfte später kein Franzose mehr aufgenommen werden, weil diese sich in die strenge Disciplin nicht fügten, auch

keine Polen, weil der König einen Widerwillen gegen die mit ky endenden Namen hatte. Dies Bataillon bildete gewissermaßen ein militairisches Kloster. Die Verpflichtung war lebenslänglich. Nie wurde ein Mann entlassen. Die alten, nicht mehr Dienstfähigen kamen in das kleine Städtchen Werder, wo sie, so lange ihre Kräfte ausreichten, auf Deserteure und Schleichhändler aufzupassen hatten. Ohne Paß durfte kein Mann die Stadt Potsdam verlassen. Nur wenn sie exercierten, kamen sie vor das Thor. Uebrigens hatten sie wenig Dienst und ein für jene Zeiten sehr hohes Tractament. Da sich diese 800 zum Theil noch jungen Leute sehr langweilten und nach einem freieren Leben sehnten, so wurden ihnen allerlei Zerstreuungen gemacht. Sie mußten auf der Straße Ball spielen, im Winter auf dem Bassin in der Stadt Schlittschuh laufen, und unter Anleitung der Gebildeteren unter ihnen, zuweilen öffentlich Komödie spielen. Um sie für die versagte Verheirathung schadlos zu halten, bekamen sie das Privilegium, sich nach ihrem Gefallen Bürgermädchen als Freundinnen auszusuchen. Willigte eine solche ein, mit einem Gardisten zu leben, so erhielt derselbe von dem Commandeur einen Zettel des Inhalts: Der N. N. hat die Erlaubniß die N. N. als Liebste zu sich zu nehmen; worauf die Person alsdann von den Eltern oder der Dienstherrschaft ohne weiteres verabfolgt werden mußte. Der Soldat erhielt dann ein eigenes Quartier

in der Stadt, wo er so lange blieb, als er das Mädchen bei sich behalten wollte. War er ihrer überdrüssig, so kehrte er in die Kaserne zurück; seiner Geliebten durfte, nach ausdrücklichem Befehl des Königs, Niemand deshalb einen Vorwurf machen. Man hatte sich an dies ganz exorbitante Verfahren in Potsdam mit der Zeit so gewöhnt, daß man es für selbstverständlich nahm. Das Leibbataillon war übrigens keinesweges ein bloßes Spielzeug des Königs, der dasselbe vielmehr zu einer Musterschule für die ganze Armee ausbildete. Bis 1756 hatte er es stets in eigner Person commandirt, und jede neuangeordnete Aenderung des Exercitiums selbst auf's genaueste einstudirt. Die Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Bewegungen, die Präcision des Gewehrfeuers u. s. w. wird als wunderbar geschildert. Abwechselnd wurden Officiere von den auswärtigen Regimentern nach Potsdam befohlen, um die neuen Handgriffe kennen zu lernen; auch schickte der König zuweilen einen seiner Leibofficiere in die Provinzen, um den dortigen Regimentern, die bei der Revue nicht genügt hatten, Unterricht zu ertheilen [1]).

---

[1]) Briefe eines alten Preuß. Officiers, Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend. Hohenzollern 1790. Dies kleine Buch enthält zwar viele durch Flüchtigkeit und persönliche Animosität des Verfassers gegen einzelne Widersacher veranlaßte thatsächliche Unrichtigkeiten; allein von der ganzen Art und Weise wie der König, namentlich seit 1763, sich der Armee gegenüber ver-

Auf seinen Revuereisen, die mit der alten Regelmäßigkeit fortgesetzt wurden, verfuhr er mit noch größerer Strenge als sonst, und strafte auch oft ohne Veranlassung. War seine Stimmung gerade noch durch die, immer häufiger wiederkehrenden, Gichtleiden gereizt, so ließ er sich wohl zu schreienden Ungerechtigkeiten fortreißen, in Folge deren mancher unschuldige Officier in's Unglück gerieth.

Die Regimenter, welche sich nach des Königs Meinung bei Zorndorf nicht gut gehalten, so wie die, welche bei Maxen gefangen worden, konnten niemals seine Gnade wieder erlangen. Auch andere Regimenter traf sein Zorn oft, ohne daß irgend Jemand wußte weshalb. War ihm ein Obrist mißliebig, den er dennoch nicht fortschicken wollte, so erhielten dessen Officiere oft Jahrelang jedesmal Einschub, sobald eine Vakanz eintrat. Anfangs gab das viel Verdruß, und die eingeschobenen Officiere mußten sich mit den Uebergangenen der Reihe nach duelliren. Allmählich aber gewöhnte man sich daran, dergleichen Vorfälle wie eine höhere Schickung zu ertragen, und die Armee schloß gleichsam einen stillschweigenden Vertrag, Keinen, der ohne sein Verschulden unglücklich wurde, ganz sinken zu lassen. War ein

---

hielt, bekommt man ein treues Bild. Jene Irrthümer sind übrigens in Gegenschriften widerlegt. Die Literatur im letzten Bande von Dohm's Denkwürdigkeiten.

Officier ohne erheblichen Grund cassirt, und erhielt derselbe wie gewöhnlich dann nicht einmal eine Pension, so schossen die Kameraden zusammen und gewährten ihm einen standesgemäßen Unterhalt[1]). Man war keineswegs blind dafür, daß der König aus Laune oder Eigensinn oft dem Einzelnen oder ganzen Regimentern Unrecht thue[2]), allein die Liebe und Verehrung,

---

[1]) Briefe eines alten Officiers II. 25. Courbières 115.

[2]) Bekannt ist die Ordre an Tauentzien vom 7. Sept. 1784, in welcher der König seine Unzufriedenheit über die eben abgehaltenen schlesischen Revuen kund giebt: Die Regimenter sind so schlecht, als hätte ich lauter Schuster und Schneider zu Generalen gemacht. Wären die Manöver Ernst gewesen, so hätte die feindliche Infantrie unsere Kavallerie zusammengehauen, und die Schlacht war verloren. Ich habe gar nicht die Absicht durch die schlechte Führung meiner Generale Schlachten zu verlieren. General Erlach kommt sechs Wochen in Arrest u. s. w. Rödenbeck III. 311. Der König wußte so gut wie die Armee, daß bei solchen allgemeinen Strafexecutionen dem Einzelnen oft Unrecht geschah, aber unerbittliche, wenn gleich manchmal allzugroße Strenge schien ihm nothwendig. „Nach dem Kriege," sagt er Oeuvres VI. 5, „war keine Ordnung mehr, die Disciplin war so schlaff geworden, daß die alten Regimenter nicht besser als die neuen Rekruten exercierten. Es bedurfte der äußersten Anstrengung, um die entarteten Schaaren zur alten Tüchtigkeit zurückzuführen." Daß dies böses Blut machte, war dem Könige nicht unbekannt. Als einst der Fürst v. Ligne ihm bei Tafel in Gegenwart vieler Generale Complimente machte, antwortete der König: Ihr urtheilt zu günstig von mir; fragt nur diese Herren, was ich für Launen und Capricen habe. Die werden Euch schöne Dinge erzählen! Pr. de Ligne, mémoires et mélanges I. 22—40.

welche er bei Hoch und Niedrig in der ganzen Armee genoß, war dessenungeachtet so groß, daß Jeder sich glücklich schätzte einem Fürsten zu dienen, der nicht nur nach dem einstimmigen Urtheil der Welt der erste Monarch seiner Zeit war, sondern der auch als Mensch und Regent immer noch unendlich weniger Fehler und Schwächen besaß, als irgend einer der anderen Fürsten. Sang doch selbst der verkrüppelte Invalide, der sein Brod an den Thüren betteln mußte, Friedrich's Lob, und fühlte sich bis an seinen Tod durch den Gedanken gehoben, einst unter seinen Fahnen gefochten zu haben.

Inzwischen arbeitete der König ohne Rast an der Vervollständigung und Verbesserung der Armee in ihrem weitesten Umfange. Die Geschützgießereien blieben in beständiger Thätigkeit, die Zeughäuser und Montirungsdepot's füllten sich mit Vorräthen jeder Art, die Festungen wurden in Stand gesetzt, Schweidnitz, Graudenz, Glatz mit stärkeren Werken versehen, Silberberg zu einer neuen Festung gemacht. Durch fortwährende Erhöhung der Truppenzahl, und durch zeitweise Errichtung von neuen Regimentern wuchsen die 76,000 Mann, welche Friedrich bei der Thronbesteigung von seinem Vater überkommen, nach und nach bis zur Zahl von fast 200,000 Mann. —

Was auch Friedrich der Große selbst an dieser Armee auszusetzen haben mochte, dennoch galt dieselbe nach wie vor für die Erste in Europa. — Fürsten und hohe

Officiere aller Länder bewarben sich um die Erlaubniß, den Paraden und Revuen als Zuschauer beiwohnen zu dürfen, was ohne eigenhändige schriftliche Genehmigung des Königs Niemandem gestattet war. Auch die Gesuche um Eintritt in die Reihen der Armee waren fortwährend zahlreich; vornehme Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier erbaten sich die Ehre, in das Officiercorps Friedrich des Großen aufgenommen zu werden, der sich solchen Gesuchen gegenüber mit Recht sehr spröde erwies; namentlich wollte er die jungen Lords nicht haben, deren Luxus auf die Sitten im preußischen Heerlager verderblich wirken konnte, wo ja im Felde nicht einmal der Gebrauch eines silbernen Löffels gestattet war. Ueberhaupt strebte Friedrich dahin, die leiblichen Bedürfnisse der Officiere nach spartanischer Weise einzuschränken, während er andererseits sich bemühte, die geistige Bildung derselben auf jede Weise zu heben. Schon 1765 errichtete er eine Militairacademie, 1775 eine Ingenieurschule. Auch wurden jeder Inspection einige Ingenieurofficiere beigegeben, um die jüngeren Cameraden im Planzeichnen und in allen Zweigen der Befestigungs- und Belagerungskunst zu unterrichten [1]).

Die Cadettenhäuser neu zu organisiren wurde dem General Buddenbrock übertragen; eine neue dergleichen

---

1) Oeuvres VI. 95.

Anstalt für 56 Söhne pommerscher Adelsfamilien errichtet. 200 der befähigtsten Cadetten erhielten in der Akademie alsdann höhere Ausbildung von den besten Lehrern, die oft weither verschrieben wurden. Dabei war der König fortwährend mit der Ausarbeitung von Instructionen für die Generale beschäftigt, die er denselben zu eifrigem Studium mit dem Befehle strengster Geheimhaltung übergab [1]). In die Einzelnheiten dieser Instructionen einzugehen, ist nicht unsere Aufgabe. Für die Männer von Fach wird das Studium derselben aber stets von größter, nicht blos historischer Wichtigkeit bleiben. Der Ruhm, eine so große Armee zu besitzen [2]), war übrigens theuer erkauft. Nicht nur überstieg die persönliche Kriegslast der Unterthanen Alles, was vorher und vielleicht auch nachher von einem Lande getragen war, sondern der Kostenaufwand war in Bezug auf die Staatseinkünfte ebenso unverhältnißmäßig hoch. Denn wenn auch, wie es beabsichtigt war, unter den Truppen sich 50,000 angeworbene Ausländer befunden hätten (eine Zahl, die in der Wirklichkeit nie

---

1) In den drei letzten Bänden der Oeuvres jetzt veröffentlicht.

2) Der König giebt die von ihm neu formirten Truppentheile Oeuvres VI. 102 folgendermaßen an: 4 Garnisonbataillone und Grenadiercompagnien 3150. — 2 Bataillone Artillerie 2500. Fünf Infantrie-Regimenter, auf Friedensfuß 8500. Ein Regiment Husaren 1400. Bei 36 Infantrieregimentern 20 Mann Verstärkung bei jeder Compagnie 8640. Neue Jäger 300, eine Compagnie Mineurs 150, zusammen 24,640 Mann.

erreicht wurde), so waren noch immer an 150,000 Inländer im stehenden Heere. Rechnet man die Bevölkerung des Staates unter Friedrich II. nach der höchsten Angabe auf sechs Millionen, so stand von 40 lebenden Menschen immer Einer unter dem Gewehr. In einem 1776 geschriebenen Aufsatze[1]) berechnet Friedrich selbst seine gesammten Einkünfte auf 21,700,000 Thaler, die Kosten der Armee auf 16,000,000 Thaler, d. h. $\frac{5}{7}$, also mehr als $\frac{2}{3}$ der Staatseinnahmen. Von den übrigbleibenden fünf Millionen habe er zwei Millionen jährlich in den Staatsschatz gelegt, und nachdem von dem Reste von 3,700,000 Thalern noch die Kosten für die Festungen in Abzug gekommen, mußte das übrige für alle Friedensbedürfnisse des Staates ausreichen.

Nicht genug damit, daß die Armee so ungeheure Summen verschlang, lastete dieselbe auch noch schwer besonders auf der ländlichen Bevölkerung, durch die Verpflegung der Cavalleriepferde, welche den Sommer über zu den Bauern auf Grasung geschickt wurden, und durch die Vorspannfuhren für das Geschütz und den Train, die bei allen Märschen und Manövern ohne Vergütigung geleistet werden mußten.

---

[1]) Exposé du Gouvernement prussien etc. Oeuvres IX. 183. — Officiell sind die Kosten der Armee nicht bekannt gemacht. Mirabeau und Mauvillon IV. 312 rechnen heraus, daß sie $\frac{11}{12}$ der Staatseinnahmen verschlungen hätten.

Der Staat Friedrich des Großen war ein Militairstaat, wie Europa ihn bis dahin noch nicht gekannt hatte. Die Einrichtungen desselben erhielten eine besondere Färbung durch den Umstand, daß die Armee nicht in dem Sinne wie heutzutage ein organisches Glied des ganzen Volkskörpers war, sondern vielmehr ein lediglich dem Willen des Königs dienstbares Werkzeug. Abgesehen davon, daß die gemeinen Soldaten fast alle nur gezwungen dienten, so gehörte auch die eigentliche militairische Ehre dem Officiercorps allein, welches als ein geschlossenes Ganze dem Haufen der Gemeinen gegenüberstand. Die Scheidewand zwischen diesem adligen Officiercorps und den aus dem niederen Bürger- und Bauernstande und den angeworbenen Fremden, befestigte der König seinen Grundsätzen gemäß vielmehr, als daß er darauf bedacht gewesen wäre, dieselbe zu durchbrechen. Der gemeine Soldat wurde in menschlicher Beziehung von der übrigen Welt mit Verachtung angesehen, und es ist bezeichnend, daß selbst unter den Verworfensten des weiblichen Geschlechts der Ausdruck „Soldatenliebste" für das ehrenrührigste Schimpfwort galt [1]).

Fast härter noch als während des Dienstes war das Loos der armen Soldaten nach ihrer Entlassung. Zwar

---

1) Schiller's Verbrecher aus verlorner Ehre.

hatte Friedrich der Große[1]) bereits 1748, zuerst unter den deutschen Fürsten ein Invalidenhaus in Berlin errichtet: laeso sed invicto militi! Allein hier fanden nicht ganz 600 Mann Unterhalt und nothdürftige Verpflegung. Für alle Uebrigen gab es keine geregelte Versorgung. Ein Pensionsgesetz existirte weder für Officiere noch für Gemeine; vielmehr betrachtete der König es als Ausfluß seiner persönlichen Gnade, wenn er einem ausgedienten Krieger irgend etwas gewährte[2]). Die Officiere wurden hin und wieder mit Civilversorgungen bei der Post und im Finanzfach abgefunden, die Unterofficiere häufig zu Schulmeistern ernannt, sofern

---

[1]) Rödenbeck, Anhang I. p. 167.

[2]) An den Major v. Poser, dessen der König sich oft zu geheimen Missionen bedient hatte, und der 1776 wegen Krankheit den Abschied nehmen mußte, schrieb er: Ich bin entschlossen, Euch zum Andenken meiner für Euch im Dienst gehabten vielen Gnade etwas von Eurer bisherigen Pension auf Lebenszeit zu lassen. Er bekam 400 Thaler. — Dem Major v. Platen wurden 200 Thaler — zwei anderen Majors ebenfalls 200 Thaler bewilligt. Preuß, Urkundenbuch III. 218. 221. Weil Ich erfahren, daß der Lieutenant v. Renner einer der besten und fleißigsten Officiere gewesen, und nur Krankheitshalber außer Dienst gekommen, so habe ich ihm eine Pension von monatlich 5 Thalern ausgesetzt. (1774.) Daselbst 241. Ritt der König in Potsdam aus, so folgte ihm gewöhnlich ein Schwarm bettelnder Invaliden mit ihren Stelzfüßen und abgeschossenen Armen. Gelegentlich wurde ihnen ein Thaler zugeworfen. War der Monarch aber ungnädig, so erhielten die begleitenden Pagen den Befehl, die Canaillen auseinander zu jagen. Briefe eines alten Officiers I. 43.

sie nothdürftig lesen und schreiben konnten, wobei allenfalls die Disciplin, nicht aber der Unterricht der Dorfkinder gewinnen konnte. — Nächst der Armee lag Friedrich dem Großen kein Zweig der Staatsverwaltung so sehr am Herzen als die Rechtspflege. Was er seit seiner Thronbesteigung für dieselbe gethan, wie er die Idee der Gerechtigkeit in ihrer vollen Reinheit erfaßt, und im Leben zu verwirklichen strebte, wie er die Rechtshändel abzukürzen und minder kostspielig zu machen suchte, und einen wie trefflichen Gehilfen bei diesen Arbeiten er in seinem Großkanzler Cocceji gefunden, haben wir bereits im dritten Bande erwähnt. Wir nehmen den dort abgebrochenen Faden hier wieder auf, um die Thätigkeit des Königs auf dem Gebiete der Gesetzgebung in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege zu schildern.

Cocceji hatte bereits erkannt, daß die Maßregeln zur Beschleunigung des Gerichtsverfahrens nur dann wahrhaft segensreich wirken könnten, wenn zugleich eine Reform des materiellen Rechts in's Leben träte und man sich entschlösse, das in einer fremden Sprache geschriebene Römische Recht durch ein deutsches Gesetzbuch zu beseitigen[1]), welches blos auf die natürliche Vernunft und die Landesverfassung begründet wäre. Er glaubte ein solches binnen Jahresfrist selbst abfassen,

[1]) Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen II. 451 ff.

und den Ständen und Provinzialcollegien zur Begutachtung vorlegen zu können. Besondere Provinzialstatuten für die einzelnen Landschaften wollte er in einem Anhange beifügen. Wirklich erschien bereits 1749 der erste und 1751 der zweite Theil des Werkes, dem Cocceji den Titel: Project des Corpus juris Fridericiani gab. Er bezeichnet dasselbe als ein Landrecht, worin das Römische Recht in eine natürliche Ordnung und richtiges System gebracht — — alle Fictionen und Subtilitäten ausgemerzt, alle zweifelhaften Fragen entschieden, und dadurch ein sicheres und allgemeines Recht für alle Provinzen hergestellt wird. Der erste Theil behandelt das Personenrecht. Der zweite das Sachenrecht. Ein dritter, welcher das Vertragsrecht umfassen sollte, ist nicht erschienen, und leider auch Cocceji's Manuscript bis auf ein geringes Fragment über das Eherecht verloren gegangen [1]). Es lag nicht in des Verfassers Absicht, ein neues Recht zu schaffen, sondern nur das bestehende Landesrecht in eine klare, allgemein verständliche Form zu bringen, und mittelst desselben nicht nur das Römische Recht, sondern wesentlich auch die Rechtswissenschaft der Gelehrten zu verdrängen, welche nach des Königs Ansicht nur die Entscheidungen der Richter verwirrten. In der Vorrede wurde sogar bei schwerer Strafe verboten, Commentare über das

---

[1]) v. Kamptz, Jahrbücher LIX. p. 146.

neue Landrecht oder einzelne Theile desselben zu schreiben, weil das nur zu verderblichen Disputen Gelegenheit gebe.

Der siebenjährige Krieg unterbrach die gesetzgeberischen Bestrebungen des Königs; außerdem besaßen Cocceji's Nachfolger, v. Jariges, 1755—1774 und v. Fürst, 1774—1779, nicht das Vertrauen des Monarchen in dem Maße wie ihr großer Vorgänger, namentlich auch deshalb, weil sie nicht im Stande waren zu bewirken, daß kein Prozeß länger als ein Jahr dauerte, was Friedrich der Große von Anfang an verlangt hatte. Inzwischen wurde der schlesische Justizminister v. Carmer, welcher durch seine Leistungen des Königs Aufmerksamkeit erregt hatte, 1755 nach Berlin entboten, und übergab im December desselben Jahres das Project eines revidirten Codicis Fridericiani, nach welchem der Richter von Amtswegen bei jedem Rechtsstreite die erheblichen Thatsachen untersuchen, und keine Zwischenerkenntnisse mehr über die Beweislast, sondern nur ein endgültiges Urtheil über den Streit selbst erlassen sollte. v. Fürst widersprach diesen Ansichten, und wußte den König dahin zu bringen, daß für's Erste von der Durchführung derselben Abstand genommen würde, wogegen inzwischen eine anderweite Verordnung zur Abkürzung von Prozessen erschien[1]). Unter

[1]) v. Kamptz XLVIII. p. 37 und 313 ff. Simon's Bericht in Mathis Jur. Monatsschrift für 1811, p. 192 ff.

diesen Umständen mußte Friedrich der Große, sehr wider seinen Willen die Gesetzgebung im Ganzen noch beim Alten lassen, wodurch seine Stimmung, den Gerichtsbehörden gegenüber, eine höchst gereizte wurde. Dazu kam noch folgender Umstand: Die gesammte Geistesrichtung der Voltaire'schen Schule, welcher der König auf's eifrigste anhing, stand im Widerspruch mit den strengen Standesunterschieden, die er aus politischen Gründen aufrecht erhalten zu müssen glaubte; namentlich die Leibeigenschaft der Bauern sprach der Erkenntniß von der Gleichberechtigung aller Menschen Hohn. Der König begriff die ganze Verwerflichkeit dieses Instituts und hätte demselben gern ein Ende gemacht, ja es gab Augenblicke, wo er das durch einen einfachen Cabinetsbefehl durchzusetzen hoffte. Als er nach dem Hubertsburger Frieden die Provinz Pommern bereiste [1]), ließ er am 25. Mai 1763 durch den Präsidenten Benkendorf an die dortigen Stände den Befehl ergehen: Es solle absolut, und ohne das geringste Raisonniren alle Leibeigenschaft, sowohl in Königlichen als adligen Dörfern von Stund an gänzlich abgeschafft, und Alle, die sich dagegen opponiren würden, mit Güte oder mit Force dahin gebracht werden, daß diese Ideen Sr. Majestät zum Nutzen der ganzen Provinz in's Werk gesetzt würden. Als aber hierauf der Adel in

---

[1]) Rödenbeck II. 395.

einer sehr eindringlichen Vorstellung seine alten Gerechtsame geltend machte, siegte Friedrich's Vorliebe für diesen Stand, an dessen Privilegien er sich nicht mit Gewalt zu rütteln getraute, und jene Ordre hatte weiter keine Folgen. Ueberhaupt war seine Absicht in Bezug auf die Leibeigenschaft keineswegs soweit gegangen, als man nach heutigen Begriffen denken möchte; denn als er am 8. November 1778 in der Provinz Preußen die „Leibeigenschaft und Sklaverei" wirklich aufhob, so blieb dessenungeachtet die Erbunterthänigkeit und die glebae adscriptio, d. h. der Zwang der Landbevölkerung, das Gut nicht ohne Erlaubniß der Herrschaft zu verlassen und die Kinder in den Dienst derselben zu geben, mit allen Robotsdiensten und Leistungen nach wie vor bestehen, und nur für gewisse beschränkte Fälle wurde der Loskauf gestattet [1]).

Um nun das Unrecht, welches er im Großen und Ganzen nicht ausrotten konnte und wollte, wenigstens im Einzelnen minder fühlbar zu machen, erklärte sich der König mit großer Energie in allen Streitigkeiten zwischen Gutsherrschaft und Gesinde für den Beschützer der kleinen Leute; ja er hegte ein beständiges Mißtrauen, daß die Gerichte mit ihren adligen Präsidenten sich auf die Seite der Unterdrücker stellten. So oft

---

[1]) In der Mylius'schen Edictensammlung von 1778 das Edict vom 2. November.

daher ein Bauer sich direct an seine Person wendete, ließ er die Sache auf's Genaueste untersuchen und wachte mit größter unermüdlicher Sorgfalt darüber, daß der Arme nicht von dem Reichen und Mächtigen unterdrückt würde. Sein mit den Jahren stets zunehmendes Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit der Gerichte erzeugte den Wunsch, einmal, wenn die Gelegenheit sich darböte, durch recht auffallende Strenge „ein Exempel zu statuiren," wozu denn ein Rechtsfall ihm besonders passend schien, der in seinen Folgen für die gesammte Preußische Gesetzgebung so weitreichend geworden ist, und eine so weltkundige Berühmtheit erlangt hat, daß auf die Einzelnheiten desselben hier näher eingegangen werden muß.

Der Müller Arnold besaß mit seiner Frau zusammen die sogenannte Krebsmühle bei Pommerzig im Krossener Kreise in der Neumark[1]), und hatte dem Besitzer des Gutes, dem Grafen v. Schmettau, eine jährliche Erbpacht in Korn zu entrichten. Seit dem Jahre 1773 zahlte er diesen Zins nicht mehr, unter dem Vorwande, daß der Landrath v. Gersdorf, dem das oberhalb der Mühle gelegene Gut Kay gehörte, 1770 einen Karpfenteich angelegt habe, durch welchen

---

[1]) Die auf diese Angelegenheit bezüglichen Aktenstücke sind ziemlich vollständig zusammengedruckt im Anhange zum III. Band von Preuß, Friedrich der Große, p. 489—526.

der Zufluß des Wassers zur Mühle gehemmt werde. Graf Schmettau war der Ansicht, daß die Handlung des Gersdorf ihn in seinen Rechten um so weniger beeinträchtigen könnte, als die Mühle fortwährend im Gange geblieben war und also Wasser genug haben mußte. Dennoch wollte er sich mit Arnold in Güte vergleichen und bot ihm mäßige Zahlungstermine an. Arnold wollte sich darauf nicht einlassen; es kam zum Processe, in Folge dessen die Mühle am 7. Sept. 1778 für 600 Thlr. an den Meistbietenden verkauft wurde. Die Arnold'schen Eheleute beschwerten sich bei der Neumärkischen Regierung zu Küstrin, wo sie abgewiesen wurden, und sich darauf mit einer Bittschrift unmittelbar an den König wandten, den sie um eine militairische Commission ersuchten, welche das ihnen durch Gersdorf zugefügte Unrecht feststellen sollte. Dies sonderbare Verlangen war damals nicht auffallend, weil der König oftmals einen zuverläßigen Officier beauftragte, sich von dem Grund oder Ungrund einer Beschwerde zu überzeugen und ihm Bericht zu erstatten. Diesmal wurde vorläufig der Müller am 21. August 1779 in Potsdam zu Protokoll vernommen, wobei nur dessen Klage gegen Gersdorf zur Sprache kam, das Verhältniß zum Grafen Schmettau aber unerwähnt blieb. Schon Tages darauf wies der König die Regierung zu Küstrin an, einen Commissarius zu ernennen, welcher in Gemeinschaft mit dem in Züllichau stehenden Obrist

v. Heyking die Sache untersuchen sollte. Die Regierung übertrug die Commission ihrem Rathe Neumann. Der Obrist indessen, anstatt nach des Königs Befehl sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, beauftragte seinen Auditeur mit der Sache. Dieser, ein von der Regierung in Küstrin wegen schlechten Betragens ehemals cassirter Advokat, benutzte aus Rache die ihm gebotene Gelegenheit, um den Bericht so zu entwerfen, daß die Regierung dadurch beim Könige in den Verdacht der Parteilichkeit kommen mußte, um so mehr, als Heyking denselben selbstständig einschickte, während die Regierung ihrerseits ebenfalls selbstständig berichtete, und zwar in dem Sinne, daß der Müller Wasser genug habe und seine Mühle in vollem Gange sei, woraus der Ungrund seiner Beschwerden sich von selbst ergebe. Der Bericht des Obristen dagegen stellte die Sache so dar, als hätte man den Müller durch Entziehung des Wassers in die Unmöglichkeit versetzt, den Erbzins zu zahlen. Beide widersprechende Berichte trafen gleichzeitig bei dem Könige ein. Groß wie sein Mißtrauen gegen die Civilbehörden war das Vertrauen, welches er in seine Officiere setzte. Er hielt deshalb den Heyking'schen Bericht für zuverläßig, und befahl der Regierung in harten Ausdrücken, den Müller klaglos zu stellen. Hätte dieselbe, so fügte er hinzu, die Sache gründlicher untersucht, so hätten Höchstdieselben nicht nöthig gehabt, andere Leute dahin zu schicken. Es ist ja nicht zu

verantworten; Sr. Majestät werde sie Alle zum Teufel schicken und Andere dahin setzen, denn sie sind nicht das Brod werth.

Die Regierung ernannte nun eine neue Commission, ließ viele Zeugen vernehmen, und berichtete in einem ferneren motivirten Gutachten, daß der Müller Unrecht habe, und der Obrist sich im Irrthum befinde. Der König war indessen von seiner Meinung nicht abzubringen. Nach verschiedenen Zwischenverfügungen, deren Umständlichkeit und schnelle Aufeinanderfolge uns ein Beispiel von Friedrich's grandioser Arbeitskraft giebt, die es ihm möglich machte einem einzelnen Rechtsfalle soviel von seiner Zeit zu widmen, erging am 28. November ein Befehl an das Kammergericht zu Berlin, die Sache kurz und ohne viel Weitläufigkeiten abzuthun, und ohne Anstand zu berichten. Das Kammergericht ließ sogleich durch einen reitenden Boten die Akten von Küstrin holen und ernannte am 7. Dezember den K. G. Rath Ransleben zum Referenten, welcher mit solchem Eifer arbeitete, daß er schon Tags darauf zwei Relationen in Sachen Arnold contra v. Gersdorf und contra v. Schmettau dem in Pleno versammelten Collegio vortragen konnte. Nur in einem geringen Nebenpunkte wurde die Küstriner Entscheidung abgeändert, in allen übrigen aber bestätigt. Das Kammergericht beschloß, an den Wortlaut des königl. Rescripts sich haltend, und wohl auch böser Dinge gewärtig, nur

kurz zu berichten, daß die Sache abgemacht, und die Akten nach Küstrin zurückgeschickt seien. Allein damit kam man schlecht an. Am 10. Dezember erließ der König folgende Ordre als Erwiderung: „Wenn ich jemals einen abgeschmackten Bericht erhalten habe, so ist es derjenige des Kammergerichts vom gestrigen Dato, — — Ich hätte meinem Kammergericht doch mehr Vernunft und Ueberlegung zugetraut — — als daß es sich hat einfallen lassen, mir über eine Rechtssache einen so unvernünftigen Bericht abzustatten, in welchem nicht einmal die ausgefallene Sentenz und deren Gründe auch nur mit einem einzigen Worte angezeigt sind. Noch alberner aber wird solches dadurch, — — daß Ihr wohl wissen konntet, wie ich auf deren Entscheidung vorzügliche Aufmerksamkeit richte, — — und ich kann nicht anders als Euch diese Nachlässigkeit zu verweisen, — und eine deutliche Anzeige des Endurtheils und dessen Gründe bis spätestens gegen 2 Uhr Nachmittags zu erfordern." Natürlich gehorsamte man sofort. Ueber den ferneren Verlauf besitzen wir die eigene handschriftliche Aufzeichnung des bei der Sache zunächst betheiligten Referenten Ransleben, der im Wesentlichen Folgendes erzählt: Am nächsten Tage, Sonnabend, kam gegen 11 Uhr eine andere Cabinetsordre an den Großkanzler v. Fürst, worin der König ihm befahl, er solle mit denjenigen drei Räthen, welche das Urtheil in der Arnold'schen Sache minutiirt hätten,

um 2 Uhr auf das Schloß vor ihn kommen. Der Präsident v. Rebeur kam um $\frac{3}{4}$ auf 12 zu mir gefahren und notificirte mir, daß, da der König nur drei Räthe zu sprechen verlange, er die K. G. Räthe Friedel, Graun und mich dazu ernenne. Ich, als Referent, sollte das Wort führen. Meiner lieben Frau sagte ich hiervon nichts, sondern allein meinem Schwiegervater, welcher mir guten Muth zusprach, so wie ich denn überhaupt keine Furcht bei mir verspürte, weil ich in meinem Gewissen überzeugt war, nur nach meiner besten Ueberzeugung gehandelt zu haben. Gegen 2 Uhr fuhr der Großkanzler mit uns Dreien in seinem Wagen auf das Schloß. Gleich nachher wurden wir vor den König geführt. Wir gingen durch drei Zimmer, — in dem vierten, einem kleinen Zimmer mit Einem Fenster, war Sr. Majestät. Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns geradezu ansehen konnte, mit dem Rücken gegen das Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut nach der Form der Predigerhüte auf, einen Ueberrock von Moll oder Sammet, schwarze Beinkleider und Stiefeln, so ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisirt. Drei kleine Bänke mit grünem Tuch beschlagen standen vor ihm, worauf er die Füße zu liegen hatte. Er hatte die eine Hand, an welcher er große Schmerzen zu leiden schien, in einer Art von Muff stecken, in der anderen hielt er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur

Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garniret, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm. Ein Geheimer Cabinetsrath war im Zimmer, der sich zum Schreiben fertig machte. Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher," worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritt von ihm entfernt waren. Er frug uns Drei: „Seid Ihr Diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?" Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir Ja sagten. Der König wandte sich hierauf an den Kammergerichtsrath Friedel und frug ihn diejenigen Fragen, welche in der Zeitung vom 14. December 1779 aufgeführt sind, und sagte uns alles dasjenige, was das daselbst abgedruckte, sogleich mitzutheilende Protokoll enthält, und welches der Cabinetsrath nachschrieb. Jedoch ist nicht das ganze Protokoll in unserer Gegenwart abgehalten worden, sondern das Ende muß der König, nachdem wir abgetreten waren, dictirt haben. Als der König sagte: das hiesige Tribunal habe die neumärkische Sentenz confirmirt, so wollte ihm Herr v. Fürst einhelfen und sagte: „das Kammergericht," worauf der König dictirte: das Kammergerichtstribunal; zugleich aber befahl er ihm in sehr harten Ausdrücken, er solle sich entfernen, er habe seine Stelle schon wieder besetzt, worauf der Großkanzler ohne ein Wort zu sagen vor uns Dreien mit der größten

Geschwindigkeit vorbei wegging. Der König bediente sich noch sehr harter Ausdrücke gegen uns, und entließ uns endlich ohne zu sagen, was er mit uns machen wolle. Kaum hatten wir das Zimmer verlassen, als er hinter uns herkam, und uns befahl zu warten. Kurz darauf kam ein Adjutant, welcher uns in einem Wagen nach dem gemeinen Stadtgefängnisse, dem Kalandshofe, abführte. Unser Arrest daselbst dauerte vom 11. December 1779 bis zum 5. Januar 1780. Den 13. December wurde uns eine Cabinetsordre publicirt, nach welcher der König eine Untersuchungscommission ernannt, dieser aber im Voraus anbefohlen hatte, auf keine geringere Strafe als ein Jahr Festung, Cassation und die Ersetzung alles Schadens an die Arnold'schen Eheleute zu erkennen, welches denn freilich eine üble Perspective war. Der König hatte während der Unterredung mit uns die von mir abgefaßte Sentenz in der Hand, und schien darüber in Sonderheit aufgebracht zu sein, daß sie in seinem Namen abgefaßt war, welches immer geschieht. Er schlug deshalb öfters auf selbige mit der andern Hand und sagte dabei zu wiederholten Malen: Meinen Namen cruel gemißbraucht! — Soweit Randsleben. Die erwähnte Bekanntmachung in den Zeitungen vom 14. December 1779 lautete folgendermaßen:

Von Sr. Königl. Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protokoll den 11. Decbr. 1779 über die drei Kammer-

gerichtsräthe Friedel, Graun und Ransleben: Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll. Kann man das thun? Ist von selbigen mit Nein geantwortet. Ferner kann man einem Müller, der kein Wasser hat und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat, ist das gerecht? Wurde auch mit Nein beantwortet. Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teiche zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn das noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahre 14 Tage und im Herbst 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser von seiner Mühle gehabt. Was thut die Küstrin'sche Justiz! Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichtstribunal approbirt solches. Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch Sr. Königl. Majestät landesväterlichen Intentionen ganz entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder geringe,

reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt, und einem Jeglichen ohne Ansehn der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Se. königliche Majestät werde dahero in Ansehung der wider den Arnold abgesprochenen höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justizcollegia sich daran spiegeln und keine dergleichen groben Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt. — — Ein Justizcollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande. Vor die kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten. Uebrigens wird den Justizcollegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben, und befehlen auch hiermit auf's Nachdrücklichste — — daß mit égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer; denn da muß alles gleich sein — — wonach sich also sämmtliche Justizcollegia zu richten haben.

Friderich.

An dem nämlichen 11. December befahl der König dem Etatsminister v. Zedlitz, dafür zu sorgen, daß die drei Räthe mindestens mit Cassation und Festung bestraft würden. Das Criminalkollegium prüfte nochmals auf's Genaueste die Akten und es zeigte sich ganz klar, daß Heyking's Bericht sachwidrig und ungenau abgefaßt worden. Zedlitz überreichte die Darlegung des Sachverhältnisses und fügte in dem Begleitschreiben die Worte hinzu: Ich habe Ew. Majestät Gnade jederzeit als das höchste Glück meines Lebens vor Augen gehabt, — — würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und dem Criminalsenat angezeigten Gründen werden Ew. Majestät zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin ein condemnatorisches Urtheil gegen die arretirten Räthe abzufassen. — Die höchst merkwürdige Antwort des Königs lautet: Wenn Sie nicht sprechen wollen, so thue Ich es und spreche das Urtheil folgendermaßen: Die — — Justizbedienten werden hiermit cassirt und zu einjährigem Festungsarrest condemnirt. Dieselben sollen den Werth der Arnold'schen Mühle sowohl, als allen Schaden des Müllers nach einer Taxe ersetzen und der Müller soll in integrum restituirt werden. Uebrigens, so schließt das Schreiben an Zedlitz, will ich Euch noch sagen, wie es mir lieb ist, daß Ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennen lerne, und werde nun schon

sehen, was Ich weiter mit Euch mache, — und bin Ich sonsten Euer Wohlaffectionirter König. Darunter hatte er eigenhändig geschrieben: Fikfakereien bei den Herren, weiter nichts. — Hiergegen war nach damaligen Verhältnissen weiter nichts zu machen, und ging die Erklärung der Kammergerichtsräthe Graun und Friedel, charakteristisch für die Zeitanschauung, dahin: daß, nachdem die Entscheidung Sr. Majestät höchstselbst erfolgt, sie keinen höheren Richter in dieser Zeitlichkeit wüßten, und daher die in ihrer Person getroffenen Verfügungen erdulden wollten, was aber den Civilpunkt betreffe, sie sich das Nöthige vorbehalten.

Die Verurtheilten blieben bis zum 5. September, also neun Monat, in Spandau, worauf sie, nachdem Arnold von ihnen befriedigt war, entlassen wurden, ohne jedoch wieder angestellt zu werden. Erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. erfolgte eine Revision des ganzen Verfahrens, die abgesetzten Beamten wurden für vollkommen unschuldig erklärt, und der König erstattete ihnen, so gut es anging, ihre Verluste.

Der Eindruck, welchen diese ganze Angelegenheit im Publikum machte, war überwältigend. Am unschuldigsten schien der Großkanzler Fürst gelitten zu haben, in dessen Departement die ganze Sache gar nicht gehörte. Wenn man die Räthe des höchsten Gerichtshofes einsperren, den Großkanzler absetzen konnte, weil eine Civilsache nicht nach des Königs Willen entschieden

wurde, so schienen die Grundlagen des Rechts und der Gerechtigkeit aus den Fugen gerissen. Die heftigste Opposition erhob sich namentlich unter der Berliner Einwohnerschaft und äußerte sich mit einer Kühnheit, welche für damalige Zeiten wunderbar genannt werden muß. Gleich am nächsten Tage drängte sich Vornehm und Gering zu Herrn v. Fürst, um ihm Beileid zu bezeigen. Alles, was Equipage hatte, Civil und Militair, fuhr bei seinem Hause vor. Er wohnte hinter dem Gießhause, wohin man allerdings vom königlichen Schlosse aus nicht sehen konnte, allein der Zug war so lang, daß das Ende desselben vor den Fenstern des Königs noch sichtbar war. Der neu angekommene österreichische Gesandte wurde durch dies Schauspiel zu der Aeußerung veranlaßt: Es scheine, daß man in Berlin den in Ungnade gefallenen Ministern dieselben Huldigungsbezeigungen darbringe, die man sonst für neuberufene Minister in Bereitschaft habe. Auch für die gefangenen Räthe wurde Alles herbeigeschafft, was nur zur Erleichterung derselben dienen konnte. Friedrich der Große ließ das geschehen, ohne durch kleinliche Polizeimaßregeln einzugreifen. Das ganze Verhältniß trug den patriarchalischen Charakter einer Familie, welche die gelegentliche üble Laune eines strengen, aber deshalb nicht minder geliebten Oberhauptes sich gefallen läßt. Daß der König selbst seinen Irrthum später eingesehen hat, ist erwiesen. Es existirt

ein merkwürdiges Schriftstück[1]), welches sich in Ransleben's Nachlaß vorgefunden, wonach der König bald nach den erzählten Ereignissen gegen seinen Kammerhusaren geäußert: Er habe ein abschreckendes Beispiel geben müssen, damit der Große nicht den Kleinen unterdrücke. „Diesmal freilich," fügte er hinzu, „bin ich hinter's Licht geführt worden. Der Kleine hatte Unrecht. Nehme ich aber mein Wort zurück, so werden die Unterdrückungen noch ärger. Es ist hart, es ist ungerecht, aber es geht nun nicht anders, ich habe mich übereilt. Der verfluchte Kerl!"

Der verstorbene Geheimrath Carl Georg v. Raumer erzählt, daß unmittelbar nach dieser Müller Arnold'schen Begebenheit täglich Hunderte von Bauern mit Bittschriften in den Händen unter des Königs Fenstern auf dem Schloßplatze standen und riefen, sie seien noch viel ärger behandelt als Arnold. Es war eine Zeitlang so sehr um alle Autorität geschehen, daß die Gerichte kein Erkenntniß ohne große Widersetzlichkeit vollstrecken konnten[2]).

Im Auslande, wo man den eigentlichen Hergang nicht richtig beurtheilen konnte, erregte jenes Zeitungsinserat vom 11. December 1779 die größte Begeisterung.

---

1) Preuß III. 522. Neumann hat das oben angegebene nachher, obgleich sehr vorsichtig, doch im Wesentlichen nochmals ausdrücklich bestätigt. Ebendaselbst p. 523.

2) Daselbst 500.

Ganz Europa freute sich über diesen, die glühendste Gerechtigkeitsliebe athmenden Erlaß; die Kaiserin Katharina ließ denselben in's Russische übersetzen und an alle ihre Richtercollegia vertheilen.

In der That war für den Rechtszustand in Preußen diese Arnold'sche Begebenheit einem reinigenden Gewitter zu vergleichen, welches in seiner unmittelbaren Wirkung verderblich, in seinen Folgen aber fruchtbringend und segensreich ist. Wie Friedrich der Große in seinen Kriegen sich immer da am bewunderungswürdigsten zeigt, wo er begangene Fehler wieder gut macht, so war es auch hier ein offenbarer Fehler in der Ausübung der königlichen Richtergewalt, welcher zu den größten Fortschritten auf dem Gebiete der Gesetzgebung die Veranlassung war.

Nachdem der Kanzler v. Fürst beseitigt, und an demselben Tage noch v. Carmer[1]) zu dessen Nachfolger ernannt war, konnten nunmehr des Königs Pläne in Bezug auf die Justizreform wirksam in Angriff genommen werden. Carmer hatte sich den Oberamtsregierungsrath Suarez[2]) aus Breslau mitgebracht, einen der klarsten Köpfe und unermüdlichsten Arbeiter, welche jemals dem Preußischen Beamtenstande zur Zierde

---

[1]) Geb. 1720, im Dienste bis 1798, gestorben 1801.

[2]) Geb. 1746 in Schweidnitz, damals also erst 33 Jahr alt, gestorben 1798. Ueber ihn v. Kamptz, Jahrbücher XLI. p. 3, p. 76 ff.

gereicht haben. Die Grundzüge für die künftige Gesetzgebung, zunächst das Proceßrecht, zeichnete der König dem neuen Minister in den Cabinets-Ordres vom 6. und 14. April 1780 vor. Er will, daß der Richter die Parteien mit ihrer Klage und Verantwortung selber hören, ihre Erzählungen und mitzubringenden Beweisthümer gegeneinander halten, und so den wahren Zusammenhang der Sachen eruiren, demnächst aber billige Vergleichsvorschläge machen soll. Schon am 26. April 1781 erschien die nach diesen Absichten ausgearbeitete Proceßordnung, Corpus Juris Fridericianum, I. Buch, welches die Grundlage für die unsere in den meisten Stücken noch heut geltende allgemeine Preußische Gerichtsordnung geworden ist.

Was nunmehr die Abfassung des II. Theils des Corpus Juris Fridericiani betrifft, welcher das eigentliche Landrecht enthalten sollte, so war es nicht des Königs Absicht, für alle Provinzen des Staates gleichlautende Gesetze zu erlassen, sondern er wollte die geschichtlich hergebrachten Verschiedenheiten derselben beachtet wissen, und deshalb besondere Statuten für die einzelnen Landschaften anfertigen lassen. Daneben oder vielmehr über diesen Statuten sollte ein, nach dem Naturrecht und nach den vernünftigen Bestimmungen des Römischen Rechts ausgearbeitetes allgemeines Gesetzbuch verfaßt werden, zu welchem der Richter in den Fällen seine Zuflucht zu nehmen habe, die in den Pro-

vinzialrechten nicht vorgesehen wären. Die Ausführung der Arbeit sollte einer Gesetzcommission übertragen werden, welche auch später, mit Ausschluß jeder anderen Autorität, das Recht besäße die Gesetze auszulegen und zu verbessern. Ein ausführlicher Plan zu der großen Arbeit wurde in 27 Paragraphen entworfen und vom Könige am 27. Juli 1780 bestätigt. Vor allen Dingen wollte man, um das Material übersehen zu können, einen Auszug aus dem gesammte Corpus juris anfertigen lassen, um dann bei jedem einzelnen Gesetze zu entscheiden, ob es beizubehalten oder abzuändern sei [1]). Nach den auf diese Weise gewonnenen Vorarbeiten verfaßte Suarez den nach und nach im Druck erschienenen ersten Entwurf eines Allgemeinen Gesetzbuches für die Preußischen Staaten, dessen letzter Theil erst zwei Jahre nach Friedrich's Tode erschien. Die einzelnen Abschnitte wurden, sobald der Druck vollendet war, an die berühmtesten Juristen des In- und Auslandes zur Begutachtung geschickt, und Preise für die gründlichsten Arbeiten ausgesetzt. Es kam dadurch ein ungeheures Material zusammen, welches noch jetzt in 88 Folio-

[1]) Die Namen der Mitarbeiter u. A. bei Stobbe p. 460. Obgleich das Landrecht bekanntlich erst nach des Königs Tode vollendet wurde, so ist es angemessen, diese Gesetzgebung schon hier im Ganzen zu besprechen, weil der Gedanke und die Art der Ausführung wesentlich Friedrich's Verdienst ist, und sein Nachfolger das Werk durch das, was auf seinen Befehl geändert wurde, nicht verbessert hat.

bänden aufbewahrt wird. Auf Grund eines aus demselben gefertigten Auszuges erfolgte die Umarbeitung des ersten Entwurfs, wobei Suarez das Hauptsächlichste selbst that, und dadurch von neuem einen Beweis seines Genies und seines unglaublichen Fleißes ablegte [1]). Zu jedem einzelnen Paragraphen mußte unter Anderem bemerkt werden, was die Landesgesetze über diese Materie enthalten, ob neue Vorschläge dazu gemacht worden, und Präjudicien oder anerkannter Gerichtsgebrauch dabei zu berücksichtigen seien. Nachdem auch diese Umarbeitung nochmals auf's sorgfältigste revidirt war, schritt man zum Druck des „Allgemeinen Gesetzbuches für die Preußischen Staaten," welches vom 1. Juni 1792 an Gesetzeskraft haben sollte. Inzwischen war aber aus Gründen, welche wir später kennen lernen werden, und hauptsächlich in Folge des Schreckens, welchen der Ausbruch der Französischen Revolution veranlaßte, in Berlin eine Partei von Dunkelmännern an's Ruder gekommen, welche das Gesetzbuch an vielen Stellen zu freisinnig fanden, und den neuen König bewogen, die Suspension desselben bis zu einer erfolgten nochmaligen Umarbeitung auszusprechen.

In der That waren die Stellen, welche von der obersten Staatsgewalt, von der Unabhängigkeit der Gerichte, der Gewissensfreiheit, von den Machtsprüchen,

---

[1]) Simon p. 228.

den Regalien und dergleichen handeln, in einer Weise abgefaßt, daß man sich nicht wundern darf, wenn dieselben einem Könige, der nicht Friedrich der Große war, sehr bedenklich erschienen. Als Grund der verzögerten Einführung des Gesetzbuches wurde angegeben, daß das Publikum nicht Zeit gehabt habe, sich mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen; in der That aber beeilte man sich, die dem Könige anstößigen Stellen trotz Carmer's Widerspruch auszuscheiden, und durch andere zu ersetzen, worauf dann das so umgeänderte Gesetzbuch endlich die Genehmigung Friedrich Wilhelm's II. erhielt, und nachdem man den Titel Allgemeines Landrecht als den passenderen für die großartige Arbeit gewählt hatte, wurde das Publikationspatent am 5. Februar 1794 vollzogen, und unser noch heute geltendes Landrecht erhielt vom 1. Juni 1794 an Gesetzeskraft. Die in den drei ersten Titeln des zweiten Theils enthaltenen Bestimmungen über Familien- und Erbrechte sollten suspendirt bleiben, bis die Provinzialgesetzbücher vollendet wären, von denen aber nur diejenigen für Ost- und Westpreußen wirklich erschienen sind.

Von dem Inhalt dieses Preußischen Landrechts werden wir später noch zu reden haben. Ueber die Vorzüge und Mängel desselben sind von jeher widersprechende Stimmen laut geworden, allein im Ganzen und Großen ist Eichhorn's Urtheil zu unterschreiben, welcher sich in

seiner Rechtsgeschichte[1]) folgendermaßen ausspricht: „Die Bearbeiter haben ohne Zweifel Alles geleistet, was die Zeit, in der sie wirkten, hervorzubringen vermochte. Die Klarheit der aufgestellten Bestimmungen und die Reinheit des Ausdrucks übertrifft Alles, was früher in Deutschland in der Gesetzgebung geleistet worden, und es wird stets anerkannt werden müssen, daß mit dieser Arbeit eine neue Epoche anhebt, die auf das, was nachher geleistet worden ist, einen sehr günstigen Einfluß geübt hat. Alle Mängel, welche die Kritik auszumitteln vermocht hat, kann man zugestehen, ohne dem hohen Verdienst der Verfasser des Allgemeinen Landrechts zu nahe zu treten, weil jene in der Zeit lagen, und daher unvermeidlich waren."

Wenn die Abfassung des Allgemeinen Landrechts für die gründliche Gelehrsamkeit, den Fleiß und die Ausdauer der Preußischen Richter unter Friedrich dem Großen das ehrenvollste Zeugniß ablegte, so ist nicht minder ehrenvoll die Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Unbestechlichkeit der Präsidenten und Räthe, welche durch keine Drohung des Königs sich bewegen ließen, anders als nach Recht und Gesetz zu entscheiden, und die lieber auf die Festung wandern, als ihrem Eide untreu werden wollten. Ganz besonders erfreulich aber

1) Bd. IV. p. 696.

ist das Benehmen des wackern Ministers Zedlitz [1]), das auch bei Friedrich dem Großen, sobald dessen Hitze verraucht war, volle Anerkennung fand.

Wir haben bisher betrachtet, was Friedrich der Große mit unablässigem Eifer und unwandelbarer Arbeitskraft für die Finanzen, das Heer und die Gesetzgebung seines Landes gethan. — Die geringen Mittel, welche ihm von den Staatseinkünften nach Befriedigung dieser dringendsten Bedürfnisse übrig blieben, reichten nicht aus, um auch für Kirche und Schule, für Wissenschaft und Kunst in entsprechender Weise zu sorgen. Ueber das Verhalten des Königs der Kirche und den einzelnen Bekenntnissen gegenüber bleibt dem, was darüber im dritten Bande (p. 327—335) beigebracht ist, kaum etwas hinzuzusetzen. Seine Gleichgültigkeit gegen die Dogmatik, und sein Abscheu vor jeder unduldsamen Verfolgung Andersgläubiger, blieben immer dieselben; und vieles, was in dieser Beziehung heutzutage selbstverständlich ist, oder doch selbstverständlich sein sollte, erscheint als ein nicht geringes Verdienst in jenen Zeiten, wenn man daran denkt, daß 1756 in Baiern ein dreizehnjähriges Mädchen als Hexe verbrannt, 1762 Jean Calas in Toulouse hingerichtet, und noch 1782

[1]) Zedlitz war ein eifriger Verehrer des Philosophen Kant. Er ließ sich ein ganzes Semester hindurch jede Vorlesung desselben in Abschrift durch die Post zusenden. Kant's Leben von Kuno Fischer p. 34. 35. Carlyle XIII. 298.

in Glarus an einer Magd der schauderhafteste Justizmord verübt wurde, weil dieselbe von dem boshaften Kinde eines Patriciers beschuldigt war, ihr durch Zauberei Nadeln und Nägel in den Leib gebracht zu haben. Solchen Ereignissen gegenüber ist es wohl erklärlich, daß ein klarer Kopf, wie Friedrich II., in der kirchlichen Frömmelei nur die Quelle blutiger Verfolgungssucht und thierischer Verdummung erblickte, und sich mit Verachtung von diesem ganzen Gebiete abwendete. Dagegen war es ihm ganz recht, wenn der gemeine Mann am Glauben festhielt, weil er für die ungebildete Menge in der Religion das wirksamste Gegengewicht gegen die schlechten menschlichen Leidenschaften erblickte. Deshalb sorgte er auch für die Aufrechthaltung alles dessen, was zur Feier des Gottesdienstes im Volke nöthig war, und ließ zahlreiche protestantische Kirchen und Bethäuser in den Städten und auf dem Lande, namentlich in Schlesien errichten, jedoch mußte das stets auf's Sparsamste ausgeführt werden. Geschmackvolle Prachtbauten zur Ehre Gottes anzuordnen, lag nicht in seinem Sinne. Eine charakteristische Erläuterung für diese Anschauung geben die beiden schönen, gegen das Ende der Regierung errichteten Thürme auf dem Gensd'armenmarkt in Berlin, indem der Gottesdienst daselbst nicht unter den hohen, reich verzierten Kuppeln, sondern in einem Paar alten, ganz geschmacklosen Baulichkeiten abgehalten wird,

denen die stattlichen Thürme nur mechanisch angeklebt sind.

Eine solche Denkungsart des Regenten hatte den Vorzug, daß sich das kirchliche Leben nach allen Richtungen hin frei, ohne Beeinflussung von oben, entfalten konnte; auch sehen wir in jener Zeit die verschiedensten Sekten innerhalb des protestantischen Bekenntnisses entstehen, und, weil sie nicht verfolgt wurden, auch bald wieder spurlos verschwinden. Den meisten Anklang im Volke fand eine Anzahl von aufgeklärten Geistlichen, die sich durch ihr sittliches Leben die Achtung der Gemeinden erwarben. Die Namen Spalding, Sack und Teller werden noch heut mit Hochachtung genannt; unter ihrem Einflusse verlor sich auch, namentlich in Berlin, das gegenseitige Verketzern der Reformirten und Lutheraner, und es wurde als ein allerdings noch auffälliges Zeichen der Versöhnung zwischen beiden Religionsparteien betrachtet, daß 1770 der jüngere Sack, ein reformirter Prediger, sich mit der Tochter des lutherischen Probstes Spalding vermählte [1]).

Für das Ausfechten ihrer Streitigkeiten war den Theologen von der in politischer Beziehung sehr strengen Censur volle Freiheit gelassen, wobei man nicht vergessen darf, daß der Begriff der Gedankenfreiheit in

---

[1]) Eine Tochter aus dieser Ehe war die Gattin des bekannten Kultusminister Eichhorn.

damaliger Zeit ganz anders aufgefaßt wurde, als heut zu Tage. Im höchsten Maße charakteristisch in dieser Beziehung ist eine Aeußerung Lessing's, der aus Hamburg am 25. August 1769 an seinen Freund Nicolai schreibt: „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts! Sie reducirt sich einzig auf die Freiheit, gegen die Religion soviel Sottisen zu Markte zu bringen, als man nur will. Lassen Sie es aber einmal Einen in Berlin versuchen über andere Dinge so frei zu schreiben, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist!" — Nicht minder charakteristisch ist Nicolai's Antwort vom 29. August: Er habe von der gelehrten, nicht von der politischen Freiheit gesprochen. „Sobald ich in einem monarchischen Staate lebe, und also an der Regierung keinen Antheil habe, kann ich diese entbehren, — ich kann schweigen [1])."

---

[1]) Das Censuredict vom 11. März 1749 (Mylius, Cont. IV. p. 149—152), welches bis zu des Königs Tode in Kraft blieb, setzte ein Obercensurkollegium aus verschiedenen Fachgelehrten ein. Nur die Akademien und Universitäten hatten für ihre Druckschriften Censurfreiheit, doch mußten auch sie für politische Schriften die Genehmigung des Auswärtigen Ministeriums einholen.

Daß Friedrich der Große übrigens den Willen und die Ueberzeugung hatte, in Censurangelegenheiten möglichst freisinnig zu verfahren, ergeben viele Stellen seiner Schriften, nur muß man auch hier wie immer den Philosophen von Sanssouci und den König unterscheiden [1]). Sehr nachsichtig war er in der That bei Angriffen und Spöttereien gegen seine eigene Person. „Ich denke über die Satyre," schreibt er an Voltaire [2]), „wie Epiktet: Sagt man Böses von Dir, und ist es wahr, so bessere Dich; sind es Lügen, so lache darüber. Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und achte nicht auf die Kläffer, die am Wege bellen!"

Es ist auffallend, daß Friedrich der Große, der doch sein ganzes Leben lang mit größtem Eifer schriftstellerisch und dichterisch thätig war, so wenig für die Bildungsanstalten seines Landes gethan hat. Zwar bezeugte er in seinen Erlassen und in Briefen stets das größte Interesse für den Volksunterricht, und rühmte sich auch wohl gegen Voltaire und d'Alembert seiner Leistungen auf diesem Gebiete, allein der Aufwand für das Militair

[1]) In solchem Sinne spricht sich auch die Cabinets-Ordre vom 7. Februar 1780 (Preuß III. 260) aus: Daß die den Schriftstellern ohnehin äußerst lästige Censur soviel als möglich eingeschränkt, und in Fällen, wenn wider Religion und Sitten nichts vorkommt, der Druck nicht versagt werden soll 2c.

[2]) Den 2. März 1775. Oeuvres XXIII. 319.

ließ ihm kein Geld übrig, um durchgreifend das auszuführen, was er doch für höchst nothwendig erkannte. Zwar erging am 12. August 1763 eine ausführliche, wahrscheinlich von dem gleich näher zu erwähnenden Consistorialrath Hecker verfaßte Schulordnung, die nicht nur in der Einleitung treffliche allgemeine Grundsätze über Erziehung aussprach, sondern auch eingehende Vorschriften enthielt, wie alle Kinder bis zum 14. Jahr im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Religion unterrichtet werden, und eine bessere Besetzung der Lehrerstellen bewirkt werden sollte. Die Ausführung unterblieb aber der Kosten wegen[1]). Acht Schullehrer, welche der König aus Thüringen verschrieb, sollten den Stamm für die neuen besseren Lehrer bilden. Diese Zahl war aber natürlich nicht ausreichend. Zu praktischem Eingreifen in das Schulwesen schritt der König mit seinem gewohnten Eifer nur da, wo sich der Ausführung eines von ihm in Schulsachen erlassenen Befehles Schwierigkeiten entgegenstellten, die er mit ähnlicher Beharrlichkeit wie in der Müller Arnold'schen Sache zu beseitigen wußte, bis er seinen Willen durchgesetzt hatte. So hielt er sich z. B., man weiß nicht aus welchen Gründen, überzeugt, daß der Abt der Schule Klosterbergen diese Anstalt durch seine frömmelnde Richtung herunterbringe, und er ruhte trotz

---

[1]) Dohm's Denkwürdigkeiten IV. 442. Preuß III. 114.

aller Gegenvorstellungen nicht eher, als bis derselbe entfernt und ein Anderer an seine Stelle gesetzt war [1]). Von dem schlechten Zustande der Schulen auf dem Lande war er wohl unterrichtet. Die Bauern schickten ihre Kinder im Sommer gar nicht, und im Winter sehr unregelmäßig in den Unterricht. Der König befahl, daß die Kinder höchstens drei Monate im Sommer die Schule versäumen dürften, doch wurde das keineswegs ausgeführt. Auch die Lage der Schullehrer wünschte er zu verbessern, und befahl dem geistlichen Departement, ein Verzeichniß der Lehrer und ihrer Gehaltsverhältnisse einzureichen; da sich aber herausstellte, daß in der Kurmark allein 500 Landschulmeister existirten, die 10 Thaler und weniger jährliches Einkommen hatten, so schreckte die Höhe der Summe, welche danach erforderlich gewesen, von weiteren Maßregeln zurück. Fand sich jedoch einmal eine außergewöhnliche größere Einnahme, so ergriff der König gern eine solche Gelegenheit, und wies z. B. einen Theil der Zinsen von den acht Millionen, die er 1772—76 dem Pommerschen Adel gegen zwei Procent vorgestreckt hatte, zur Besoldung tüchtiger Landschullehrer in Pommern

[1]) Büsching's Beiträge V. 62 ff. Am 11. Junt 1770 schrieb er eigenhändig unter eine hierher gehörige Eingabe: Der Abt Taugt nichts, Man mus Einen Andern in der Stelle haben, Kein Mensch wil jetzt Seine Kinder dahin Schikken, weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.

an [1]). Allein das blieben vereinzelte Bestrebungen, und leider wurde, was auf diese Art etwa Gutes zu bewirken gewesen, dadurch wieder vereitelt, daß man fortfuhr ganz unfähige Invaliden mit Schulmeisterposten zu versorgen. Was Gutes in jener Zeit für den Volksunterricht geschah, verdankt man zum größten Theil den Bemühungen von Privatpersonen. Einzelne große Gutsbesitzer, von den herrschenden philanthropischen Ideen durchdrungen, legten für ihre Unterthanen Musterschulen an, aus denen nach und nach eine Reihe tüchtiger Volksschullehrer hervorgingen, auch errichteten verschiedene Regimenter auf eigene Kosten durch Beiträge der Officiere Garnisonschulen, die theilweise sehr gerühmt wurden. Herr v. Rochow auf Rekahne im Brandenburgischen, ein Verehrer Rousseau's, wurde durch dessen Emil veranlaßt auf seinen Gütern eine treffliche Schule einzurichten, für die er selbst Jugendschriften verfaßte. Auch der treffliche Minister v. Zedlitz, der die philosophischen Grundsätze seines Lehrers Kant im Leben zu verwirklichen sich bestrebte, sorgte mit allen Kräften für Verbesserung des Unterrichts auf dem Lande. Seit 1771 war er, was man heut Cultusminister nennen würde, und blieb in dieser Stellung bis 1788, wo er von Wöllner verdrängt wurde. Er ging so sehr in die Einzelnheiten des Dorfschulwesens

---

[1]) Büsching p. 59.

ein, daß er mehrfach Reisen unternahm, um dasselbe an Ort und Stelle zu beaufsichtigen, „damit die Herren Inspectores die Schulvisitationen nicht mehr als unter ihrer Würde ansähen, und die pastores loci aufpassen lernten [1]).“ Neben diesen beiden Männern ist besonders noch der Prediger Hecker an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin zu nennen, welcher mit des Königs Bewilligung und gelegentlicher Unterstützung die noch jetzt bestehende, und in mehrere einzelne Anstalten getheilte Realschule gründete, und derselben den sogenannten Schulgarten, einen ehemaligen Begräbnißplatz vor dem Brandenburger Thore überwies, wo er zum Besten seiner Schulen Gärtnerei und Maulbeerpflanzungen zur Seidenzucht anlegte. Auch die unter veränderter Firma noch jetzt blühende Realschulbuchhandlung gründete er und wies die Einkünfte daraus seiner Stiftung zu. Ein anerkennendes Schreiben des Königs bezeugte die Zufriedenheit, welche er empfand, wenn Privatpersonen auf dem Gebiete der Volkserziehung dasjenige ausführten, wozu er selbst die Mittel nicht hergeben zu können glaubte [2]). In jenen Zeiten, wo das Volk von aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten ausgeschlossen war, wendete eine auffallend große Zahl von Privatpersonen ihre Thätigkeit und ihr Vermögen öffentlichen Wohlthätigkeitszwecken zu. Waisen=

---

[1]) Preuß III. 125. [2]) Daselbst I. 191.

häuser, Schulen, Hospitäler und derartige Stiftungen wurden in allen Theilen Deutschlands errichtet, und in vielen Städten und Dörfern sieht man noch heut stattlich-altmodige, solchen Zwecken dienende Gebäude, über deren Eingangspforte eine Inschrift den Namen des Stifters der Nachwelt kundmacht.

Die Gymnasien im Lande, einst von den Kurfürsten mit Vorliebe gepflegt und zum Theil reichlich ausgestattet, konnten die Unterstützung des Königs leichter entbehren als die niederen Schulen. Es herrschte auf jenen noch das alte System, wonach hauptsächlich Latein und Griechisch, letzteres vorzüglich aus dem neuen Testament gelehrt, alles andere aber als Nebensache betrachtet und vernachläßigt wurde. Die Schüler der oberen Klassen ahmten in Tracht und Sitten das rohe Betragen der damaligen Studenten nach, und es war ein großes Glück, daß in den siebziger Jahren sich Männer fanden, welche diesem Unwesen gründlich ein Ende machten. Unter diesen ist besonders Meierotto [1]) zu nennen, der 1775 die Leitung des Joachimsthal'schen Gymnasiums übernahm, und daselbst Zucht und Ordnung und eine vernünftige Lehrmethode einführte, welche für die anderen Gymnasien ein heilsames Vorbild ward und zu deren Hebung wesentlich beitrug. Spalding und Sulzer wurden mit Beaufsichtigung der

[1]) Seine Biographie von Brunn. Berlin 1862.

übrigen Gymnasien betraut, und bereisten zu diesem Zweck die Provinzen, wo sie überall auf die Disciplin und die Lehrmethode bessernd einwirkten. 1775 kam das Vermächtniß des zu Padua verstorbenen Kaufmanns Streit, eines geborenen Berliners, zur Hebung, und wurde nach dessen Willen zur Gründung des noch heut in Blüthe stehenden Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin verwendet. Persönlich interessirte der König sich besonders für den Gesangunterricht auf diesen Schulen, theils wegen seiner ausgesprochenen Liebe zu dieser Kunst, theils im Interesse der Chöre in seinen Opern. Was er über Jugenderziehung im Allgemeinen dachte, hat er in einem Sendschreiben an den Genfer Gelehrten Burlancqui [1]) zusammengestellt. Doch finden sich hier mehr allgemeine Deklamationen als practische zur Einführung in's Leben geeignete Vorschläge.

Um die Universitäten bekümmerte sich Friedrich II. im Ganzen sehr wenig. Die auf dieselben bezüglichen Verordnungen betreffen meist nur die finanzielle und die äußerlich geschäftliche Seite dieser Anstalten, oder sie bezwecken die Herstellung einer strafferen Zucht der Studenten. Die spärlichen Fonds dieser höchsten Unterrichtsanstalten wurden nicht vermehrt, kaum findet sich ein vereinzelter Fall, daß er das Gehalt

---

[1]) Oeuvres IX. 115 ff.

eines Professors erhöht hatte [1]). Die deutschen Gelehrten ließen sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fuhren fort sich ihren gründlichen Forschungen in der damals üblichen schwerfälligen Weise zu widmen, während Kant in Königsberg bereits zu der vollständigen Reform des wissenschaftlichen Lebens den Grund gelegt hatte, und 1781 seine Kritik der reinen Vernunft erscheinen ließ.

Daß Friedrich der Große durch seine französische Erziehung, und durch den Umstand, daß seine Jugend in eine Zeit fiel, wo die gesammte deutsche Literatur auf allen Gebieten noch durch und durch geschmacklos war, macht es erklärlich, wie er den gelehrten und dichterischen Bestrebungen seines Volkes gegenüber ein vollkommener Fremdling blieb. Nur von den, einem unmittelbar nützlichen Zwecke dienenden deutschen Schriften nahm er Notiz und wies alles andere verächtlich von sich, wie die auffallenden Beispiele beweisen, welche bereits im dritten Bande mitgetheilt sind. Selbst am Ende seines Lebens, wo die größten der Lessing'schen prosaischen und dramatischen Werke, die schönsten von

[1]) Und das war noch dazu ein Mißgriff. Der bekannte Götze in Halle, welcher durch Lessing's antiquarische Briefe für ewige Zeiten lächerlich und verächtlich geworden, bekam, als er nach Warschau berufen war, 300 Thaler Zulage, um ihn in Preußen zurückzuhalten. Büsching's Beiträge V. 81.

Göthe's lyrischen Gedichten und Schiller's erste Dramen bereits erschienen waren, wo Werther's Leiden und Götz von Berlichingen das deutsche Volk in die höchste Aufregung und Begeisterung versetzten, lebte der König noch immer in dem Glauben, daß die deutsche Sprache sich auf dem alten Gottsched'schen Standpunkte befinde. Gellert war ihm noch der erste unter den vaterländischen Dichtern, und in einer übrigens wohlgemeinten Abhandlung über die deutsche Literatur, welche der Monarch 1780 zur Belehrung seiner Unterthanen verfaßte, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Da geht jetzt ein Götz von Berlichingen in Berlin über die Bretter, eine erbärmliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Entzücken die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten. Die widerwärtigen Shakespeare'schen Comödien giebt man bei uns in deutschen Uebersetzungen, und das Publikum freut sich dieser lächerlichen Possen, die sich kaum für die Wilden in Canada schicken würden. Und dennoch, so schließt dieser wunderliche Aufsatz, sind die besseren Tage unserer Literatur nicht mehr fern! Sie werden kommen. In meinen Jahren darf ich nicht mehr hoffen sie noch zu erblicken, aber ich schaue wie Moses von Weitem in das gelobte Land, welches ich nicht mehr betreten soll. Wohl kann es geschehen, daß die deutsche Sprache einst sich so vervollkommnet, daß der Ruhm unserer

Schriftsteller sich von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet [1])."

Zum Glück ließen sich die deutschen Dichter und Schriftsteller durch diese Mißachtung des großen Königs nicht niederschlagen, vielmehr wirkte das Verkennen ihrer Bestrebungen wunderbarer Weise anregend auf dieselben, wie das Göthe, welcher diese Zeiten in vollem Bewußtsein mit durchlebt hat, in seiner unübertrefflichen Weise ausspricht [2]): „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. An dem großen Begriff, den die Preußen von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche war für die Bildung des Literaturwesens ein Glück. Man that alles, um sich vor dem König bemerkbar zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden. Man wollte, daß der König das deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Das geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine

1) Oeuvres VII. 122.

2) Dichtung und Wahrheit. 7. Buch.

Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen [1])?"

Wie in der Literatur so begünstigte Friedrich der Große auch in der Kunst fast ausschließlich das Fremdländische. Die Oper war italienisch, und das Publikum hatte sich so daran gewöhnt diese Art Aufführungen mit einer den meisten Zuhörern unverständlichen Sprache in Verbindung zu denken, daß Zelter erzählt, es wäre ihm in seiner Jugend das Italienische für die Darstellung so wunderbarer Dinge durchaus nothwendig vorgekommen. Die Musik befand sich damals in einer Uebergangsperiode. An das Ende von Bach's und Händel's strengclassischer Zeit knüpften sich alsbald die Anfänge der modernen Tonkunst. Zwischen beiden standen Bach's Söhne, Hasse, Graun und die ihnen verwandten Meister. Noch kurz vor seinem Tode konnte der König sich die Partitur von Belmonte und Constanze vorlegen lassen. Die Berliner Oper führte in der Carnevalszeit alljährlich fast nur Sachen von

---

[1]) In wunderbarer Weise hat einst der König sein Verhältniß zu den deutschen Schriftstellern vollkommen richtig charakterisirt, mit Worten, die in seinem Munde einen ganz andern Sinn hatten. Als Mirabeau bei seinem Besuche in Potsdam ihn fragte: Warum ist der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr August geworden? antwortete Friedrich: Was hätte ich für die deutschen Gelehrten vortheilhafteres thun können, als daß ich gar nicht an sie dachte, und ihre Bücher nicht las. Mirabeau und Mauvillon I. 168.

Graun und Hasse auf. Unter den Sängern und Sängerinnen scheinen viele vorzügliche Künstler gewesen zu sein, — vor Allen glänzte als einzige Deutsche in der Truppe die Mara, geb. Schmeling, welche erst 1833 im höchsten Alter verstorben ist. Bis in die letzten Jahre, wo bei Friedrich das Interesse an der Oper abnahm, war er, ungeachtet die Leitung der Schauspiele einem Hofcavalier übertragen war, eigentlich selbst der Intendant der Oper. Die zahlreichen auf diese Dinge bezüglichen Cabinetsordres in Preuß's Urkundenbuch beweisen, wie er über die kleinsten Fragen selbst entschied und den Ausschlag gab, ob für einen Sänger ein neues Costüm gefertigt, oder ein altes abgeändert werden sollte.

Die deutschen Schauspiele blieben der Unternehmungslust von Privatgesellschaften überlassen, und es war für die Bildung der Schauspieler nur vortheilhaft, daß sie in Ermangelung äußerer Pracht darauf hingewiesen waren, sich durch gediegene Kunstleistungen Beifall zu erwerben.

Wie viel ernster man es damals mit der dramatischen Kunst nahm als heutzutage, beweisen die Beurtheilungen der Stücke und der Künstler in Lessing's Dramaturgie; auch hat sich die Ueberlieferung von dem Eindruck, den Männer wie z. B. Eckhof erzielten, in so übereinstimmender Weise bis auf unsere Zeit fortgepflanzt, daß es in der That den Anschein hat, als

wären die Leistungen der Besten unter den damaligen Schauspielern später nicht wieder erreicht worden.

Die Maler und Bildhauer, welche Friedrich II. begünstigte, waren ebenfalls fast ausschließlich Fremde. Der Niederländer Tassaert und die Franzosen Adam und Michel fertigten die Bildsäulen der Helden aus dem siebenjährigen Kriege, welche den Wilhelmsplatz schmückten; auch die zahlreichen mythologischen Statuen für die Potsdamer Gärten waren von französischer Arbeit. Eigentlicher Hofmaler des Königs war Pesne, der bereits das Rheinsberger Schloß in der kronprinzlichen Zeit ausgeschmückt hatte. So lange Friedrich noch Bilder kaufte, deren Ansammlung ihm viel Freude machte, waren es hauptsächlich italienische und französische Sachen, namentlich aus der Watteau'schen Schule, die er wählte, obgleich es damals durchaus nicht an tüchtigen deutschen Malern fehlte, wie denn der geniale fleißige Chodowiecky und Graff, jeder in seiner Art, noch heut unübertroffen sind [1]). Es möge bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß der größte deutsche Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, Georg Friedrich

---

[1]) Chodowiecky (geb. 1726, † 1801) war zuletzt Director der Berliner Akademie der Künste. Obgleich jetzt hauptsächlich durch seine fast zahllosen Kupferstiche und Radirungen bekannt, leistete er doch auf allen Gebieten der Malerei das Trefflichste. Seine Portraits namentlich sind von höchster Naturwahrheit. In der Charakteristik kann ihm selbst Hogarth nicht den Rang streitig machen.

Schmidt, in Berlin 1712 mit dem Könige am gleichen Tage und in der gleichen Stunde geboren wurde, und auch, nach manchen Wanderungen dahin zurückgekehrt, in seiner Vaterstadt 1775 gestorben ist.

Unter allen Künsten war es in der Zeit Friedrich's II. mit der Baukunst am schlechtesten bestellt. Auf diesem Gebiete war damals der tiefste Verfall des Geschmacks in Deutschland herrschend. Im Anfang der Regierung ließen sich noch die Nachwirkungen aus Schlüter's Zeit erkennen, wie denn das von Knobelsdorf erfundene und heut in seiner ursprünglichen Form fast genau wieder hergestellte Opernhaus immerhin ein stattliches Gebäude ist. Auch die von demselben Architekten entworfenen Terrassen in Sanssouci, über denen der Lieblingsaufenthalt des Königs sich erhebt, machen auf den Beschauer den angenehmsten heitersten Eindruck. Nach Knobelsdorf's 1753 erfolgten Tode aber wurden die zahlreichen Gebäude, welche Friedrich der Große, namentlich in Berlin und Potsdam, aufführen ließ, immer geschmackloser. In Potsdam ließ er eine große Reihe von alten schlechten Häusern auf seine Kosten mit grandiosen, antik sein sollenden Fronten verzieren, hinter denen die schlechten Zimmer mit ihren geschmacklosen Verhältnissen den Eintretenden in fast komischer Weise überraschten, wie dem Verfasser aus seiner Jugend noch wohl erinnerlich ist. Wie sehr den Architekten alles Verständniß für einfache Schönheit abhanden

gekommen war, beweist die lächerliche Façade der königlichen Bibliothek, welche man dem herrlichen Zeughause schräg gegenüber aufstellte. Die Augen der Deutschen waren damals für die Herrlichkeit der Bauwerke ihrer Voreltern noch nicht geöffnet, so daß Friedrich der Große bei seinen Zeitgenossen kaum Widerspruch gefunden haben mag, wenn er sagte[1]): „Die Brücke und das japanische Palais in Dresden kommen zwar den Bauten in Athen und Rom nicht gleich, allein sie übertreffen doch weit die gothische Architektur unserer Vorfahren." Auf diese Weise erklärt es sich auch, daß der König, als später die Perle aller Bauwerke des Nordens, das Marienburger Schloß, in seinen Besitz kam, dasselbe zu einer Kaserne einrichten ließ, den großen Remter zum Exercierhause machte, und den Rittersaal in acht Colonistenwohnungen einzutheilen befahl[2]). Wurden doch in den Schriften der damaligen Zeit die Ausdrücke gothisch und geschmacklos für gleichbedeutend gehalten, bis der Geschmack allmählich sich läuterte, wozu bekanntlich der Aufsatz des jungen Göthe über deutsche Baukunst (1770) das seinige beigetragen hat.

Das Verhalten des Königs zu den verschiedenen Zweigen des Staatslebens, zur Kirche, zur Kunst und Wissenschaft, wie wir es hier in allgemeineren Umrissen gezeichnet haben, ist bis an seinen Tod wesentlich

---

[1]) Oeuvres II. 40. [2]) Preuß IV. 73.

das gleiche geblieben. Seine unermüdliche Thätigkeit steigerte sich eher, als daß sie bei zunehmendem Alter nachgelassen hätte. Die Zeit, welche Friedrich der Große täglich dadurch gewann, daß er nicht mehr Flöte blies und nicht mehr lange an der Abendtafel verweilte, füllte er mit ununterbrochener Arbeit aus. Ein Staunen ergreift uns über die Beharrlichkeit, mit welcher er sich den verschiedenartigsten Dingen in der Art zu widmen vermochte, daß vom Größten bis zum Kleinsten herab immer dasjenige, was er in jedem Augenblicke zu thun hatte, sein volles ausschließliches Interesse in Anspruch zu nehmen schien. Während er die Vervollkommnung der Armee mit der Sorgfalt eines Exerciermeisters und zugleich mit dem Ueberblick des großen Feldherrn beaufsichtigte, verlor er darüber in keinem Augenblick die Sorge für die verschiedensten bürgerlichen Gewerbszweige aus dem Gesichte, und verfolgte das Aufblühen oder den Verfall derselben in jeder Provinzialstadt. Dabei stand er mit seinen Gesandten an den verschiedenen europäischen Höfen in fortwährender Correspondenz, und diktirte bogenlange Instructionen für dieselben, oder schrieb auch wohl dergleichen eigenhändig nieder, so oft am politischen Horizonte irgend etwas ungewöhnliches aufzutauchen schien. Er war über alle Vorgänge in den fremden Cabinetten so gut unterrichtet, daß die preußischen Gesandten deshalb mit einer an Furcht grenzenden Bewunderung angestaunt

wurden; und doch waren sie unter allen ihren Collegen am schlechtesten bezahlt. „Gehe Er nur immer zu Fuß,“ schrieb Friedrich seinem Gesandten in London, der sich beschwerte, daß er nicht im Stande sei sich ein Paar Pferde zu halten. „Gehe Er nur zu Fuß, die Welt weiß doch, daß eine Armee von 200,000 Mann hinter Ihm dreingeht!“

Wie kein anderer Monarch verstand es der König von Preußen, seine Beamten in allen Verwaltungszweigen mit einem solchen Maße von Pflichttreue und Diensteifer zu erfüllen, daß er sich auf jeden Einzelnen verlassen, und so das ganze Getriebe des Staates von Einem Punkte aus zu leiten, anzutreiben oder zu hemmen vermochte. Wie karg er auch mit seinem Lobe und wie bereit er mit seinem Tadel war, den er nicht immer in den zartesten Ausdrücken selbst über Minister und Generale ergoß, so that das der unbegrenzten Liebe und Verehrung keinen Abbruch, welche der König nicht nur bei seinen unmittelbaren Dienern, sondern im ganzen Volke genoß. Man murrte wohl über die Kaffeeriecher, seufzte über die hohen Abgaben und unterwarf sich mit Aerger den Plackereien, die jeder in ein Stadtthor einfahrende Fremde sich von Visitatoren und Thorschreibern gefallen lassen mußte, aber man war zugleich überzeugt, daß der eigenmächtige absolute Herr, der diesen Druck ausübte, stets nur das Beste des Landes im Auge habe. Die überschwenglichen Lob-

sprüche, welche die Dichter Gleim und Ramler ihrem Könige darbrachten, für den der Name des Großen nicht mehr auszureichen schien, und den sie „den Einzigen" nannten, darf man keineswegs auf gleiche Stufe mit den Veräucherungen stellen, welche von den Hofpoeten überall nach hergebrachter Weise vorgenommen werden; denn die Preußischen Dichter wußten, daß sie keine Belohnungen, keine Ehrenstellen und Orden zu erwarten hatten, ja sie wußten, daß der König ihre Verse niemals ansah. Seine gewaltige Persönlichkeit hatte eben ein Verhältniß geschaffen, wie es nie vorher dagewesen und wie es auch nicht wieder vorkommen wird, so daß in dieser Weise die Bezeichnung Friedrich der Einzige wohl gerechtfertigt erscheint.

Drittes Kapitel.

Die Theilung Polens.

Die politische Lage des Preußischen Staates war, nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens, trotz der vielen erfochtenen glänzenden Siege keineswegs beruhigend [1]). Von den Mächten, die einander noch so eben mit dem Schwerdte in der Hand gegenüber-

[1]) Oeuvres VI. 5.

gestanden, bedurfte keine so sehr eines dauernden Friedens als Preußen, welches von allen die geringsten natürlichen Hilfsquellen besaß, um die Wunden zu heilen, aus denen das Land beinahe zu verbluten schien.

Dessenungeachtet kam es vor allen Dingen darauf an, so bald wie möglich wieder so gerüstet dazustehen, wie vor 1756; denn König Friedrich hatte unter den Herrschern in Europa keinen Freund, und war deshalb in der Nothwendigkeit dieselben in Respect zu halten, wenn er bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit vor einem neuen Angriffe sicher sein wollte. Das alte Bundesverhältniß mit England war gelöst und hatte sogar einer offenbar feindseligen Gesinnung Platz gemacht, da Friedrich der Große es als eine persönliche Beleidigung empfand, daß nach dem Regierungsantritt Georg's III. der neue Minister Bute die bisher gezahlten Subsidien zurückhielt [1]). Frankreich war noch immer Oesterreichs Alliirter, und daß Maria Theresia niemals den Gedanken aufgegeben, das geraubte Schlesien wiederzugewinnen, galt als weltkundig und machte jeden Gedanken an eine Verbindung mit dem Kaiserstaat unmöglich. So war es Rußland, welches allein als Bundesgenosse übrig blieb, weshalb Friedrich auch

---

[1]) Friedrich befahl aus Aerger, daß sein Reitpferd, dem er den Namen Bute gegeben, als Zugthier vor die königlichen Packwagen gespannt werde.

sogleich Alles that, um sich den Beistand dieses mächtigen Reiches für vorkommende Fälle zu sichern, und, was beinahe noch wichtiger war, der Gefahr überhoben zu sein, daß bei einem künftigen Kriege seine Länder noch einmal von den wilden asiatischen Horden verwüstet würden.

Zu einer unabweislichen Nothwendigkeit wurde ein solches Bündniß, als am 5. Oktober 1763 König August III. von Polen starb, auch einige Monate darauf (17. Dezember desselben Jahres) sein Sohn Kurfürst Christian von Sachsen mit Tode abging. Derselbe hinterließ einen erst 13jährigen Sohn unter vormundschaftlicher Regierung, der also nach den dortigen Gesetzen nicht zur polnischen Krone gelangen konnte. Zwar suchte die Mutter desselben, Marie Antonie, Tochter Kaiser Carl's VII., eine große Freundin und eifrige Correspondentin Friedrich's des Großen, diesen zu bewegen, daß er dem kleinen Prinzen zur polnischen Krone verhelfe, und ward nicht müde diese Bitte immer von neuem anzuregen, allein der König lehnte das mit sehr höflichen Ausdrücken ab, indem er offen erklärte, daß er in dieser Angelegenheit durchaus nach den Wünschen der Kaiserin von Rußland zu handeln entschlossen sei, welche einen polnischen Edelmann auf den Thron setzen wollte [1]). Für jetzt mußte bei

[1]) Oeuvres XXIV. p. 60.

ihm in dieser ganzen Angelegenheit der Gedanke an die Erhaltung des europäischen Friedens allein maßgebend sein, weil ein neuer ausbrechender Krieg den völligen Ruin seines Staates nach sich gezogen hätte. Die Gefahr lag nahe genug; denn die Geschichte lehrte, daß seit 200 Jahren die polnische Königswahl fast jedesmal den Ausbruch offener Feindseligkeiten in Europa befürchten ließ, oder wirklich zur Folge hatte, weil beim Eintritt dieses Ereignisses die Eifersucht und Leidenschaft der verschiedenen Mächte, welche auf die Wahl einzuwirken suchten, den Zusammenstoß derselben veranlaßte. Diesmal war es die Aufgabe, den sächsischen und französischen Intriguen, welche sich dem preußischen Interesse stets feindlicher bewiesen hatten als die russischen, die Spitze zu bieten. Durch eine Einigung zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg konnte das am Sichersten erreicht werden. Achtzigtausend Russen waren schon an die polnische Grenze gerückt. Die Preußische Armee stand von der anderen Seite in Bereitschaft, — ein Widerstand der Polen war kaum denkbar. Daß es aber diesmal sich nicht blos um eine polnische Königswahl handle, sondern daß das Schicksal der ganzen Republik in Frage stehe, war Niemandem verborgen. Sprach doch der Primas des Reiches, welcher verfassungsmäßig bis zur Besetzung des erledigten Thrones die Zwischenregierung führte, in seinem

Universale[1]) schon 1763 sich folgendermaßen aus: „Das Inland und das Ausland sehen den Verfall, ja den Untergang unseres Vaterlandes als gewiß an und sind nur verwundert, wies es bis jetzt hat bestehen können. Das Reich ist banquerutt, der Starke thut was er will, der Arme und Schwache findet keine Rechtshilfe, die Grenzen stehen ringsum jedem Feinde offen, kein Heer ist zur Vertheidigung, kein Geld zur Unterhaltung der Soldaten vorhanden. Polen muß entweder ein Raub seiner Feinde, oder, sich selbst überlassen, eine tartarische Wüste werden."

Es bleibt wunderbar, daß Zustände, wie sie hier geschildert werden, erst so spät eintraten, denn sie mußten mit Nothwendigkeit aus der polnischen Staatsverfassung folgen, welche man als die organisirte Anarchie bezeichnen würde, wenn von irgend welcher Ordnung in Mitten der vollkommensten Unordnung überhaupt die Rede sein könnte.

Bis in's 14. Jahrhundert war Polen, der That nach, ein von unumschränkten Königen beherrschtes Reich gewesen. Erst unter Kasimir dem Großen, 1333—1370, wurde auf Grund innerer Streitigkeiten dem Adel ein Theil der schrankenlosen Rechte eingeräumt, welche derselbe später besaß. Unter der

---

[1]) Dem Sendschreiben zur Berufung des Reichstages.

folgenden Regierung erhielt er 1374 durch das Kaschauer Privilegium ein unbedingtes Steuerbewilligungsrecht; jedoch findet sich eine feste Form der Nationalvertretung erst unter Kasimir dem Jagellonen (1445—1492), wie sich solche im Wesentlichen bis zum Untergange des Reiches erhalten hat. Durch den dreizehnjährigen Krieg gegen den Preußischen Orden war des Königs Schatz geleert; er konnte seinem Heere den Sold nicht bezahlen und berief deshalb 1468 den ersten polnischen Reichstag. Die Macht dieser Körperschaft erweiterte sich allmählich, so oft die Könige in neue Verlegenheit geriethen. Schon 1496 mußte Johann Albrecht das Recht des Krieges und Friedens so wie der Gesetzgebung von der Einwilligung des Reichstages abhängig erklären, der damit so gut wie allmächtig wurde. Als mit Siegismund August 1572 der Jagellonische Mannsstamm ausstarb, durften die Könige sich nicht mehr „erblich" nennen, und Polen wurde förmlich für ein Wahlreich erklärt, so daß der Reichstag außer seinen übrigen Befugnissen nun auch die Königswahl in Händen hatte. Diese übermächtige Versammlung war dabei nichts weniger als eine Vertretung der Nation, sie war eine vom Adel aus dem Adel gewählte Körperschaft, denn auch die hohe Geistlichkeit, welche an den Berathungen Theil nahm, gehörte diesem Stande an. Der polnische Bürgerstand hat sich niemals zu politischer Bedeutung aufzuschwingen vermocht, und das Landvolk

war leibeigen. Der Adel sollte gesetzlich nur Einen Stand von gleichberechtigten Mitgliedern bilden. Er war zahlreicher als in irgend einem andern Lande, nicht nur weil die Vorrechte sich auf die gesammte Nachkommenschaft vererbten, sondern auch weil die Könige mehrmals nach siegreichen Feldzügen ganze Corps in den Adelstand erhoben, wie denn Johann Sobiesky 1683 nach dem Entsatz von Wien seine ganze Cavallerie zu Edelleuten machte. So erklärt es sich, daß fast $\frac{1}{14}$ der Gesammtbevölkerung adlig war, in manchen Dörfern waren alle Einwohner Szlachcicen (Adlige). Jeder grundbesitzende Edelmann war ohne sonstige weitere Erfordernisse in den Reichstag wählbar. Es saßen zuweilen Jünglinge von 16 Jahren in demselben [1]). Berufen wurden diese Versammlungen vom Könige, während eines Zwischenreichs vom Primas. Die Berathungen erfolgten in zwei Kammern, in der Senatorenkammer unter Vorsitz des Königs, in der Landbotenkammer unter einem selbstgewählten Marschall. In wichtigen Fällen beriethen beide Kammern gemeinschaftlich. Die Landboten, ungefähr 200 an der Zahl, erhielten Diäten. Ihre Personen waren unverletzlich, Beleidigung eines Abgeordneten galt für crimen laesae majestatis. Die Sitzungen waren in der Regel öffentlich. Dabei hatte sich die seltsame Gewohnheit gebildet, daß eine große

---

[1]) Weißenhorst, Studien in der poln. Geschichte I. 198. 207.

Menge von adligen Zuhörern, meist junge Leute, oder Solche welche ihre Prozesse und Privatangelegenheiten durch den Reichstag gefördert zu sehen hofften, sich zwischen die Landboten setzten, auch wohl im Eifer der Debatte mit dreinredeten, und sich gelegentlich widersetzten, wenn der Marschall ihnen, um die Ruhe herzustellen, oder weil man geheime politische Dinge berathen wollte, befahl den Saal zu räumen. Es kam dann nicht selten zu Schlägereien und blutigen Kämpfen in den Sitzungen.

Schon das bisher gesagte macht es begreiflich, daß gar bald in Europa der Ausdruck polnischer Reichstag als Bezeichnung für die wildeste Unordnung gebraucht werden konnte. Allein von allen Seiten traten noch die verkehrtesten Einrichtungen hinzu, um jede gedeihliche Entwickelung des staatlichen Lebens in Polen unmöglich zu machen. Der durch das ganze Mittelalter, namentlich bei den germanischen Stämmen geltende Grundsatz, daß Niemand verpflichtet sei, Gesetzen zu gehorchen, zu denen er nicht seine Einwilligung gegeben, wurde in Polen auf die Spitze getrieben, indem man zur Gültigkeit eines Reichstagsbeschlusses volle Einstimmigkeit verlangte, wovon die nothwendige Folge war, daß jedes Mitglied durch seinen Widerspruch das Zustandekommen eines Gesetzes, ja den Beschluß über jede auch noch so nothwendige Maßregel vereiteln konnte. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde

dieses liberum veto des Einzelnen, das berüchtigte Nie poz walam für das kostbarste Palladium des freien Polen, für den „Augapfel der Freiheit" angesehen. Man nannte es das einzige und eigentliche Hauptrecht des Staates. Dasselbe wurde, nachdem es bisher schon stillschweigend Geltung erlangt hatte, 1718 förmlich zum Gesetze erhoben, was zur Folge hatte, daß seitdem fast jeder Reichstag ohne Ausnahme durch den Gebrauch und Mißbrauch dieses Rechts auseinander gesprengt wurde[1]). Und doch will sogar das Alles noch nichts bedeuten im Vergleich mit der nun zu erwähnenden Einrichtung, welche gleichsam ein Gegengift gegen das liberum veto sein sollte und auch in so weit gewesen ist, als ohne dasselbe der ganze Staat schon viel früher dem Untergange verfallen wäre. Daß durch die Reichstage ein für alle Mal etwas Heilsames nicht erreicht werden konnte ist klar, weil Jedermann, der ein Interesse daran hatte ihre Wirksamkeit zu lähmen, nur Einen der beisitzenden Edelleute zu gewinnen brauchte, der dann sein veto einlegte. Es werden Beispiele angeführt[2]), daß man für 600 Thaler, ja in Einem Falle sogar für 100 Thaler die Zersprengung des Reichstages erkaufen konnte; und die Versammlung von 1683, in

---

[1]) Jekel, Polens Staatsveränderung I. 32. Raumer, Polens Untergang 11.

[2]) Jekel a. a. O. 34, Note 48.

welcher das Bündniß mit Oesterreich beschlossen wurde, kam nur deshalb zu Stande, weil ein von Frankreich erkaufter Landbote sich am Abend vor dem entscheidenden Tage absichtlich so betrank, daß er die Sitzung verschlief, die er zu sprengen versprochen hatte. Zustände der Art drängten den Vaterlandsfreund, der die Unmöglichkeit erkannte, auf geordnetem Wege Heilsames für den Staat durchzusetzen, zur Selbsthilfe. Wie in Deutschland zur Zeit des Faustrechts die Städte den Bund der Hansa stifteten, so bildeten sich in Polen, natürlich nicht nach der ruhigen gesetzmäßigen deutschen Art, sondern in wilder gewaltsamer Weise die sogenannten Conföderationen. Um die Maßregeln durchzusetzen, welche auf den Reichstagen nicht hatten zur Annahme gelangen können, oder die daselbst ausdrücklich verworfen wurden, traten die opponirenden Edelleute in den einzelnen Woiwodschaften, oder in noch größeren Landstrichen zusammen, wählten einen Marschall aus ihrer Mitte und bildeten Versammlungen, bei denen die Stimmenmehrheit entschied, das liberum veto also ausgeschlossen war. Solche Versammlungen nannten sich Conföderationen, mit näherer Bezeichnung nach der Stadt, wo man zuerst zusammengekommen war. Erwies sich die Sache, die man durchsetzen wollte, von allgemeinerem Interesse, so bildeten sich bald auch an anderen Orten Conföderationen zu dem gleichen Zweck, ja es entstanden allgemeine Conföde-

rationen, welche über das ganze Reich sich erstreckten, an deren Spitze sich dann der König selbst stellte. Gelang es nicht die überwiegende Mehrheit des Adels für sich zu gewinnen, so griff man zum Schwerdte, und Bürgerkriege, mit unglaublicher Rohheit und Grausamkeit geführt, waren die gewöhnliche Folge. Diese Conföderationen waren zwar durch kein förmliches Gesetz geregelt und anerkannt, allein sie wurden wie eine wohlhergebrachte Staatseinrichtung betrachtet, und der Lehre von denselben ein besonderes Kapitel in den Staatsrechtsbüchern der Polen gewidmet.

„Zur Bildung einer Conföderation," heißt es daselbst, „wird zu schreiten sein, sobald der König oder die Republik sich in einer Gefahr befinden, welche der Reichstag nicht beseitigen will, oder weil er zersprengt wird, nicht beseitigen kann." Damit ist die Selbsthilfe und der Aufruhr zu einem Theil der Reichsverfassung erhoben, als nothwendige äußerste Consequenz des Grundirrthums der polnischen Anschauungen, welche davon ausgehen, daß es nur darauf ankomme den Unterdrückungen entgegenzuwirken, die von der gesetzlichen Gewalt verübt werden könnten, nicht aber den Ausschreitungen der Einzelwillkür, welche man für gleichbedeutend mit der Freiheit hielt.

Zu allen diesen ungeheuren Mißständen gesellten sich aber immer noch neue, und es schien als habe das Schicksal beschlossen, den ganzen Inhalt der Pandora-

büchse über das unglückliche Land auszuschütten. Zu den politischen Kämpfen und Parteiungen traten noch Religionsstreitigkeiten der schlimmsten Art.

Die Kirchenreformation hatte gleich nach Luther's Auftreten in Polen zahlreiche Anhänger gefunden, wodurch die katholische Partei veranlaßt wurde, alsbald auf Mittel zur Unterdrückung derselben zu sinnen; eigene Behörden wurden errichtet, um die Ketzer zu verfolgen, die dessenungeachtet, besonders in den großen Städten, sich immer weiter ausbreiteten, so daß Thorn, Danzig und Elbing in überwiegender Zahl lutherische Einwohner hatten. Auch die Socinianer und andere Sekten gewannen, zumal in Lithauen, soviel Terrain, daß daselbst 1563 die bürgerliche und politische Gleichstellung aller christlichen Confessionen ausgesprochen wurde. Als nun 1569 die Vereinigung Lithauens mit Polen erfolgte, beanspruchten die Dissidenten, wie man die nichtkatholischen Christen nannte, dieselben Rechte in dem gesammten Königreich, ohne das jedoch durchsetzen zu können; vielmehr mußten sie sich damit begnügen, daß in den Krönungseid der Könige das Versprechen aufgenommen wurde, Niemanden wegen seines Glaubens zu verfolgen oder zu strafen [1]). Unter dem Einfluß der Jesuiten jedoch, die sich sofort nach der päbstlichen Bestätigung des Ordens (1540) in Polen nieder-

[1]) Jekel II. 103.

ließen, begannen Verfolgungen der Dissidenten; man riß ihre Kirchen ein, verjagte die Geistlichen und wüthete gegen die Lebenden und gegen die Gräber der Todten. Dergleichen Vorgänge wiederholten sich in der Folge mehr oder weniger häufig und gewaltsam, je nach der Gesinnung der Könige. Die Unterdrückungen nahmen besonders während der Kriege mit Schweden überhand, weil man die Protestanten des Einverständnisses mit dem glaubensverwandten Feinde beschuldigte. Blutige Verfolgungen blieben seitdem an der Tagesordnung. Die entsetzlichen Grausamkeiten, welche 1724 in Thorn stattfanden, und bei welchen, wie wir hörten, Friedrich Wilhelm I. vergeblich Einsprache that, stehen keineswegs vereinzelt da, und hätten leicht schon in jener Zeit das Ausland zu gewaffneter Einmischung veranlaßt; denn Peter der Große, welcher als Gewährleister des Friedens von Oliva für die griechischen Bekenner auftrat, weil dieselben ähnlichen Verfolgungen wie die Protestanten ausgesetzt waren, hatte bereits ein Heer von 30,000 Mann an der Grenze zusammengezogen, als sein rascher Tod den Ausbruch des Krieges verhinderte. Die Bedrückungen der Dissidenten nahmen nun ihren Fortgang. Die Wenigen von ihnen, die in den Senat oder in verschiedenen Aemtern Eingang gefunden, wurden verdrängt; ihre Klagen tönten immer lauter, ohne Gehör zu finden. So blieben die Sachen bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. Der Zwie-

spalt der Parteien war doppelt gefährlich, weil die Unterdrückten sich um Hilfe an das Ausland wandten, und namentlich Rußlands gewaffnete Dazwischenkunft herbeizuführen wünschten. Es war hier Alles beisammen, was das Bestehen eines Staates unmöglich zu machen scheint. Wie es dennoch geschehen konnte, daß ein so eingerichtetes Gemeinwesen Jahrhunderte lang bestehen und zeitweise zu großer Macht und Ansehen gelangen konnte, — das auszuführen wäre hier zu weitläufig. Es genüge darauf hinzuweisen, daß die Tugenden der Einzelnen oft schwerer wogen als die Fehler der Allgemeinheit. Die glänzende Tapferkeit, die ritterliche Ehrliebe des polnischen Adels, die unvergleichliche, durch nichts zu besiegende Vaterlandsliebe der Polen bewirkte dies Wunder. Allein seitdem das Gebiet der Republik von mächtigen Staaten umgeben war, seitdem Rußland und Preußen gewaltige Kriegsheere in jedem Augenblicke an die Grenzen senden konnten, war Polens Untergang nur noch eine Zeitfrage. Schon Peter der Große hatte erkannt, daß die Anarchie daselbst die beste Handhabe sei, um sich einst des ganzen unglücklichen Laudes, oder einzelner Provinzen desselben zu bemächtigen. Deshalb wurde in dem 12. Artikel des Vertrages, den der schlaue Czar am 16. Novbr. 1720 mit den Türken abschloß, ausdrücklich festgesetzt, daß man beiderseits nicht dulden wolle, daß die Krone Polens erblich und mächtig würde, oder daß die geltende

Verfassung der Republik eine Aenderung erleide. So ging das Interesse der Landesfeinde mit dem Standesinteresse des polnischen Adels Hand in Hand, und von Innen und Außen wurde gleichmäßig auf den Verfall der unglücklichen Republik hingearbeitet. Ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Rußland war das Zeichen, daß die Katastrophe herannahe.

Seit dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens hatten Sachsen und Oesterreich durch ihre Gesandten in Petersburg die größten Anstrengungen gemacht, um das Zustandekommen eines Russisch-Preußischen Bündnisses zu verhindern. Die Oesterreicher beriefen sich darauf, daß sie die natürlichen Alliirten der Russen gegen den gemeinschaftlichen Türkenfeind wären; Sachsen hoffte noch immer dem Kurhause die Nachfolge auf den polnischen Thron zu erhalten, und Brühl, welcher erst nach August III. starb, that bis zu seinem letzten Athemzuge alles Mögliche, um die Absichten des Königs von Preußen, den er persönlich haßte, zu vereiteln. Inzwischen gelang es dem Grafen Solms, Gesandten Friedrich's des Großen am Petersburger Hofe, die Kaiserin für die Absichten seines Herrn zu gewinnen, wozu die schmeichelhaften Briefe, welche derselbe an Katharina richtete, das ihrige beitrugen. Bittere Erfahrungen hatten ihn belehrt, wie seine Spöttereien und Witzreden ihm nicht nur den Haß mächtiger Feinde zugezogen, sondern sein Reich an den Rand des Abgrunds

gebracht hatten. Obgleich er nun die Schwächen und Laster der Kaiserin sehr genau kannte[1]), so hütete er sich doch, von ihr anders als in Ausdrücken der höchsten Verehrung zu sprechen. Es ist zwar in den Werken des Königs aus der umfangreichen persönlichen Correspondenz beider Potentaten nur ein einziger Brief Catharina's und Friedrich's Antwort auf denselben abgedruckt, allein diese Probe genügt, um den Ton des ganzen Briefwechsels sich vorzustellen. Die Kaiserin wird als Gesetzgeberin neben Lykurg und Solon gestellt, ihre Regentenweisheit höher gepriesen als die der Königinnen Semiramis und Elisabeth von England, und dem Gesandten, der diesen Brief zu übergeben hatte, wird eingeschärft, mündlich noch ein größeres Maß von Schmeicheleien hinzuzufügen, welches in dem Schreiben selbst nur deshalb nicht enthalten ist, weil derselbe sonst übertrieben scheinen könnte.

Das durch alle diese Mittel herbeigeführte gute Einvernehmen hatte denn auch schon am 11. April 1764 (neuen Styls) den Abschluß eines feierlichen Allianzvertrages zur Folge. Derselbe war vorläufig nur auf acht Jahre verabredet, wurde aber noch zwei Mal, bis 1781 verlängert. Beide Theile versprachen einander für den Kriegsfall 12,000 Mann Hilfstruppen zu stellen.

---

1) Vergleiche Friedrich's Aeußerungen über die Kaiserin nach Peter's III. Tode in den Briefen eines alten Preuß. Officiers.

Sollte jedoch Preußen am Rhein, oder Rußland an der türkischen Grenze angegriffen werden, so sollte statt der Mannschaften eine jährliche Subsidienzahlung von 480,000 Thalern eintreten. Dann aber trafen Preußen und Rußland in Bezug auf Polen dieselbe Uebereinkunft, welche einst zwischen Peter dem Großen und der Pforte stattgefunden, daß man nämlich keine Aenderung in der Verfassung der Republik gestatten, und namentlich die Umwandlung derselben in eine erbliche Monarchie verhindern wollte; mit anderen Worten: die anarchischen Zustände daselbst sollten fortbestehen und der einzige Weg versperrt werden, auf welchem Polen zu einer seinem Umfang und der Zahl der Bevölkerung entsprechenden Macht gelangen könnte. Den Dissidenten wird Schutz gegen die katholische Majorität zugesichert, und werden beide Mächte dahin wirken, daß die bevorstehende Königswahl auf den Piasten Stanislaus Poniatowsky falle, einen ehemaligen Günstling und Geliebten Katharina's, dem sie noch immer wohlwollte, und den sie durch die Königskrone nicht nur für die verlorene Liebesgunst zu entschädigen, sondern auch als ein gefügiges Werkzeug für ihre Pläne in Bezug auf Polen zu gebrauchen dachte.

Dieser lithauische Edelmann war in seiner Jugend nach England gekommen, hatte von dort den Gesandten Sir William Hanbury als Attaché nach Petersburg begleitet, und vor den Augen der Großfürstin Katha-

rina, der nachherigen Kaiserin, Gnade gefunden. August III. ernannte ihn mit Rücksicht hierauf zum polnischen Gesandten am russischen Hofe. Stanislaus blieb bis 1761 in Petersburg, zu welcher Zeit Katharina ihn zwar als Liebhaber bereits verabschiedet hatte, dennoch aber dem schönen jungen Manne ihre Freundschaft erhielt. Da es nach König August's Tode in ihre politischen Pläne paßte, einen von ihr in vielfacher Beziehung abhängigen Edelmann auf den Thron zu bringen, so bewog sie Friedrich den Großen dahin, daß derselbe erklärte, die Wahl Poniatowsky's mit ihr gemeinschaftlich durchsetzen zu wollen, der alsdann in der That mehr russischer Statthalter, als König von Polen sein sollte. Nach ihrer intriguanten und eitlen Weise beschloß sie zugleich bei dieser Veranlassung den Ruhm einer weisen und philosophischen Monarchin noch zu erhöhen, den sie hauptsächlich durch eifrigen Briefwechsel mit den damals in der Literatur einflußreichsten Celebritäten, namentlich mit Voltaire, um sich verbreitet hatte, indem sie diese Männer mit Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten aller Art überhäufte, wofür sie von denselben die Semiramis des Nordens genannt wurde. Sie erklärte nunmehr aller Welt, daß ihre Einmischung in die polnischen Angelegenheiten nur den Schutz der unterdrückten Dissidenten und die Abschaffung einiger der schreiendsten Mißbräuche zum Zweck habe, durch welche die Verfassung des unglücklichen

Landes entstellt sei. In der Sache selbst ließ sie sich angelegen sein, die einflußreichsten Mitglieder des Wahlkörpers zu bestechen, und um die Erfüllung ihrer Absichten noch nachdrücklicher zu unterstützen, schickte sie ein Armeecorps nach Kurland, befahl die Festung Graudenz, angeblich zum Schutz der aus den Kriegszeiten noch daselbst befindlichen russischen Vorräthe, zu besetzen, und schickte außerdem eine Anzahl von Regimentern in das Herz des Landes, vorgebend, dieselben seien nur auf dem Durchmarsch nach ihren russischen Quartieren; in der That aber sollte diese bewaffnete Macht jeden Widerstand der sächsischen Partei unterdrücken, Falls dieselbe sich zu regen versuchte. So war es nicht zu verwundern, daß am 7. September 1764 die sogenannte freie Königswahl Poniatowsky's durchgesetzt wurde. Viele polnische Große, unter ihnen Fürst Radzivil und General Mokranowsky, wagten es, gegen ein so gewaltsames Verfahren Einspruch zu erheben [1]); Mokranowsky begab sich sogar im Sommer 1764 nach Potsdam, um den König von Preußen zu bitten, er möge seinen Bruder Heinrich als Bewerber um die polnische Krone auftreten lassen. Allein Friedrich wies das Ansinnen ohne Weiteres zurück und traf sogar solche Maßregeln, daß der Prinz von der ganzen Sache

---

[1]) Rulhière, histoire de l'anarchie en Pologne. Herman, Geschichte des russischen Staates VI. 358 ff.

nichts erfuhr. Der polnische General mußte schleunigst heimkehren, und ihm und dem Fürsten Radzivil gelang es nur durch die Flucht, sich der Rache Rußlands zu entziehen. Beide begaben sich nach der Türkei, um die Hilfe des Sultans anzurufen, welcher im Vertrage von 1720 die polnische Verfassung gewährleistet hatte; doch ließen die Türken sich jetzt noch nicht zum Einschreiten bewegen. Stanislaus Poniatowsky wurde am 25. November 1764 gekrönt. Nach dem Rathe seiner Oheime, der beiden Czartorysky, suchte derselbe nun den einzigen Weg einzuschlagen, welcher zu einer Wiedergeburt Polens und zur Beseitigung der Anarchie führen konnte. Er wollte den Adel bewegen, das Einspruchsrecht der Einzelnen auf den Reichstagen zu beseitigen und bei den Berathungen desselben die Entscheidung durch Stimmenmehrheit eintreten zu lassen. Gleichzeitig sollte die polnische Armee umgestaltet und vergrößert, die innere Verwaltung durch Errichtung geordneter Behörden geregelt werden, um der Willkür ein Ende zu machen, mit welcher bisher die sogenannten Großkronbeamten, jeder in seinem Bereiche, über die verschiedenen Zweige des Staatshaushaltes verfügt hatten. Eine geregelte Besteuerung sollte die Finanzen in Ordnung bringen, man hoffte mit Einem Worte einen Staat aufzurichten, der neben den anderen europäischen Staaten eine geachtete Stellung einzunehmen

verdiente. Katharina hatte von dieser Absicht kaum die erste Kunde empfangen, als sie auch schon durch ihren Gesandten Repnin, der in Polen den Herrn spielte und viel gefürchteter war als der König, Einspruch thun ließ. Sie verlangte ferner die unbedingte Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken, was das sicherste Mittel war, um die fanatischen Gegner dieser Maßregel zum Aufruhr zu reizen und das ganze Land in Verwirrung zu bringen. Wirklich bildeten sich sofort in verschiedenen Städten Conföderationen. Zu Radon traten im November 1764 die Dissidenten zusammen, und Repnin beeilte sich, die Conföderation derselben für den ordentlichen Reichstag der Republik zu erklären, und berief die Theilnehmer nach Warschau. Die Bischöfe von Krakau und Kiew, nebst mehreren Großen des Reichs, welche Widerspruch erhoben, ließ er verhaften und nach Sibirien transportiren. Warschau wurde von russischen Truppen eingeschlossen. Der sogenannte Reichstag erklärte nun das liberum veto für zu Recht bestehend, und ertheilte den Dissidenten die geforderte Gleichstellung mit den Katholiken [1]). Repnin erzwang sogar die Absendung einer Bittschrift an die Kaiserin, worin dieselbe flehentlich ersucht wurde, ihre Truppen im Lande zu lassen. Natürlich wurde diese

---

[1]) Jekel I. 202. II. 341.

Bitte gewährt, mit der heuchlerischen Redensart: die Kaiserin wolle nichts als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes und die Freiheit!

Das Benehmen des Königs Stanislaus diesen Vorgängen gegenüber, war schwach und albern. Ihn vom Throne zu stoßen bildete sich, gleich nachdem der Reichstag jene Beschlüsse gefaßt hatte, die Conföderation von Bar. Auf französische und türkische Hilfe rechnend, wollte dieselbe den Russen mit den Waffen in der Hand Widerstand leisten. Die Conföderirten wurden geschlagen, Bar und Krakau von den Russen eingenommen. Grausamkeiten, wie die Geschichte kaum ihres Gleichen kennt, fielen hier vor. Man ließ die Gefangenen umbringen, um sie nicht bewachen zu dürfen. Hunderte von Menschen gruben die Barbaren bis an den Hals in die Erde und mähten die Köpfe mit Sensen ab. Als besonders verrucht wird ein Obrist Drewitz erwähnt, welcher den Gefangenen beide Arme abhauen und sie dann laufen ließ [1]). Der Räubereien und anderen schmutzigen Gräuel zu geschweigen. Ganz Europa schien diesen empörenden Vorgängen ruhig zuzusehen, bis endlich die Türken bewogen wurden am 30. Oktbr. 1768 an Rußland den Krieg zu erklären. Unmittelbare Veranlassung gab der Umstand, daß die Russen ein zersprengtes Corps Conföderirter bis über

---

1) Brenkenhof's Leben, 71.

die türkische Grenze verfolgten und die kleine Stadt Balka niederbrannten. Allein auch diese Kriegserklärung flößte den Polen wenig Hoffnung ein. „Die Türken in's Land rufen, um die Russen zu verjagen," schrieb der Bischof Krasinsky, „heißt das Haus anzünden, um das Ungeziefer zu vertilgen [1])."

Endlich entschloß sich 1770 auch Frankreich, den Polen einigen Beistand zu leisten. Man schickte den in den Revolutionskriegen später berühmt gewordenen Dumouriez nebst mehreren Officieren ab, welche nicht unbedeutende Geldsummen überbrachten. Die Conföderirten faßten nenen Muth. Sie erklärten den König für abgesetzt, und 1771 wurde sogar der Versuch gemacht, sich seiner Person zu bemächtigen, was auch gelang. Man schleppte denselben in einen Wald, wo indessen die Schaar von Räubern überfallen wurde. Stanislaus verstand es durch seine Bitten solchen Eindruck zu machen, daß man ihn entkommen ließ.

Inzwischen schritten auch die Türken zum ernstlichen Angriff, und es begann ein Krieg mit Rußland, dessen nähere Schilderung nicht hierher gehört. Derselbe währte mehrere Jahre. Die Russen blieben Anfangs überall zu Lande und zur See im Vortheil; dennoch erlangten sie, als am 22. Juli 1774 der Friede zu Kutschuk Kairnadge abgeschlossen wurde, nur unbedeu-

[1]) Rulhière III. 232, bei Raumer 51.

tende Vortheile, weil sie inzwischen, wie wir bald sehen werden, sich anderweit reichlich entschädigt hatten.

Wir kehren, nach dieser Abschweifung, nunmehr zu unserer eigentlichen Erzählung zurück, was nicht besser als mit den Worten Friedrich's des Großen geschehen kann [1]). „Der Ausbruch des Krieges zwischen den Türken und Russen," schreibt er in seinen Memoiren, „veränderte das ganze politische System in Europa. Ich hätte sehr ungeschickt oder sehr dumm sein müssen, um eine so vortheilhafte Gelegenheit nicht zu benutzen. Eingedenk des Dichterwortes, daß man die Gelegenheit, wo sie sich bietet, beim Schopfe fassen müsse, gelang es mir, durch Unterhandlungen und Intriguen meinen Staat für die Verluste zu entschädigen, die er während des Krieges erlitten, indem ich das polnische Preußen mit meinen alten Provinzen vereinigte."

Damit hatte es folgende Bewandniß: Durch den Allianzvertrag mit Rußland war der König genöthigt, alljährlich die bedungenen Subsidien im Betrage von fast einer halben Million zu zahlen, was ihm äußerst zuwider war. Um sich einigermaßen zu entschädigen, bewirkte er eine Erneuerung des Vertrages unter Hinzufügung der für ihn wichtigen Bedingung, daß bei dem voraussichtlich binnen Kurzem zu erwartenden Aussterben der männlichen Nachkommenschaft in den Für-

[1]) Oeuvres VI. 7.

stenthümern Anspach und Baireuth die Kaiserin den Heimfall dieser brandenburgischen Besitzungen an Preußen garantirte, wogegen der König versprach dafür zu sorgen, daß in Schweden die Verfassung von 1720 nicht geändert würde, welche die Regierungsgewalt wesentlich in die Hände des adligen Reichstags gelegt und die königliche Macht zu einem Schatten herabgedrückt hatte, was dem Einfluß und dem Golde des Auslandes die Einmischung ebenso sehr erleichterte, wie dies in Polen in Folge der dortigen schlechten Verfassung der Fall war. Rußland hatte daher auch in Schweden dasselbe Interesse wie in Polen, zu verhüten, daß das Königthum nicht erstarke. Friedrich der Große erklärte sich mit dieser Forderung Katharina's ohne Weiteres einverstanden, er versprach in schwedisch Pommern einzurücken, falls die Schweden versuchen sollten ihre Verfassung gegen den Willen Rußlands zu ändern. Diesen Zusatzvertrag unterzeichnete er am 12. Oktober 1769, ohne sich im geringsten dadurch irre machen zu lassen, daß der Inhalt desselben wesentlich gegen seine Schwester Ulrike und deren Gemahl, den König Adolph Friedrich von Schweden gerichtet war.

Inzwischen gewannen die Russen im Felde so große Vortheile über das türkische Heer, daß Friedrich, wie er sagt, mit Recht besorgen mußte, das Anwachsen dieses Reiches könnte ihm gefährlich werden, und er in die Lage kommen, von Petersburg Befehle annehmen zu

müssen. Aehnliche Betrachtungen stellte man in Wien an, wodurch von selbst eine Annäherung beider Höfe herbeigeführt wurde. Schon 1766 hatte Kaiser Joseph II. den Wunsch gehabt, Friedrich's persönliche Bekanntschaft zu machen, vor dessen Feldherrn- und Regententalenten er großen Respect hatte. Maria Theresia und Kaunitz hatten das damals verhindert. Jetzt überwogen die politischen Rücksichten den grollenden Widerwillen der Kaiserin-Königin; — es wurde für die Zeit der Revuereisen Friedrich's des Großen in Schlesien eine Zusammenkunft mit Joseph II. verabredet, die denn auch am 25. August 1769 in Neisse stattfand, und bis zum 28. dauerte. Der König hatte den Prinzen Heinrich, den Prinzen von Preußen, seinen Neffen, den Markgrafen von Anspach und mehre Generale bei sich. Der Kaiser erschien mit wenig zahlreichem militairischen Gefolge unter dem strengbewahrten Incognito eines Grafen Falkenstein, so daß alles unter den leichtesten geselligen Formen von Statten ging. Friedrich wollte dem ankommenden Kaiser entgegengehen, und stieg eben die Treppe in dem bischöflichen Palaste herunter, wo er Wohnung genommen hatte, als Joseph ihm schon auf den Stufen entgegenkam. Beide umarmten einander auf's Wärmste und tauschten schmeichelhafte Versicherungen aus. Der König sagte, er betrachte diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens, weil derselbe die Wiedervereinigung zweier Fürstenhäuser bezeichne, die

darauf angewiesen seien einander beizustehen, nicht aber sich Schaden zuzufügen. Joseph bediente sich der Redensart: „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr.“ Dennoch betrachteten Beide einander natürlich mit Mißtrauen [1]). Das Hauptinteresse, welches sie für den Augenblick vereinigte, war die Besorgniß vor dem Anwachsen der russischen Uebermacht. Der Kaiser konnte leicht in die Lage gerathen, sich dem Vordringen derselben mit den Waffen widersetzen zu müssen, wenn etwa die Russen dauernd im Besitz der Moldau und Wallachei bleiben wollten, die sie den Türken abgenommen, wodurch Oesterreich eine gefährliche, nicht zu duldende Nachbarschaft bekommen hätte.

Neben den sonstigen Unterhaltungen der beiden Monarchen bildete das also den Hauptgegenstand der Gespräche. Von Polen war so gut wie gar nicht die Rede. Als einziges erhebliches Resultat der Zusammenkunft ist der Austausch zweier eigenhändiger Erklärungen zu erwähnen, durch welche die Herrscher von Preußen und Oesterreich sich zu einer bedingten beiderseitigen Neutralität für gewisse eintretende Fälle verpflichteten. In Friedrich's Schreiben, welches er dem Kaiser unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit

---

1) Seit dem Erscheinen von Arneth's Maria Theresia und Joseph II., 3 Bände, Wien 1867, 1868, ist über diese Zusammenkunft, so wie über vieles andere ganz neues Licht verbreitet.

selbst übergab, lautet die wesentlichste Stelle folgendermaßen: „Ich verspreche auf mein königliches Wort und als ehrlicher Mann, daß, wenn sich die Kriegsflamme zwischen England und den Bourbonen entzünden sollte [1]), ich den zwischen uns hergestellten Frieden getreulich halten will. Sollte ein anderer Krieg ausbrechen, dessen Entstehung sich jetzt noch nicht vorhersehen läßt, so werde ich dem österreichischen Gebiete gegenüber die strengste Neutralität beobachten, wie Seine kaiserliche Majestät in Bezug auf meinen Staat das Gleiche versprochen hat [2])."

Unter den freundschaftlichsten Versicherungen trennte man sich. Indessen ergeben Joseph's Berichte an seine Mutter, daß der Kaiser von wesentlichem Mißtrauen gegen den König von Preußen erfüllt war; während dieser seinerseits befürchtete, daß ihm die Annäherung an Oesterreich in Petersburg übel gedeutet werden könnte, weshalb er alles mögliche that, um Katharina hierüber zu beruhigen. Joseph fühlte sich erleichtert, als die Zusammenkunft vorüber war. In seinen Notizen über die Ereignisse jener Tage ließ er zwar den hohen Geistesgaben des Königs volle Gerechtigkeit

---

[1]) Was damals wegen gewisser Vorfälle zwischen einem englischen und einem spanischen Kriegsschiffe nicht unwahrscheinlich war.

[2]) Arneth I. 313.

wiederfahren, an die Freundschaft desselben aber glaubte er ebensowenig, als es ihm mit der Entsagung seiner Ansprüche auf Schlesien Ernst war. Wie zum Scherze ließ er die Aeußerung fallen, man verbreite das Gerücht, Friedrich wolle die eroberte Provinz zurückgeben, wenn er Danzig dafür erhielte. Der König erwiederte in gleichem Tone: „Ich soll wohl König von Polen werden?“ Charakteristisch für das ganze Verhältniß sind Joseph's Schlußworte: „Ihn Einmal gesehen zu haben war für mich sehr interessant; aber Gott bewahre mich vor einem zweiten Male. Er droht mir mit einem Gegenbesuche in Kolin.“

Noch sei hier bemerkt, daß der Kaiser seiner Mutter schreibt, Friedrich der Große sehe den von ihm verbreiteten Portraits gar nicht ähnlich.

Dieser spricht sich seinerseits über den Eindruck, den Joseph II. auf ihn gemacht hatte, folgendermaßen aus[1]): „Dieser junge Fürst trägt eine Offenherzigkeit zur Schau, die ihm natürlich zu sein scheint. Sein liebenswürdiger Charakter ist eine Mischung von Heiterkeit und Lebhaftigkeit. Er hat den Wunsch, aber nicht die nöthige Ausdauer sich zu unterrichten; seine hohe Stellung macht ihn oberflächlich. In unbewachten Augenblicken gewahrt man den glühenden Ehrgeiz, der ihn verzehrt.“ Viel später hat Friedrich die ganze

---

[1]) Oeuvres VI. 25.

Handlungsweise des Kaisers mit den treffenden Worten gezeichnet: „Er will stets den zweiten Schritt thun, bevor er den ersten gethan hat.“

Der von Joseph gefürchtete Gegenbesuch fand vom 3. bis 7. September 1770 zu Neustadt in Mähren statt[1]). Damals war Fürst Kaunitz in des Kaisers Begleitung. Das Interesse beider Höfe, dem Vordringen der Russen Schranken zu setzen, war auf's Höchste gestiegen, weil die Siege derselben den völligen Untergang der Türkei, und damit die Zerstörung des Europäischen Gleichgewichts befürchten ließen.

Ueber das, was hier vorging, besitzen wir die ausführlichen und höchst geistreichen Aufzeichnungen des bekannten Fürsten von Ligne[2]), an dessen Unterhaltung Friedrich großes Vergnügen fand, die sich aber nicht auf

---

[1]) Unterwegs besuchte der König den Grafen Hobitz auf Roßwalde, der mit einer brandenburgischen Prinzessin aus einer der Nebenlinien vermählt war, und dem Friedrich sehr wohl wollte. Dieser Hobitz hatte aus seinen Gärten eine märchenhafte Zauberwelt geschaffen, die Gebüsche waren von Dryaden, die Bäche von Wassernymphen belebt, in welche Rollen die armen Leibeigenen sich zu theilen hatten. Für den König wurden noch besondere Lustbarkeiten veranstaltet und Alles aufgeboten, um demselben durch Wasser- und Feuerkünste Ueberraschungen zu bereiten. Der Erfinder dieser Seltsamkeiten vergeudete durch solche Spielereien sein Vermögen und lebte zuletzt in Potsdam von der Gnade des Königs.

[2]) Prince de Ligne, Mémoires et Mélanges historiques. Paris 1827.

den diplomatischen, sondern mehr auf den geselligen Charakter der Zusammenkunft beziehen. Es ging dabei nicht so formlos zu wie in Neisse. Friedrich der Große scheint mit Absicht dem Kaiser gegenüber die Rolle eines Kurfürsten von Brandenburg gespielt zu haben, was für Joseph II. zuweilen beängstigend war. Wenn z. B. Joseph II. zu Pferde stieg, ergriff der König den Zügel und half dem rechten Fuße des Kaisers in den Steigbügel; dessenungeachtet, fügt de Ligne hinzu, war der Kaiser stets beflissen, seinem Gaste die Ehrerbietung zu erweisen, die ein junger Fürst einem viel älteren Könige, und ein junger Soldat dem größten Feldherrn seiner Zeit schuldete. Der König seinerseits zeichnete unter den anwesenden österreichischen Generalen besonders seinen großen Gegner Loudon aus, den er stets mit dem Titel Feldmarschall anredete, obgleich derselbe diesen wohlverdienten Rang erst viel später erhielt. Bekannt ist, daß Friedrich der Große ihn eines Tages bat, sich bei Tafel an seine Seite zu setzen, er habe ihn stets lieber neben sich, als sich gegenüber gehabt. —

Das Resultat der politischen Unterhandlungen, welche zwischen dem Könige und Kaunitz persönlich stattfanden, läßt sich kurz mit den Schlußworten ihrer Hauptunterredung zusammenfassen: „Es komme alles darauf an, zwischen Rußland und der Türkei einen erträglichen Frieden zu Stande zu bringen, ohne daß man genöthigt würde selbst zu den Waffen zu greifen.“

Der König setzte den jungen Kaiser von allem in Kenntniß, worüber er mit Kaunitz gesprochen, was einen sehr guten Eindruck machte, weil Maria Theresia noch immer eifersüchtig darauf bedacht war, ihren Sohn von den wesentlichsten Staatsverhandlungen fern zu halten. —

Durch ein wunderbares Zusammentreffen langte am Morgen nach jener Unterredung [1]) ein am 12. August aus Constantinopel abgesendeter Courier in Neustadt an, welcher von Seiten des Sultans an die Höfe von Berlin und Wien das Gesuch überbrachte, sich der Friedensvermittelung zu unterziehen. Der Kaiser, der wohl wußte, daß dieser Antrag in Folge der von dem preußischen Gesandten bei der Pforte gethanen Schritte erfolgt sei, war dem Könige dafür in der That dankbar. Daß übrigens der Frieden nicht so schnell, sondern erst im Jahre 1774 zu Stande kam, ist bereits oben erwähnt; die Russen waren für jetzt zu sehr im Vortheil, um mit ihnen auf gemäßigte Bedingungen unterhandeln zu können. Ein unmittelbar bedeutendes Ergebniß hatte also diese zweite Zusammenkunft beider Monarchen ebensowenig als die erste. Der Ausbruch eines allgemeinen Krieges schien kaum mehr abzuwenden. Oesterreich zog bereits ein Armeekorps an der ungarischen Grenze zusammen. Die Polen schienen zu

---

[1]) Oeuvres VI. 30.

jeder Gewaltthat fähig, da sie gerade damals durch eine im Lande wüthende, grausam verheerende Pestkrankheit vollends zur Verzweiflung gebracht waren; und doch mußte Friedrich der Große, so schwer es auch schien, auf jede Weise versuchen den Frieden zu erhalten; denn kam es zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland, so verpflichtete ihn der Allianzvertrag von 1764 zur Theilnahme, und sein dem Kaiser in Mähren gegebenes Versprechen, neutral zu bleiben, würde ihn nicht von der Verpflichtung befreit haben, den Russen 12,000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Da verfiel er auf den Gedanken die alte, seit dem 15. Jahrhundert immer von neuem wieder aufgetauchte Idee einer Theilung Polens anzuregen. Gelang es zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen eine Vereinigung hierüber zu bewirken, so war ein Object vorhanden, um Rußland eine Entschädigung zu bieten, die reichlich das aufwog, was es durch den Krieg gegen die Türken zu erwerben hoffen konnte. Der Sultan blieb alsdann im Besitz der Moldau und Walachei, wodurch Oesterreich von der Furcht befreit war, Rußland bis an die ungarische Grenze vorrücken zu sehen, und für Preußen war dabei ein Zuwachs an Gebiet zu erwarten, durch dessen Besitz es im Stande war, die Vergrößerung des russischen Reiches mit mehr Ruhe anzusehen. Daß der Untergang Polens in jedem Falle nur noch eine Zeitfrage sein konnte, haben wir oben auseinandergesetzt. Die

Zustände daselbst hatten von jeher bei den Nachbarn den Gedanken wach erhalten, daß sie sich früher oder später durch Losreißung polnischer Districte bereichern könnten. Hatte doch schon vor länger als 200 Jahren der preußische Orden mit dem Kaiser Sigismund deshalb unterhandelt, der bei seinen vielfachen Verlegenheiten in der Wahl seiner Mittel niemals sehr gewissenhaft war. Daß später unter Friedrich I. von Preußen, und zuletzt unter Friedrich Wilhelm I. zu ähnlichen Zwecken Verhandlungen stattfanden, haben wir gesehen, und im 9. Kapitel des 2. Bandes ist erzählt, wie Grumbkow deshalb mit August dem Starken kurz vor dessen Tode eine Zusammenkunft hatte. Die Könige aus dem Sächsischen Hause hofften, durch Abtretungen an die Nachbarn, also dem Wesen nach durch eine Theilung, die erbliche Souverainität über den Rest des Königreichs erkaufen zu können.

Daß diese Sache gerade jetzt wieder zur Sprache kam, muß ohne Weiteres auf Rechnung Friedrich's des Großen gesetzt werden, der in seinen Schriften selber daraus gar kein Hehl machte[1]). Er ging dabei sehr

[1]) In der Ausgabe der Oeuvres posthumes von 1788 hatte man die entscheidende Stelle, die sich jetzt Oeuvres VI. p. 26, Zeile 4 von unten befindet, gestrichen. Ebenso fehlen p. 7 daselbst Zeile 5 von oben hinter: à force de négocier die Worte: et d'intriguer. Die ganze Angelegenheit war bekanntlich damals noch nicht abgeschlossen, woraus diese Vorsicht erklärlich ist.

vorsichtig zu Werke, indem er zuerst, wie er das bei verschiedenen Gelegenheiten auch sonst gethan, unter fremdem Namen (diesmal unter dem des uns bekannten Grafen Lynar, der die Convention vom Kloster Zeven vermittelt hatte [1]), dem Petersburger Hofe durch die dritte Hand ein Schriftstück zur Kenntnißnahme überreichen ließ, welches die Besitznahme einiger polnischer Provinzen durch Rußland, Oesterreich und Preußen in Vorschlag brachte, unter Hinweisung darauf, daß, wenn man sich hierüber einigte, die Russen nicht zu fürchten hätten, bei der Kriegführung gegen die Türkei von Oesterreich behindert zu werden, welches sonst leicht im Stande wäre, durch ein am Dniester aufgestelltes Korps die russische Armee von Polen abzuschneiden und ihnen unmöglich zu machen, von dort die nothwendigen Kriegs- und Lebensmittel zu beziehen.

Wie einleuchtend auch die Vortheile waren, welche auf diese Weise allen Interessenten geboten wurden, so befanden sich doch gerade damals die Russen zu sehr im Glück (sie hatten die Moldau und Walachei eingenommen und einen Seesieg im Archipel erfochten), um gemäßigten Vorschlägen Gehör zu geben. Das Project hatte also für den Augenblick keine weiteren Folgen.

Die Russen hielten seit Peter dem Großen an der Ueberzeugung fest, daß Polen früher oder später in

---

1) Oeuvres VI. 26.

ihren Besitz kommen müsse. Sie wollten nur den Moment abwarten, wo die überreife Frucht von selbst abfalle, um eingeerntet zu werden. Schon standen die russischen Truppen im Lande, Katharina hatte den Thron nach ihrem Willen mit einem ihr ergebenen Günstling besetzt, die Conföderirten, welche sich aufzulehnen wagten, waren niedergeworfen, — wie sollte sie unter diesen Umständen dem sogenannten Lynar'schen Vorschlage günstig sein, der ihr zumuthete, das zu theilen, was sie bald allein zu besitzen hoffte! Dennoch traten inzwischen Umstände ein, welche der Sache ein anderes Ansehen gaben.

Wir haben erwähnt, daß bereits im 15. Jahrhundert Kaiser Sigismund an eine Theilung Polens gedacht hatte, um sich aus seiner Geldnoth zu helfen. Da der Plan damals nicht ausführbar war, so sah er sich statt der gehofften Besitzvergrößerung im Gegentheil genöthigt, 1412 einen ungarischen District an dasselbe Polen zu verpfänden, auf dessen Kosten er sich hatte vergrößern wollen. Die Zipser Gespannschaft, etwa 65 Quadratmeilen groß, an der ungarisch-galizischen Grenze belegen, wurde der Krone Polen gegen eine beträchtliche Summe in Versatz gegeben und niemals wieder eingelöst; es verzichtete sogar des Kaisers Nachfolger 1589 durch einen förmlichen Vertrag auf das Einlösungsrecht, und die Zipser Landschaft hatte sich seitdem in unbestrittenem Besitze des polnischen Staates

befunden. Jetzt nun, im Jahre 1770, wo Polen von inneren und äußeren Feinden bedrängt, und das Land noch überdies durch eine schreckliche Pest verheert wurde, hielten Joseph II. und Kaunitz den Zeitpunkt für günstig, um jene längst verjährten, ausdrücklich für erloschen erklärten Rechte wieder in's Leben zu rufen. Im Monat Juli 1770 ließen sie ohne Weiteres das Gebiet militärisch besetzen, und errichteten überall österreichische Grenzsteine, wobei sie ganz willkürlich den Umfang des einstmalig ungarischen Gebietes nach mehreren Seiten hin erweiterten. Auf den Protest König Stanislaus' wurde keine Rücksicht genommen.

Dieser Vorfall war noch ziemlich neu, als im Oktober 1770 Prinz Heinrich von Preußen von Schweden aus, wo er seine Schwester Ulrike besucht hatte, einer Einladung Katharina's nach Petersburg folgte. Der Prinz, nur zwei Jahre älter als die Kaiserin, hatte in seiner Jugend häufig mit derselben verkehrt, als sie noch bei ihrem Vater in Stettin lebte und von da aus Besuche am Berliner Hofe machte. Jetzt wollte die Kaiserin in der Person dieses befreundeten Prinzen zugleich ihrem Alliirten, dem Könige von Preußen, eine Ehre erweisen, und veranstaltete für dessen Bruder eine Reihe der glänzendsten Feste. Der Feldherrnruhm des Prinzen machte denselben zum Gegenstande der Bewunderung für den russischen Hof, obgleich seine Persönlichkeit durchaus nichts Anziehendes hatte. Er

wird als ein kleiner steifer Herr geschildert, dessen große blaue Augen ein schielender Blick entstellte[1]). Die Kaiserin scheint sich in seinem Umgange gefallen zu haben, der sie an alte Zeiten erinnerte, wo sie sich weder von dem Glanze ihrer jetzigen Lage, noch von den Verbrechen träumen ließ, durch welche sie auf den Gipfel der Macht gelangen sollte.

In den Unterhaltungen mit dem Prinzen kamen natürlich auch die polnischen Angelegenheiten zur Sprache, worüber Heinrich seinem königlichen Bruder unter dem 8. Januar 1771 Bericht erstattete[2]).

Die Kaiserin sagte, wenn die Oesterreicher zwei polnische Starostien in Besitz genommen und Grenzsteine mit den kaiserlichen Adlern hingestellt haben, warum sollen die Anderen nicht auch zugreifen? Es scheint ja, fügte sie nach andern Berichten hinzu, daß man sich in Polen blos zu bücken braucht, um etwas aufzuheben; worauf Czernitscheff sich an den Prinzen wandte und demselben zu verstehen gab, Preußen möge Ermeland nehmen, damit doch Jeder etwas bekomme. Das war allerdings scheinbar scherzhaft hingeworfen, allein es schien in soweit voller Ernst, als die Russen sich überzeugten, man müsse den beiden andern Nachbarn

---

1) Richardson Anecdotes of the Russian Empire bei Carlyle XIII. 141.

2) Oeuvres XXVI. 354.

Polens auch etwas gönnen, wenn man das übrige später ungestört für sich behalten wolle.

Friedrich der Große nahm diese Mittheilungen anscheinend sehr kühl auf. Ermeland sei nicht sechs Dreier werth, schrieb er seinem Bruder zurück[1]). Dennoch erkundigte er sich in aller Stille bei seinem preußischen Präsidenten Domhardt nicht nur nach dem wirklichen Ertrage dieses Bisthums, sondern auch nach dem von Marienburg und Pomerellen mit Ausschluß von Danzig. In der Hauptsache war er überzeugt, daß, wenn es zwischen Rußland und Oesterreich zum Kriege käme, diese kleinen Erwerbungen gegenüber den großen Interessen, die da zur Sprache kämen, verschwinden würden. „Wollte ich," sagte er, „mich eifrig nach dem Erwerb einer so kleinen Landstrecke drängen, so würde ich dadurch den Ruf der unersättlichen Habgier nur noch verschlimmern, die man mir ohnehin schon in Europa zur Last legt[2]). Galt es dagegen den Erwerb eines größeren Gebietes, noch dazu eines solchen, welches für den preußischen Staat von dem erheblichsten Nutzen war, so konnte man die üble Nachrede gern mit in den Kauf nehmen." Nun wissen wir, daß Friedrich II. bereits als Kronprinz die Nothwendigkeit erkannt und klar ausgesprochen hatte, bei eintretender Gelegenheit

---

[1]) Oeuvres XXVI. 348, vom 24. Januar 1771.

[2]) Daselbst p. 350.

sich des polnischen Preußen zu bemächtigen, um die Verbindung zwischen seinen getrennten Landestheilen herzustellen. Jetzt schien der Augenblick gekommen, um ein solches Ziel zu erreichen. Die politischen Verhältnisse drängten zur Entscheidung. Rußland hatte den Türken so übertrieben lästige Friedensbedingungen gestellt, daß diese voraussichtlich niemals einwilligen konnten, eine Fortsetzung des Krieges also gewiß war. Aber gesetzt auch, die Pforte hätte die geforderten Zugeständnisse machen wollen, so mußte das zum Zerwürfniß mit Oesterreich führen. Rußland hatte nämlich unter anderem auch den Besitz der Moldau und Walachei, vorläufig zwar nur auf eine Reihe von Jahren, in der That aber mit der Absicht beansprucht, diese Fürstenthümer niemals wieder herauszugeben, wodurch für Oesterreich eine gefährliche, nicht zu duldende Nachbarschaft entstanden wäre. Friedrich der Große suchte zwischen diesen widerstreitenden Absichten zu vermitteln und ging dabei von sehr praktischen Ansichten aus, die nach seinen eigenen Worten sich ungefähr in Folgendem zusammenfassen lassen [1]): „Meine Stellung," sagt er, „war sehr delikater Natur; das Anwachsen der ohnehin schon furchtbaren Russischen Macht lief meinen Interessen entgegen, und doch war ich durch den Allianzvertrag genöthigt, der Kaiserin Hilfstruppen zu schicken, wenn

[1]) Oeuvres VI. 39.

sie von Oesterreich angegriffen würde. Ich mußte also entweder meine Bundespflicht erfüllen, oder auf die Vortheile verzichten, welche das Bündniß mir bringen sollte. Neutral zu bleiben wäre das allergefährlichste gewesen, Oesterreich und Rußland hätten dann zuletzt leicht auf meine Unkosten Frieden schließen können; außerdem hätte ich dem Ansehen des Staates und meinem eigenen geschadet; Niemand würde sich mehr mit mir eingelassen haben, und gänzliche Isolirung Preußens wäre die Folge einer so fehlerhaften Haltung gewesen."

Vermehrt wurden diese Schwierigkeiten noch durch ein Bündniß, welches Oesterreich am 6. Juli 1771 mit der Pforte schloß, und sich in demselben verpflichtete, Rußland zur Rückgabe aller im letzten Kriege gemachten Eroberungen zu zwingen, ohne daß die Unabhängigkeit und Freiheit Polens, welche ja den Anlaß zu dem Kriege gegeben, dabei Eintrag leide. Die Pforte sollte dafür die Kriegskosten tragen und einen Theil der Walachei an Oesterreich abtreten [1]). Hier stand also, was Friedrich der Große am eifrigsten zu vermeiden suchte, ein neuer gewaltiger Krieg in Aussicht. Immer mehr befestigte sich bei ihm der Gedanke, daß das einzige Mittel, aus diesen Verlegenheiten herauszukommen und alle Parteien zu entschädigen, die Theilung Polens sei. Er begann nun in Petersburg, auf Grund

---

[1]) Fr. v. Raumer, Polens Untergang p. 60.

jener Aeußerungen Katharina's, mit derselben ernstlich über die Antheile zu unterhandeln, welche jede der drei Mächte erhalten sollte. Die Russen erhoben übermäßige Ansprüche, und es währte eine geraume Zeit, bis dieselben auf ein billiges Maß herabgestimmt werden konnten. Die Forderungen, welche Preußen für sich selbst stellte, wurden im Wesentlichen bald bewilligt, nur Danzig wollte Katharina um keinen Preis ihrem Verbündeten überliefern, angeblich, weil sie die Freiheit dieser kleinen Handelsrepublik gewährleistet habe, in der That aber, weil sie wußte, daß England niemals darein willigen würde diesen Hafenplatz, mit dem ein einträglicher Verkehr getrieben wurde, in die preußischen Zollschranken einschließen zu lassen. Friedrich der Große gab zuletzt nach, weil, wie er selbst sagte, die Erwerbung Danzigs doch nur eine Zeitfrage sein konnte, wenn Preußen in Besitz der Weichsel und des Danziger Hafens kam. So wurde dann am 17. Februar 1772 in Petersburg ein geheimer Theilungsvertrag unterzeichnet, welchen man dem österreichischen Hofe vorlegen und diesen zur Theilnahme einladen wollte. Hier stieß man aber auf neue Schwierigkeiten. Vor allen Dingen empörte sich Maria Theresia's Rechtlichkeitsgefühl gegen die Art und Weise, wie man zum Ausgleich der Streitigkeiten einen fremden, wesentlich unbetheiligten Staat plündern und zerstückeln wollte. Ihr war die ganze Vergrößerungspolitik zuwider, welche

von Joseph II. ausging und von Kaunitz unterstützt wurde. Schon bei Gelegenheit des letzten Bündnisses mit der Türkei schrieb sie an den Kaiser, ihren Sohn [1]): „Unser verstecktes Betragen gegen unsere Verbündeten sowohl als gegen unsere Widersacher kommt nur davon her, daß man den Krieg Rußlands mit der Pforte dazu benutzen will, um unsere Grenzen zu erweitern. Man möchte in preußischer Manier verfahren, und doch dabei den Schein der Ehrlichkeit retten; — aber wenn wir auf diesem Wege auch ein Stück von der Walachei, wenn wir selbst Belgrad bekommen, würde ich das zu theuer erkauft ansehen, denn es geschieht auf Kosten der Ehre, des Ruhmes unserer Monarchie und auf Kosten des Vertrauens, welches wir bei andern genießen."

Man kann sich denken, wie ihr bei solchen Gesinnungen der Gedanke an die Theilung Polens zuwider war. Nur durch das unbedingte Vertrauen in die Weisheit ihres Ministers Kaunitz wurde sie dahin gebracht, in ein Verfahren zu willigen, welches sie geradezu wie eine Räuberei betrachtete. Ihre schönen hierauf bezüglichen Worte sind bekannt: „Als alle meine Länder angefochten wurden," schrieb sie an Kaunitz, „und gar nicht mehr wußte wo ruhig wiederkommen sollte, steifte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sache, wo nicht

1) 25. Januar 1772. Arneth I. 362.

allein das offenbare Recht himmelschreiend wider uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider uns ist, muß bekennen, daß zeitlebens nicht so beängstigt mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. Bedenke der Fürst was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen unsere Ehre und Reputation in die Schanze schlagen. Ich merke wohl daß ich allein bin, und nicht mehr en vigueur, darum lasse ich die Sache, allein nicht ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen [1])." In gleichem Sinne setzte sie unter den ihr vorgelegten Theilungsentwurf: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

Trotz dieser Gesinnung der Kaiserin-Königin wurde gerade von Wien aus der Abschluß des ganzen Geschäfts durch die übertriebenen Forderungen, die man daselbst aufstellte, verzögert, und war mehrmals in Gefahr ganz zu scheitern, bis endlich am 5. August 1772 der Vertrag nach den Punkten, über die man sich schließlich einigte, unterzeichnet werden konnte [2]). Nach denselben

---

[1]) Preuß IV. 38. aus Hormayr's Taschenbuch 1831. 66.

[2]) Die Verträge zwischen den drei Mächten finden sich im zweiten Bande von Marten's Recueil.

erhielt Rußland die Woiwodschaften Witepsk und Miecеslav, verschiedene Stücke von Minsk, ungefähr 1975 □ Meilen mit 1,800,000 Einwohnern. Oesterreich behielt die Zipser Gespannschaft, einen Theil von Krakau und Sandomirien, und überhaupt die Länder, aus welchen unter der neuen Herrschaft das Königreich Galizien und Lodomirien gebildet wurde, im Ganzen etwa 1280 □ Meilen mit 2,700,000 Einwohnern. Friedrich der Große nahm das polnische Preußen mit Ausnahme von Thorn und Danzig und Großpolen bis zur Netze, 629 □ Meilen mit 504,800 Einwohnern [1]). Obgleich an Umfang bei weitem der kleinste, war der Preußische Erwerb für seinen neuen Besitzer dennoch der werthvollste. Nicht nur wurde durch denselben Pommern mit Ostpreußen in Zusammenhang gebracht, sondern was man erhielt war zum überwiegenden Theil altes deutsches Land mit Städten von deutscher Cultur und Sitte, und auch die polnischen Districte hatten eine mit Deutschen gemischte Bevölkerung, so daß man hoffen durfte hier einen besseren Zustand herbeizuführen, als er unter der anarchischen Wirthschaft bisher sich bilden konnte.

Bis jetzt hatte man die Republik und den König Stanislaus noch gar nicht um ihre Einwilligung in

1) Die Flächenmasse und die Einwohnerzahl wird verschieden angegeben, was bei der geringen Genauigkeit damaliger statistischer Arbeiten nicht auffallen kann.

die Zerreißung des Landes gefragt, welches ungefähr $\frac{2}{7}$ seines gesammten Gebietes hergeben sollte. Am 18. September 1772 erschien eine Erklärung der drei Mächte des Inhalts [1]): „Sie wären entschlossen die zweckmäßigsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, damit Ruhe und Ordnung in Polen hergestellt und die alte Verfassung, sowie die Freiheiten des Volkes auf sicheren Grundlagen befestigt würden — — demgemäß fordere man alle Polen auf, Zwist und Täuschung bei Seite zu setzen, und für solche trefflichen Zwecke eifrigst mitzuwirken!!"

Auf Befehl der Theilungsmächte mußte ein Reichstag berufen werden, und Friedrich und Katharina, welche bisher stets die Einstimmigkeit der Beschlüsse und das liberum veto für einen unantastbaren Bestandtheil der polnischen Verfassung erklärt hatten, ordneten jetzt an, daß diesmal die Mehrheit der Stimmen entscheiden solle, und daß kein Angehöriger der abzutretenden Gebietstheile gewählt werden dürfe.

Dennoch konnte der so zusammengesetzte Reichstag, obgleich die russischen Bajonette ihn drohend umgaben, nicht zu der geforderten Einwilligung gebracht werden. Die Landboten erklärten das ganze Verfahren für das, was es in der That war, für eine ungesetzliche und

---

1) Flassan, histoire de la diplomatie. VII. 89. bei Raumer 67.

unerhörte Gewaltthat. Da ließen die Verbündeten am 4. Dezember 1772 und 2. Februar 1773 neue Mahnungen ergehen: Sie erklärten jeden Widerstrebenden für einen Feind seines Vaterlandes. Die bisherigen Zögerungen setzten sie in unaussprechliches Erstaunen, ihre Würde, so wie die Gerechtigkeit schrieben ihrer Mäßigung gewisse Grenzen vor. Nur Täuschungen, Parteiungen und Eigennutz der Polen (!) seien schuld, daß man ihre gerechten Ansprüche nicht anerkenne. Zuletzt traten der preußische, russische und österreichische Gesandte mit der Drohung hervor, ihre Gebieter würden ganz Polen unter einander theilen, wenn man ihre Forderungen nicht alsbald erfüllte. Nun blieb nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Die Majorität des ohnehin sehr schwach besuchten Reichstages gab den Widerstand auf, um wenigstens das zu erhalten, was man der Republik für jetzt noch lassen wollte. Nun schritt man von allen drei Seiten zur Besitznahme, und ließ im Eifer darüber sogar die Dissidenten im Stich, deren Rechte man doch heuchlerisch einst an die Spitze der Beweggründe gestellt hatte, welche das unerhörte Theilungsverfahren beschönigen sollten. Jetzt, da man hatte was man wollte, gestattete man den Katholiken alle Andersgläubigen von den Staatsämtern auszuschließen; die Protestanten durften auf ihren Kirchen keine Glocken mehr haben und dergleichen mehr. Die Manifeste, welche die drei Höfe

erließen, um ihre Anrechte auf die ihnen zufallenden Gebietstheile nachzuweisen, übergehen wir; sie enthielten natürlich nichts als die frivolsten Behauptungen und Deductionen. Friedrich der Große scheint sich selbst der in seinem Namen von Herzberg ausgearbeiteten Proclamation geschämt zu haben. „Die Theilung Polens," sagt er, „war zur Erhaltung des europäischen Friedens nothwendig; auf eine Ausführung der Berechtigung wollen wir uns nicht weiter einlassen."

Wir besitzen in der Lebensbeschreibung Brenkenhof's eine ebenso ausführliche als wahrheitsgetreue Schilderung der Art und Weise, wie Preußen bei der Besitznahme der ihm zugefallenen Gebietstheile verfuhr. Da in dem Theilungsvertrage dem Könige der volle Besitz des Netzeflusses zugesprochen war, so beanspruchte man alles südlich davon gelegene Gebiet (den sogenannten Netzdistrict), weil der Fluß denselben einst überschwemmt hätte, und man rückte die Grenzsteine mit solcher Mißachtung von Recht und Billigkeit in das polnische Gebiet hinein, daß an Einer Stelle der Fluß das Land 12 Meilen, über die dortigen Berge hinweg überschwemmt haben mußte. Da war es nicht zu verwundern, daß die Polen der Inschrift dieser Grenzsteine: suum cuique, das Wort rapuit hinzufügten.

Es waren nicht weniger als 159 □ Meilen mit 150,000 Einwohnern, die man sich auf diese Art zueignete. Brenkenhof, der die Besitznahme leitete,

schloß u. A. auf Bitten seiner Freundin, der Generalin Skorzewska, deren Güter mit 2000 Familien ohne Weiteres in das preußische Gebiet mit ein, was der König nachher guthieß[1]), und im Februar 1773 schriftlich und mündlich befahl, die Grenzen nur noch etwas weiter hinauszurücken; dies wurde in der Art befolgt, daß man noch 15 Städte und 516 Dörfer mit beinahe 47,000 Einwohnern incorporirte. Die Oesterreicher verfuhren nicht besser, und als die Polen zuletzt in ihrer Verzweiflung sich bittend an die Kaiserin Katharina wendeten, bewirkte diese durch eindringliche Vorstellungen, daß wenigstens ein kleiner Theil des ganz unrechtmäßig genommenen zurückerstattet wurde.

Wunderbar, und nur durch die damals allgemeine politische Erschlaffung erklärlich, ist die Gleichgültigkeit, mit welcher ganz Europa diesen unerhörten Vorgängen zusah. Das englische Cabinet war, wie die Tagebücher und Correspondenz Lord Malmesbury's ausweisen, durch seinen Gesandten in Berlin von dem Gange der Ereignisse vollständig unterrichtet, ertheilte aber auf die Anfrage vom 7. August 1772 den Bescheid: Se. Großbritannische Majestät halte die Angelegenheit nicht so wichtig, um thätig einzuschreiten. In Frankreich war, seit Choiseul's Rücktritt (1770), der erbärmliche Herzog Aiguillon, ein Günstling der du Barry, am Ruder,

---

1) Brenkenhof's Leben 111.

und hielt an der Friedenspolitik fest. Auch wäre der völlig erschlaffte Ludwig XV. kaum noch zu einem kräftigen Entschlusse zu bringen gewesen. Daß Polen von Frankreich im Stich gelassen wird, ist außerdem eine Erscheinung, die sich zu allen Zeiten wiederholt.

So konnte dann die Losreißung der polnischen Provinzen ungestört vor sich gehen. Friedrich der Große hatte sich bereits am 13. September 1772 in Polnisch Preußen, von jetzt an Westpreußen genannt, huldigen lassen, und nahm nunmehr, statt des Titels König in Preußen, welcher den Verhältnissen nicht mehr entsprach, den Titel König von Preußen an, was ein Protest Stanislaus August's natürlich nicht hindern konnte. Im Mai 1775 erfolgte zu Inowraclaw die Huldigung für das nachträglich in Besitz genommene Netzgebiet, wo die Preußen bis dahin mit großer Härte und Gewaltsamkeit gehaust und namentlich fast unerschwingliche Lieferungen ausgeschrieben hatten, die sie noch dazu mit eigens für diesen Zweck geprägten leichten Dukaten bezahlten. Jetzt wurde das Land wie eine Preußische Provinz behandelt, womit diese Bedrückungen aufhörten und eine Menge anderer alter Mißbräuche beseitigt wurden [1]).

---

[1]) Besonders übel hauste der berühmte Husarengeneral Belling, der deshalb auch bei dem Könige in Ungnade fiel. Bei dem Belling'schen Corps stand damals Blücher als Rittmeister. Auch er ließ sich Excesse zu schulden kommen und mußte, wahr-

Nachdem nun auch Oesterreich und Rußland zugegriffen und nicht selten das ihnen bestimmte Maß gewaltsam überschritten hatten, war die erste Theilung des unglücklichen Polens vollendet.

Kaum hat ein anderes Ereigniß in der Geschichte soviel moralische Entrüstung hervorgerufen als diese, nicht durch das Schwerdt, sondern durch die Federn der Diplomatie verübte Gewaltthat; und allerdings, wenn man sich derselben gegenüber auf den privatrechtlichen Standpunkt des Mein und Dein stellt, von welchem z. B. Maria Theresia mit ihrem gesunden, weiblichen Rechtsgefühle sich nicht verdrängen ließ, so kann man sich kaum eine offenbarere und dabei ehrlosere Räuberei vorstellen, als wenn drei übermächtige, wohlgerüstete Staaten sich verbinden, um über den schwächeren, fast wehrlosen Nachbar herzufallen, um demselben von seinem Gebiete das zu entreißen, was einem jeden von ihnen am bequemsten gelegen ist, — allein historisch betrachtet, ergeben sich doch noch ganz andere Anschauungen, die hier maßgebend sind. Polen war durch eigne Schuld und durch den Verlauf seiner inneren

---

scheinlich wegen Mißhandlung eines polnischen Priesters, aus dem preußischen Dienste scheiden, in den er erst nach des Königs Tode wieder aufgenommen wurde. Preuß IV. 81 ff., wo sich über die den Preußen gemachten, zum Theil sehr übertriebenen Vorwürfe ausführliche Nachrichten mit Bezugnahme auf die betreffende Literatur zusammengestellt finden.

und äußeren staatlichen Verhältnisse dem Untergange geweiht. Weder seine Verfassung noch der Charakter der Nation machte es möglich, daß die Republik sich neben den in der Cultur ihr weit voraneilenden Nachbarländern erhalten konnte. Jene prophetischen Worte des polnischen Erzbischofs: „Das Reich muß entweder ein Raub seiner Feinde, oder sich selbst überlassen, eine tartarische Wüste werden!" sollten nur zu bald in Erfüllung gehen. Die Gesammtheit der unglaublichen Mißbräuche, welche in dem Polenlande durch politische Unfähigkeit und Verstocktheit sich aufgethürmt hatten, konnten zu keinem anderen Ende führen. Kurz und treffend hat Häusser[1]) in seiner unvergleichlichen Weise dieses Chaos geschildert: „Ein Volk von Sklaven, tumultuarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Civilisation verschmolzen, rohes Sarmatenthum und überfeines verfaulendes Franzosenthum aneinander geklebt, — das alles unter einer sogenannten republikanischen Verfassung, welche die Anarchie der Einzelwillkür, das liberum veto jedes der hunderttausend Edelleute, und die Gedanken- und Gesetzesverwirrung auf den Thron erhob, wer wollte von diesem unheilbaren Wuste eine gedeihliche Entwicklung erwarten?" Als zuletzt die Könige aus dem

---

[1]) Deutsche Geschichte I. 138.

sächsischen Hause und ein Theil des besonneneren Adels den Versuch machten, den einzig möglichen Weg einzuschlagen, der vielleicht zum Bessern führen konnte, indem sie ein Erbkönigthum errichten und jenes liberum veto beseitigen wollten, — da war es bereits zu spät. Die Nachbarn, welche in dem Untergange Polens ihren Vortheil erblickten, verhinderten die Ausführung solcher Absichten, — und das ist bei allen diesen Vorgängen moralisch am meisten zu verdammen: Man versperrte mit eigennütziger bewußter Absicht dem unglücklichen Volke die letzte Möglichkeit, aus seinem Elende herauszukommen.

Was nun insbesondere Friedrich den Großen betrifft, so ist es nach seinen eigenen Aeußerungen ebensowohl als nach seinen Handlungen, besonders auch nach der von ihm, unter dem Namen des Grafen Lynar verfaßten Denkschrift, eine vergebliche Mühe, die moralische Urheberschaft dieser ersten Theilung Polens von ihm abwälzen zu wollen. Eine ganz andre Frage bleibt es, ob man ihn deshalb verdammen muß! Zu retten war Polen nicht. Rußlands Armeen standen im Lande, der russische Gesandte befahl als unumschränkter Gebieter und schickte Bischöfe und Magnaten nach Sibirien, wenn sie den Absichten seiner Kaiserin entgegenzuwirken wagten. Ein polnisches Heer, welches für die Freiheit des Vaterlandes hätte kämpfen können, war nicht vorhanden. Stanislaus August genoß weder

Macht noch Ansehn und wurde bereits als Vasall Rußlands betrachtet. Somit war vorauszusehen, daß Polen sehr bald aus einem selbstständigen Staat in eine russische Provinz umgewandelt sein würde. Friedrich hatte bereits im siebenjährigen Kriege diese Macht fürchten gelernt, keiner seiner Feinde hatte ihm größeren Schaden zugefügt, und ohne ein fast sichtliches wunderähnliches Eingreifen der Weltregierung schien er verloren, als der Tod Elisabeth's ihn rettete. Diese russische Macht noch durch den Besitz Polens vergrößert und bis an die alten preußischen Provinzen vorgeschoben zu sehen, mußte der König, dem Gebote der Selbsterhaltung folgend, auf alle Weise zu verhüten suchen. Dazu kam im damaligen Augenblick die Erwägung, daß eine Theilung Polens zugleich das einzige Mittel sei, den Ausbruch eines europäischen Krieges zu verhüten und ihm selbst einen Antheil an der Beute zu sichern, die sonst ganz dem gefürchteten Nebenbuhler in die Hände gefallen wäre, — man versteht nun erst recht jenes Wort des Königs: „Ich hätte sehr dumm oder sehr ungeschickt sein müssen, um diese Gelegenheit nicht bei der Stirnlocke zu ergreifen [1])!"

---

[1]) Daß Friedrich sich vor seinen Zeitgenossen nicht zu der Urheberschaft einer Maßregel bekennen wollte, die so allgemein verdammt wurde, versteht sich von selbst. An Voltaire, der auf die öffentliche Meinung den größten Einfluß hatte, schreibt er am 9. Oktober 1773, Oeuvres XXIII. 256: „Ich weiß, daß

Abgesehen aber von diesen Zeitverhältnissen und von den äußerlichen Vortheilen, welche sich gleichsam von selbst entgegendrängten, war es eine große geschichtliche Nothwendigkeit, die sich hier geltend machte, ohne daß der König ein klares ausdrückliches Bewußtsein von derselben gehabt hätte. Man kann die ganze Entwicklung und das Anwachsen des Preußischen Staates bezeichnen als einen fortwährenden Kampf und allmählichen Sieg über das Slaventhum, ausgehend von dem kleinen deutschen Kern, welcher einst den ursprünglichen Keim des jetzigen mächtigen Reiches gebildet hatte. Jetzt sollte wieder ein solcher Schritt geschehen, den die deutsche Cultur nach Osten that, um sich auf polnischem Gebiete weiter zu verbreiten. Der Gedanke, daß man Polen wo möglich erhalten und kräftigen sollte, um in diesem Staate eine Vormauer Deutsch-

---

ganz Europa mich für den Urheber der Theilung Polens erklärt, die ich durch meine politischen Machinationen bewirkt haben soll. Aber nichts ist falscher. Ich hatte erst alles andere vergeblich versucht, und kam zuletzt auf diese Theilung zurück, als auf das einzige Mittel, um den europäischen Frieden zu erhalten." Eigentlich wird auch in diesen Worten die erhobene Anklage im Wesentlichen als richtig zugestanden, und nur durch das Friedensbedürfniß motivirt. Viel unumwundener aber sprechen sich die oben angeführten Stellen der Memoiren von 1763—1775 aus. Voltaire hatte am 18. November 1772 geschrieben: „Der Gedanke der Theilung Polens soll von Ew. Majestät ausgegangen sein. Ich glaube es, weil dieser Gedanke ein genialer ist." Ibid. p. 225.

lands gegen Rußland aufzuführen, konnte bei dem damaligen hilflosen Zustande der Republik nicht gefaßt werden, und ist dem Könige so wenig wie den anderen Zeitgenossen in den Sinn gekommen. Ein Bündniß der größten Staaten mit der Zeit zu bilden, um dem Vordringen Rußlands zu steuern, hielt er, wie aus einem Briefe an seinen Bruder Heinrich hervorgeht, für das einzige wirksame Mittel.

Wir sind heutzutage gewohnt, den Untergang Polens zwar als ein selbstverschuldetes, nichtsdestoweniger aber als ein hochtragisches Geschick zu betrachten. Davon findet sich in den Aufzeichnungen Friedrich's des Großen keine Spur; er verfaßte im Gegentheil auf diese Begebenheit ein satyrisch-komisches Gedicht in sechs Gesängen, welches darauf hinausläuft, daß die Polen und namentlich die polnische Geistlichkeit durch ihre Laster und ihre Uneinigkeit das Tischtuch ausgebreitet hätten, auf dem die Nachbarn bequem den Kuchen theilen könnten. Voltaire ging auf diesen Ton ein und suchte die Sache mit dem Witzworte abzuthun: „Wenn es beim Nachbar brennt, geht man in sein Haus und mischt sich in seine Angelegenheiten.“ Dabei vergaß er, daß man das thut um zu löschen und zu retten, nicht aber um zu rauben und zu zerstören [1]). Dennoch hat

---

1) Raumer p. 76.

sein Ausspruch in sofern eine gewisse Berechtigung, als die Masse von ungesunden gefährlichen Stoffen, die sich in Polen angehäuft hatten, die Nachbarn wohl veranlassen konnte, gegen eine gefährliche Ansteckung Maßregeln zu treffen. — Sei dem wie ihm sei; der König hielt sich bei theoretischen Betrachtungen nicht lange auf, sondern schritt sofort zur Erfüllung der Pflichten, welche die Erwerbung großer, zum Theil durch und durch verwahrloster Landschaften ihm auferlegte. Mit seiner gewohnten Ausdauer und Energie, die hier ganz besonders scharf ausgeprägt hervortritt, beschloß er der polnischen Wirthschaft ein schnelles Ende zu machen und die straffe, ordentliche, gewissenhafte Preußische Verwaltungsart an deren Stelle zu setzen.

In dem Kampfe der Deutsch-protestantischen und der Polnisch-katholischen Elemente waren die an Preußen grenzenden Landstriche zu Grunde gegangen.

Raubend und plündernd durchzogen die Banden der Conföderirten das Land, Habsucht und Fanatismus wetteiferten mit einander in Zerstörungswuth und Verfolgungssucht. Unglaublich war das Elend, welches die Preußen vorfanden. Nur in wenigen Westpreußischen und Ermeländischen Districten hatten sich durch besonders günstige Umstände erträgliche Zustände erhalten. Desto schlimmer stand es in den übrigen Landen, namentlich in dem Netzdistricte. Von den Häusern in den

Städten lag oft mehr als die Hälfte in Schutt und Ruine [1]); die Bewohner hausten in den Kellerräumen. In den Dörfern sah man nur halbverfallene Lehmhütten, durch deren Wände der Wind sauste. Schornsteine gab es nicht, der Rauch zog durch die Risse des Strohdachs; angezündete Kienspäne, wie sie noch heut sich hie und da in schlesischen Dörfern finden, bildeten das einzige Beleuchtungsmittel. Die Felder waren schlecht und nachlässig, oft gar nicht bestellt. Das leibeigne Landvolk wurde von den adligen Gutsherren mit unmenschlicher Rohheit behandelt, der Kantschu galt als einziges Verständigungsmittel; Recht und Gerechtigkeit gab es nicht. Von Schulen war keine Rede. Postanstalten fehlten im ganzen Lande. Die wenigen Menschen, welche schreiben konnten, mußten ihre Briefe durch Boten bestellen. Selbst in den Städten gab es kaum einen Arzt oder eine Apotheke, während fast alljährlich pestartige Krankheiten im Lande hausten und ganze Ortschaften entvölkerten. Kartoffeln, die sich hier schneller als in Deutschland verbreitet hatten, und Schnaps waren fast die einzigen Nahrungsmittel der Bauern; viele von ihnen hatten niemals Brod gekostet. Wölfe durchstreiften heerdenweise die Wälder und drangen in die Gehöfte, wo zahlreiche Kinder und Erwachsene von ihnen erwürgt wurden.

---

[1]) G. Freitag: Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes. 8. Kapitel.

Gegenüber einem Gemeinwesen, welches solche Früchte getragen, durften sich die Nachbarn wohl wie Europäische Entdecker vorkommen, die von einer Insel der Wilden Besitz nehmen. Mag immerhin das Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe vieler Einzelner, namentlich des Polnischen Adels, schwer verwundet worden sein, unleugbar bleibt, daß an Gesittung, Bildung und Wohlstand, an geordnetem Rechts- und Staatsleben die abgerissenen Provinzen unter Preußischer und Oesterreichischer, selbst unter Russischer Herrschaft unendlich gewinnen mußten. Sie lernten hier die ersten Bedingungen menschlichen Zusammenlebens, Ordnung und Gehorsam kennen. Bei den Eroberern konnte wohl das Bewußtsein der politischen Reformation, die sie bewirkten, den Gedanken an die Unrechtmäßigkeit des ganzen Verfahrens zurückdrängen. Dies war in vorzüglichem Maße bei Friedrich dem Großen der Fall, der vom ersten Tage an nicht müde ward, die Wohlthaten eines geordneten Zustandes über seine neuen Provinzen auszuschütten.

Schon drei Monate bevor noch der Theilungsvertrag förmlich abgeschlossen war, ließ Friedrich den uns von Wesel her bekannten Präsidenten Roden nach Sanssouci kommen und beauftragte ihn, das Land, welches er nächstens in Besitz nehmen werde, zu klassificiren, und die Contribution auf Preußischen Fuß ein-

zurichten[1]). Ja, bereits im Oktober 71 hatte der Oberpräsident v. Domhardt den eigenhändigen Befehl erhalten, die Starostien und geistlichen Güter des neu zu erwerbenden Landes als Domainen einzuziehen und zu verpachten, Landräthe anzustellen, ein Justizcollegium in Marienwerder zu errichten, die Accise in den Städten einzuführen, und die Kantons für das Militair in der Art zu ordnen, daß die Zahl der Kantonisten in der Friedenszeit auf drei Procent der männlichen Bevölkerung sich belaufe. Domhardt wurde zum Oberpräsidenten über alle vier Preußische Kammern ernannt. An jede derselben erging der Befehl, die tüchtigsten ihrer Kriegsräthe zu bezeichnen; diese wurden mit einer großen Anzahl von Ingenieuren in das Land geschickt, um die Arbeiten auszuführen. Jeder Kreis erhielt einen Landrath, ein Untergericht, einen Kreisarzt, eine Postexpedition u. s. w. Kirchen und Schulen wurden eingerichtet und mehrere Hundert deutsche Schullehrer nach Polen geschickt. Mit größter Strenge drang der König darauf, daß in den Städten die verfallenen Häuser hergestellt, die Straßen von dem Unflath, der sie bedeckte, gesäubert wurden. Da es überall an Handwerkern fehlte, selbst an Schustern und Schneidern, so ermunterte er die Ansetzung derselben auf jede Weise, und bekümmerte sich eingehend

---

[1]) Preuß IV. 57.

darum, welche Art von Arbeitern in jeder einzelnen Stadt noch nicht vertreten wäre. Unermüdlich bewilligte er die nöthigen Geldsummen, befahl die Anlegung neuer Deutscher Colonistendörfer, die Urbarmachung sumpfiger Gegenden, und ordnete schon im ersten Jahre nach der Besitzergreifung die Anlage des Canals an, welcher die Weichsel mit der Netze über Bromberg bis Nakel verbindet, und von da ab weiter durch Schneidemühl die Wasserstraße zwischen Weichsel, Oder und Elbe vervollständigt, wozu Brenkenhof den Entwurf und die Veranschlagung ausgearbeitet hatte. Mit solcher Energie griff man das Werk an, daß 6000 Arbeiter aus allen Gegenden Deutschlands dazu verschrieben wurden. Dieselben hatten kein leichtes Loos; das ungünstige Klima, die fortwährende Beschäftigung im feuchten Moraste erzeugten Krankheiten, die so um sich griffen, daß eigene Lazarethe für diese Canalgräber gebaut werden mußten. Ein großer Theil derselben erlag den Anstrengungen und Seuchen. Aber rücksichtslos verlangte der König die Förderung der Arbeiten. Der einzelne Mensch schien für ihn nur als Werkzeug für den gemeinnützigen Zweck von Werth zu sein; die auf dem Platze blieben, wurden hier so wenig gezählt wie die Soldaten in der Schlacht. Es war eben auch eine gewaltige Schlacht der Cultur gegen die Verwilderung und Rohheit eines Landes, dem man zu einem besseren Dasein verhelfen wollte. Der vierte Band des Urkundenbuches von Preuß

läßt erkennen, wie in der Zeit von 1771 bis 1776 fast kein Tag verging, wo der König nicht irgend eine persönliche Anordnung zur Hebung seines neuen Landes getroffen hätte. Gerade die Schwierigkeit der Arbeit schien seine Lust an derselben zu steigern. Das rastlose Treiben und Drängen hatte denn auch zur Folge, daß der große Kanal binnen Jahresfrist vollendet war, und als Friedrich im Sommer 1773 nach Bromberg kam, hatte er die Freude, schon beladene Oderschiffe auf demselben nach der Weichsel fahren zu sehen. Gleichzeitig nahm der Bau an anderen schiffbaren Gewässern unter Brenkenhof's Leitung seinen Fortgang. Große Landstrecken wurden durch die zweckmäßige Ausführung dieser Arbeiten entsumpft und konnten mit Colonisten besetzt werden. Ueberall wurden Accise- und Zollhäuser, Kasernen, Exercierhäuser, Lazarethe, Wachthäuser und Magazine erbaut. Jede Garnisonstadt erhielt ihre Militairkirche. Mit einem Aufwande vieler Millionen wurde Graudenz unter Leitung des Ingenieurcapitains Gonzenbach zu einer Festung gemacht [1]), und in jeder Weise und nach allen Seiten von der Kriegs- und Friedensverwaltung dahin gestrebt, das neue Gebiet mit den alten Provinzen allmählich auf denselben Fuß zu setzen. Ein großer Uebelstand in diesen Gegenden war die unter der Polnischen Herrschaft tief verkommene jüdische Be-

---

[1]) Preuß IV. 70—73.

völkerung. Auch hier verfuhr Friedrich nach seiner durchgreifenden Manier, und ließ 4000 Betteljuden ohne weiteres über die Grenze jagen. Die übrigen wurden in die accisbaren Städte gewiesen, auf dem platten Lande aber nicht geduldet. Um die Stadt Danzig, die man mürbe machen wollte, auf alle Weise zu „chikaniren," versetzte Friedrich eine große Anzahl wohlhabender Juden in das ihm zugefallene äußere Gebiet dieser Stadt, wo sie dem Handel derselben sehr gefährliche Nebenbuhler wurden. Daß er auf das Fabrikwesen sein besonderes Augenmerk richtete, braucht kaum gesagt zu werden, da wir wissen, welchen hohen Werth er auf dasselbe legte. Für alle seine unablässige Sorge, mit der er die Arbeiten beaufsichtigte, antrieb, tadelte, strafte und belohnte, hatte der König dann auch die Genugthuung, die Früchte seiner Mühen von Jahr zu Jahr reifen zu sehen, und noch wenige Wochen vor seinem Tode (16. Juni 1786) schrieb er dem Minister v. Gaudi [1]), wie es ihn freue, daß die neuen Unterthanen anfangen etwas industriöser und aufgeklärter zu werden, und daß die Fabriken guten Fortgang haben. Es ist rührend die Sorgfalt zu sehen, mit der er fast sterbend noch an fortwährender Nachhilfe und Verbesserung jedes einzelnen Erwerbszweiges in den Landstrichen dachte, deren Bewohner er aus

---

[1]) Preuß IV. 383.

halbverwilderten, oft kaum menschlichen Geschöpfen, zu nützlichen und freien Staatsbürgern herangebildet und den Grund dazu gelegt hat, daß Westpreußen allmählich zu einem organischen tüchtigen Gliede des Staates geworden ist.

Viertes Kapitel.

Der Bairische Erbfolgekrieg.

Die politischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Reiches gestatteten Friedrich dem Großen nicht, sich bis an's Ende seiner Regierung ungestört den Arbeiten für die Hebung seines Landes, namentlich für die Germanisirung der neuerworbenen polnischen Provinzen hinzugeben. Eine nie versiegende Quelle zu Befürchtungen lag in dem Umstande, daß Preußen und Oesterreich zu groß und mächtig waren, als daß der eine dieser Staaten sich dem andern hätte unterordnen wollen, — zwei Herren aber konnten in unserem Vaterlande nicht friedlich nebeneinander das gebietende Wort führen. Das Haus Habsburg-Lothringen, stolz auf seinen uralten Glanz und auf die Ausdehnung seines Landgebietes, betrachtete den König von Preußen ein für alle Mal wie einen Emporkömmling, den man gelegentlich auf das bescheidene Maß von Macht und Ansehn zurückdrängen müßte,

welches ihm als Kurfürsten des Reiches gebührte; und wenn auch zunächst die Wiedereroberung der Provinz Schlesien, welche Friedrich mit fast übermenschlicher Kraft durch sieben Jahre des Kampfes sich gesichert hatte, nicht in Frage kam, so war es natürlich, daß Kaiser Joseph nach einer irgendwo zu erlangenden anderweiten Entschädigung umherblickte. Mit Eifersucht beobachtete deshalb jede der beiden deutschen Mächte die Schritte der anderen. Die Vergrößerung des Einen schien dem Andern gefährlich, und doch wollte keiner der beiden Staaten sich ein für alle Mal mit seinem Besitzthum zufrieden erklären. Das Jahr 1777 brachte ein Ereigniß, welches die wechselseitige Eifersucht auf's höchste spannen und zu einem neuen feindlichen Ausbruche führen sollte. Am 30. Dezember dieses Jahres starb Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern ohne Hinterlassung directer männlicher Erben.

Die Schicksale des Hauses Wittelsbach waren ganz eigenthümlicher Natur. Von den verschiedensten Seiten her schien alles darauf angelegt, demselben den Weg zu einer hervorragenden Stellung in Europa zu ebnen, und dennoch wurde die aufkeimende Hoffnung jedesmal zerstört. Zweimal hatten Bairische Fürsten den Deutschen Kaiserthron bestiegen, und wenn auch der unglückliche Carl VII. mehr das Schattenbild der Macht, als die wirkliche Majestät des heiligen Römischen Reiches in seiner Person darstellen mochte, so fühlte das Bairische

Fürstenhaus sich deshalb nicht minder durch die Ehre des kaiserlichen Titels geschmeichelt und gehoben. Auch Königskronen hatten ihnen mehr als einmal in Aussicht gestanden, so oft der nie ganz unterdrückte Wunsch Oesterreichs, das Baiernland durch Tausch zu erwerben, in verschiedenen Epochen der Geschichte auftauchte. Da sollte bald ein Burgundisches Reich, bald das Königthum von Neapel und Sicilien den Baiern für ihren Kurhut geboten werden. Waren doch Wittelsbacher auf den Schwedischen Thron gelangt und hatten durch die Kraft ihrer Persönlichkeit den alten Glanz dieser Nation vorübergehend wieder zu größter Bedeutung in Europa erhoben. Noch größere Ehren standen dem kleinen Bairischen Kurprinzen in Aussicht, den 1699 zu Brüssel die Pockenkrankheit hinwegraffte, bevor er in Besitz der ihm zugedachten Herrschaft über Hispanien und Indien gelangen konnte. Zu alle dem kamen noch Ansprüche von mehr oder weniger zweifelhafter Begründung, welche aus den Ehebündnissen zwischen Bairischen und Oesterreichischen Prinzen und Prinzessinnen sich herschrieben, und deren Geltendmachung man herüber und hinüber oft von neuem versuchte. Nach dem Aussterben des Habsburgischen Hauses war Kurfürst Carl Albert nahe daran gewesen, durch Frankreichs Hilfe seine Erbansprüche verwirklicht zu sehen, ja er hätte vielleicht seinen Einzug in Wien gehalten, wenn er Friedrich's des Großen Rathschlägen gefolgt wäre,

und nicht durch Eitelkeit verblendet, auf Französischen Rath sich nach Prag gewendet hätte, um dort eilig die Böhmische Krone für kurze Zeit auf sein Haupt zu setzen und darüber die wichtigeren Erfolge zu verlieren. Statt der gehofften Eroberung des Oesterreichischen Erblandes traf ihn der Verlust seines eigenen Kurfürstenthums. Sein Sohn und Nachfolger, 1745 bei des Vaters Tode kaum 18 Jahr alt, durfte, nachdem er am 22. April desselben Jahres durch den Frieden zu Füssen allen Ansprüchen auf das Habsburgische Erbe entsagt und die pragmatische Sanktion anerkannt hatte, wieder in seine Hauptstadt München einziehen. Die Baiern schätzten die persönliche Liebenswürdigkeit und den wohlwollenden Charakter des jungen Herrschers so hoch, daß Maximilian Joseph für den populärsten Fürsten seines ganzen Stammes galt, obgleich die Lage des Landes unter seiner Regierung durchaus nicht beneidenswerth war, und der Kurfürst weder Kraft noch Einsicht genug besaß, um die zahllosen Mißbräuche abzustellen, die unter dem Pfaffen- und Beamtenregiment in Baiern fortwucherten, nachdem sie anderwärts längst ausgetilgt waren. Als der kinderlose Kurfürst, 50 Jahr alt, die Augen schloß, erregte sein Tod ein Jammern und Wehklagen im Lande, als sei jedem einzelnen Unterthanen der Vater gestorben [1]).

---

[1]) Zschokke, Bairische Geschichte IV. 246. — E. Reimann's Schrift über den Bairischen Erbfolgekrieg erschien zu rechter Zeit,

Nächster erbberechtigter Agnat war Carl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, geb. 1724 [1]). Er besaß außer den Fürstenthümern Neuburg und Sulzbach die Herzogthümer Jülich und Berg nebst der Grafschaft Ravenstein. Durch Vereinigung dieser Länder mit dem Kurfürstenthum Baiern kamen 1100 □Meilen mit fast zwei Millionen Einwohnern unter seine Herrschaft, d. h. fast ebensoviel als Friedrich der Große bei seiner Thronbesteigung besessen. Dieser Carl Theodor war es, von welchem Kaiser Joseph II. einst gesagt hatte: „Gott gebe, daß er nicht auch den Geist Friedrich's

---

um noch bei diesem Kapitel benutzt werden zu können. Wer sich über nähere Details der Verhandlungen und Begebenheiten unterrichten will, sei hiermit ein für alle Mal auf das 237 Seiten umfassende Buch verwiesen.

[1]) Gemeinschaftlicher Stammvater war Ludwig der Strenge, Kurfürst von der Pfalz und Herzog von Oberbaiern, † 1294. Die Pfälzischen und Baierschen Linien, die seitdem auseinander gingen, blieben durch wiederholte Familienverträge in Verbindung. Von besonderer Wirkung blieb der berühmte Vergleich von Pavia, den Kaiser Ludwig der Baier mit seinen Neffen Rudolph und Ruprecht und seinem Großneffen Ruprecht II. am 4. August 1329 abschloß, und durch welchen bestimmt war, daß die Kurwürde in den Häusern Pfalz und Baiern wechseln sollte. Jede Linie regiert ihre Länder unabhängig, kein Bairischer Fürst darf aber etwas veräußern, das Ganze bleibt, trotz der Theilung, Stammgut der Wittelsbacher, und beim Absterben einer Linie fällt deren Landbesitz an die andere. Ein solcher Fall trat eben 1777 ein. — Vergl. die Hausgesetze der Deutschen Fürsten von Hermann Schulze, Jena 1862, p. 228. Dieser Vertrag wurde seinem wesentlichen Inhalt nach mehrmals erneuert, zuletzt 17. Mai 1724.

besitze, dem allein er einst an Macht und Landbesitz in Deutschland nachstehen wird."

Oesterreichs Eifersucht mit Recht befürchtend und von allerlei Ansprüchen in Kenntniß gesetzt, die man in Wien in Bereitschaft hielt, hatte Maximilian Joseph bereits 1766 und dann 1771 mit seinem muthmaßlichen Erben durch einen geheimen Hausvertrag die Untheilbarkeit des alten Wittelsbach'schen Familienbesitzes für die Zukunft festgestellt, und zugleich bestimmt, daß auch die neuen Erwerbungen in dieses Ganze mit eingeschlossen sein sollten. Ja, Beide erklärten schon damals, daß sie sich Dritten gegenüber als rechtliche Mitbesitzer ihrer Länder wechselseitig betrachten wollten. Da auch Carl Theodor kinderlos war und man nicht wissen konnte, welcher von beiden Fürsten vor dem Andern sterben würde, so ließ man die Stelle für den eintretenden Todesfall in der entworfenen Urkunde offen, um dieselbe nach dem Hinscheiden Eines derselben auszufüllen und sofort zu veröffentlichen. Inzwischen war auch Oesterreich schon seit 1770 bemüht gewesen, sich womöglich im Voraus Gewährleistungen für seine Ansprüche zu verschaffen, namentlich von Seiten Friedrich's des Großen, dem man anbot, ihm den Heimfall der Fürstenthümer Anspach und Baireuth (bekanntlich zwei Sekundogenituren des Brandenburgischen Hauses) an die regierende Linie zu garantiren; das konnte aber keine Wirkung haben, weil der König bereits 1752

durch ein pactum Fridericianum sich mit seinen Brüdern und Vettern über die Aufhebung der betreffenden Bestimmungen des Testaments des Kurfürsten Albrecht Achilles geeinigt hatte. Dagegen ließ der König gegen den hinhorchenden Oesterreichischen Gesandten fallen, daß es ihm lieb wäre, wenn bei der Eröffnung jener Fürstenthümer sich vielleicht eine Vertauschung derselben mit einem entsprechenden Theile der Sächsischen Lausitz bewirken lasse, weil Anspach und Baireuth für Sachsen eben so günstig gelegen wären, als die Lausitz für ihn, und weil dadurch Oesterreich der Furcht überhoben würde, Preußen zum unmittelbaren Nachbar zu bekommen.

Jenes Abkommen zwischen Maximilian Joseph und Carl Theodor sollte nach dem Wunsche des Ersteren von Oesterreich geheim gehalten werden, wogegen man Pfälzischer Seits nichts ohne Zustimmung des Kaisers abmachen wollte. Carl Theodor schickte deshalb ohne Wissen seines Lehnsvetters den Baron Ritter nach Wien, um zu unterhandeln. Diesem zeigte man daselbst eine Urkunde von 1426 vor, in welcher Kaiser Sigismund mit seinem Schwiegersohne Albrecht von Oesterreich vereinbart hatte, daß nach Aussterben der herzoglich Bairischen Linie Niederbaiern und alle Böhmischen und Reichslehen Baierns an Oesterreich zurückfallen sollten. Carl Theodor erkannte diese Ansprüche

durch seinen Gesandten unter der Voraussetzung an, daß man ihn nach Maximilian Joseph's Tode die übrigen Länder desselben ruhig in Besitz nehmen lasse. Auch wurde verabredet, daß Oesterreich viele der zerstreut liegenden von ihm beanspruchten Districte später gegen die obere Pfalz vertauschen sollte. Man fertigte darüber eine Vergleichsurkunde aus, der nur noch die Unterschriften und die nach dem Vertrage von Pavia und den späteren Hausverträgen erforderliche Zustimmung der Bairischen Agnaten fehlte, ohne welche von den Familiengütern nichts veräußert werden durfte. Man wandte sich deshalb an den zunächst betheiligten Pfalzgrafen von Zweibrücken mit der Aufforderung zur Genehmigung.

So standen die Sachen, als am 30. Dezember 1777 Maximilian Joseph ganz unerwartet durch den Tod hinweggerafft ward. Die Bairischen Minister, welche von den Abmachungen mit Oesterreich unter der Hand Kunde erhalten haben mochten, sahen gleich dem ganzen Bairischen Volke die drohende Zerreißung des alten Baierlandes für das größte Unglück an, welches man auf jede Weise verhüten müsse. Sie beeilten sich daher, ohne den neuen Kurfürsten zu befragen, die nach dem Vertrage von 1771 im voraus gefertigte Besitzergreifungsurkunde im ganzen Lande zu veröffentlichen. Der Oesterreichische Gesandte meldete dies durch Eilboten

nach Wien, wo man durch eine solche, den Verabredungen mit Carl Theodor direct zuwiderlaufende Kunde auf's Unangenehmste überrascht wurde. Es lag nahe zu vermuthen, daß dieser Fürst die Absicht habe, jenen bereits im Wesentlichen abgeschlossenen Vertrag zu widerrufen und die förmliche Unterschrift zu verweigern.

Joseph II. beschloß sogleich, mit Kaunitz's Zustimmung die beanspruchten Bairischen Gebiete militairisch zu besetzen, vorher aber wo möglich die Unterschrift des Vertrages von dem Gesandten des Kurfürsten zu erlangen. Der Baron Ritter befand sich im Besitz der formellen Vollmacht zum Abschluß, und Kaunitz brachte denselben (durch welche Mittel ist nicht bekannt) schon am 3. Januar 1778 dahin, den Abtretungsvertrag zu vollziehen und sofort nach München abzusenden.

Maria Theresia verhielt sich diesen Vorgängen gegenüber ganz ähnlich wie bei der Theilung Polens. Die Vergrößerungsgelüste ihres Sohnes waren ihr verhaßt. Nur auf Kaunitzen's Andringen willigte sie in Maßregeln, welche leicht einen neuen allgemeinen Krieg zur Folge haben konnten, weil nicht anzunehmen war, daß Preußen und Frankreich, letzteres als Gewährleister des Westphälischen Friedens, ruhig zusehen würden, wie das Oesterreichische Haus sich auf Kosten eines Mitfürsten vergrößerte, und somit ein gefährliches Uebergewicht im Westen von Deutschland erhielt. Die Kaiserin warnte dringend vor der Verfolgung von Ansprüchen, welche

ihr unbegründet und verjährt schienen[1]). Nach ihren Erfahrungen in der Politik könne sie das als gute Hausmutter nicht billigen. Auf den ehrgeizigen und habsüchtigen Joseph II. machte dies keinen Eindruck, er beschloß die militärische Besetzung der Bairischen Provinzen, und Maria Theresia fügte sich auch diesmal dem Beschlusse der Männer.

Am 19. Januar 1778 rückten 16 Bataillone und 20 Schwadronen Oesterreicher mit 80 Kanonen in Baiern ein, und besetzten das Land in der Richtung von Straubing bis Kehlheim. Der 31. Januar war für die Huldigung an das Haus Oesterreich angesetzt. Nur wenige von der Ritterschaft erschienen und gaben widerwillig durch Handschlag das geforderte Versprechen. Finster schweigend schaute das Volk dem unerhörten Ereignisse zu, und schlich unter Jammern und Verwünschungen davon[2]).

Eine Mittheilung über den Zusammenhang dieser Ereignisse an den nächsten Erben des Kurfürstenthums, den Herzog Carl von Zweibrücken, ließ sich nun nicht länger aufschieben. Daß dies so spät geschah, versuchte Carl Theodor (22. Januar 1778) mit dem Drängen des Oesterreichischen Hofes zu entschuldigen, der ihm keine

---

[1]) Maria Theresia an Joseph den 2. Januar 1778, bei Arneth II. 170.

[2]) Zschokke IV. 269.

Zeit gelassen. Er hätte schnell den Vertrag unterzeichnen, oder befürchten müssen, daß man sein ganzes Land, sogar München mit Waffengewalt in Besitz nehme. — Herzog Carl konnte zu keinem Entschlusse kommen. Die angeborne Ehrfurcht vor dem Kaiserhause und die gerechte Besorgniß vor den Gewaltmaßregeln desselben hinderte ihn, mannhaft für die Erhaltung seiner gerechten Erbansprüche aufzutreten. Nahm er doch sogar (6. Febr. 1778) den ihm gleichsam im Voraus als Lohn seiner Gefügigkeit verliehenen Orden des goldnen Vließes an, und bat nur, denselben nicht eher tragen zu dürfen, als bis die ganze Erbschaftssache geregelt wäre. Er schickte seinen Gesandten Hofenfels nach Wien um dort zu unterhandeln, und wenigstens die Vorlegung der Urkunde, auf die man sich stützte, zu fordern, während man von ihm verlangte, er solle den Vertrag vom 3. Januar unterzeichnen, ohne dieselbe gesehen zu haben.

So schien sich alles anzulassen, um dem Kaiser die Erreichung seiner Wünsche zu sichern. Da legte sich eine Frau in's Mittel und that den einzigen Schritt, welcher dem Hause Wittelsbach sein Erbe retten konnte. Maria Anna, Wittwe des 1770 verstorbenen Herzogs Clemens von Baiern, eine Prinzessin aus dem Sulzbach'schen Hause, zeigte sich gewissermaßen als der einzige Mann in der Familie. Mit Hilfe einiger patriotischer Männer beschloß sie, nachdem ihre Vorstellungen und Bitten bei Carl Theodor fruchtlos gewesen, im

Geheimen auf eigene Hand zu Werke zu gehen. Sie bat den Herzog von Zweibrücken auf's Dringendste, nicht seine eigene Beraubung und seines Hauses Schande zu unterzeichnen. Gleichzeitig aber rief sie den Beistand Friedrich's des Großen an, von dem allein unter den Monarchen Europas zu erwarten stand, daß er sich den Oesterreichischen Ansprüchen wirksam widersetzen könnte; denn England war durch den eben ausgebrochenen Abfall seiner amerikanischen Colonien vollauf beschäftigt, Rußland fürchtete täglich in neue Verwickelungen mit der Pforte zu gerathen, und in Frankreich saß seit dem 10. Mai 1774 Kaiser Joseph's Schwester Marie Antoinette neben dem jungen Ludwig XVI. auf dem Thron.

In Berlin dagegen kam die Bitte der Herzogin sehr erwünscht. Der König hatte schon an demselben Tage, wo er den Tod Maximilian Joseph's erfahren (3. Januar), den Beschluß gefaßt, durch einen geheimen Unterhändler zu erforschen, welche Ansprüche Oesterreich erheben und welcher Widerstand von den Agnaten des Kurfürsten zu erwarten wäre. Er wählte mit seinem gewohnten Scharfblick für dieses Geschäft sogleich den rechten Mann in der Person des Weimar'schen Prinzenerziehers Grafen v. Görtz, den er bei seinem Besuche am dortigen Hofe kennen gelernt. Friedrich's Generaladjutant v. Görtz, ein Bruder desselben, wurde deshalb nach Weimar geschickt und beredete leicht seinen

Bruder zur Uebernahme der Mission, die derselbe denn auch mit der größten diplomatischen Geschicklichkeit und unermüdlichem Eifer zu Ende führte. Er hat später selbst einen Bericht über seine Sendung veröffentlicht, der ein anschauliches und lehrreiches Bild davon giebt, wie dergleichen Dinge vor 90 Jahren behandelt wurden, wo die damals herrschende allgemeine Geheimthuerei und die Beschwerlichkeit und Unsicherheit aller Kommunikationsmittel noch nicht die Schnelligkeit und Leichtigkeit des diplomatischen Verkehrs gestatteten, an die wir heutzutage gewöhnt sind[1]).

Es kam darauf an, womöglich den neuen Kurfürsten Carl Theodor selbst, oder wenn dieser bereits durch Verträge gebunden wäre, den nächsten Agnaten Carl von Zweibrücken zum Widerstand aufzustacheln. Ließ auch dieser sich nicht bearbeiten, so sollte man den jüngeren Bruder desselben, Maximilian Joseph v. Birkenfeld, der als französischer Officier in Strasburg lebte, zu einem Proteste zu bewegen suchen.

Bei Carl Theodor war nichts zu machen. Als Görtz, der sich nach Regensburg an den Sitz des Reichstages begeben, durch den pfälzischen Gesandten Brentano den Schutz des Reiches und die Unterstützung des

---

[1]) Memoire historique de la négotiation — confiée par Frédéric le Grand au comte Eustache de Görtz. Frankfurt und Paris 1812.

Königs von Preußen insbesondere anbieten ließ, falls der Kurfürst gegen Oesterreichs Prätensionen Protest erheben wollte, lehnte der Kurfürst das entschieden ab. Die feierlichen Verpflichtungen, die er eingegangen, könne er, schon aus Furcht vor den bereits eingerückten Truppen, nicht brechen. Carl v. Zweibrücken dagegen hatte seine Zustimmung zu dem Vertrage vom 3. Januar noch nicht förmlich ertheilt, obgleich er im Begriff stand, dem Verlangen des Wiener Hofes nachzugeben. Er hatte seinen Minister v. Hofenfels nach München geschickt, um dort seine Gerechtsame wahrzunehmen. Dieser Mann war ein braver, unbestechlicher Patriot [1]) und ein offener Gegner Oesterreichs. Er vernahm mit Freuden die Anträge, welche Görtz zu überbringen hatte, und machte sich sogleich auf den Weg, seinen Herrn zu benachrichtigen. Er traf denselben in Augsburg, auf der Reise nach München, wohin ihn Carl Theodor berufen hatte. Als er dem Herzog die Aussichten auf Preußischen Beistand eröffnete, versicherte dieser auf sein Ehrenwort, daß er in München nur dem Kurfürsten seine Aufwartung machen wollte, aber nicht daran dächte den Vertrag zu unterzeichnen. Nun begab sich auch Görtz in's Geheim nach München, wo ihm die Herzogin Anna Maria in ihrem vor dem Thore gele-

---

[1]) Görtz sagt, er hätte 40,000 Gulden für seine Unterschrift in Wien erhalten können. Memoire p. 60.

genen Garten eine verborgene Wohnung einräumte. Hier verhandelte er mit den Zweibrücker Räthen, und man gelangte nach mehrfachem Hin- und Herreden dahin, daß Herzog Carl bewogen wurde, sowohl an den König von Preußen als auch an Ludwig XVI., als Garanten des westphälischen Friedens, zu schreiben und beide Mächte um Schutz gegen Oesterreichs Ansprüche zu bitten, dieselben auch zu benachrichtigen, daß er ohne Einwilligung Frankreichs keine ferneren Schritte thun, und gleichzeitig dem Regensburger Reichstage eine Rechtsverwahrung einlegen werde. Die Herzogin Anna Maria hatte dabei die Vermittlerrolle übernommen. Die Briefe, die man der Post nicht anvertrauen wollte, wurde von einem Mönche durch die von den Oesterreichern besetzten Orte hindurch bis zur Grenze befördert. Am 12. Febr. erhielt Friedrich der Große die Briefe des Herzogs [1]) und der Herzogin Anna Maria, zugleich auch den Bericht des Grafen Görtz, mit dessen Erfolgen er aufs Höchste zufrieden war. „Sie thun Wunder,“ schrieb er demselben „aber die Beharrlichkeit des Herzogs von Zweibrücken muß das Werk krönen.“ Der Herzogin schrieb er: „Ach, warum sind Sie nicht Kurfürst? Wir würden dann die Ereignisse nicht erlebt haben, über

---

[1]) Reimann p. 43. Der Brief steht vollständig in Görtz's Memoire p. 95.

die jeder Deutsche erröthen muß! — — Wenn der Herzog fest bleibt, verzweifle ich an nichts, — die Urheber dieser Ungerechtigkeit werden ihrer Strafe nicht entgehen!" Carl Theodor gerieth in die größte Wuth, als er von den Unterhandlungen mit Preußen Kunde erhielt. „Der Herzog will mir die Hände binden," rief er aus, „und meint schon Herr meiner Lande zu sein! Aber er soll sich schändlich betrogen haben!" Unversöhnlich haßte er seitdem seinen Lehnsvetter. Gegen die Herzogin Anna Maria sollte eine förmliche Untersuchung eingeleitet werden. Nicht minder empört war man in Wien. Joseph II. nannte es gradezu eine Unverschämtheit des Herzogs, den Reichstag zum Schiedsrichter in der Bairischen Sache machen zu wollen [1]).

Der an Ludwig XVI. gerichtete Brief des Zweibrücker Fürsten gab in Paris zu eingehenden Erwägungen Anlaß. Man mußte daselbst, wegen den freundlichen Beziehungen zu den neu entstandenen nordamerikanischen Freistaaten, dem Ausbruche eines Krieges mit England entgegensehen, und wollte, belehrt durch die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges, um jeden Preis vermeiden, gleichzeitig in einen Landkrieg verwickelt zu werden. Es kam ferner in Betracht, daß das Versailler Bündniß

---

[1]) Arneth II. 185. Er fügt hinzu: Man müßte, um ihm unser Mißfallen zu zeigen, sein Regiment jemand Anderem geben.

mit Oesterreich von 1756 noch fortbestand, während Frankreich als Garant des westphälischen Friedens verpflichtet war, dafür einzustehen, daß die Oberpfalz im Besitz des Wittelsbach'schen Hauses bleibe. Das Endergebniß dieser nach verschiedenen Seiten zu nehmenden Rücksichten, war die Erklärung Ludwigs XVI.: Er werde im Einverständnisse mit dem Könige von Preußen alle Mittel der Versöhnung ergreifen, und seine Interessen nicht von denen des Herzogs trennen, auch alle Pflichten erfüllen, welche die Garantie des westphälischen Friedens ihm auferlege.

Inzwischen waren auch zwischen Berlin und Wien Erklärungen und Gegenerklärungen in höflicher Form, aber in ernstem Sinne gewechselt worden, und die Verhältnisse verwickelten sich immer mehr, als auch von anderer Seite her Ansprüche an die bairische Erbschaft erhoben wurden. Die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, Maximilian Joseph's Schwester, verlangte als Allodialerbin ihres Bruders ungeheure Summen; Maria Theresia machte ähnliche Ansprüche wegen ihrer Verwandtschaft mit dem bairischen Hause; Mecklenburg erinnerte sich einer Anwartschaft, welche Kaiser Maximilian den dortigen Herzögen in Bezug auf die Herrschaft Leuchtenberg ertheilt hatte; das Erzstift Salzbrunn stellte eine Rechnung wegen entzogenen Besitzes der Herrschaft Reichenhall, und alten Schuldforderungen aus Salzlieferungen auf, im Ganzen nicht weniger

als 12,160,648 Gulden [1]). Die Stadt Augsburg, das Stift Kempten, brachten ebenfalls Forderungen vor. Rechtsausführungen, deren Sammlung viele Bände füllt, wurden über das alles gedruckt und verbreitet. Friedrich der Große suchte den Beistand der Kaiserin von Rußland, Oesterreich die Unterstützung Frankreichs sich zu sichern. So nahm die Sache einen immer feindseligeren Charakter an, — der Ausbruch eines Krieges schien kaum zu vermeiden.

Jetzt erinnerten sich die Archivbeamten in München eines Schriftstückes, durch welches Albrecht von Oesterreich allen Ansprüchen entsagt hätte, die ihm aus jener Sigismundischen Belehnung zuständen, welche das Grundfundament der Oesterreichischen Erbforderungen bildeten. Allein die Entsagungsurkunde war aus dem Repositorium verschwunden, und fand sich erst später unerklärlicher Weise unter den Papieren des Hessischen Regierungsrathes Carl Renatus v. Senkenberg wieder [2]). Allein die Nichtigkeit der Oesterreichischen Ansprüche war auch ohne dies Dokument juristisch nachweisbar. Keinenfalls durfte der Kaiser, ohne die Bestimmungen der goldnen Bulle und seines Krönungseides zu verletzen, sich einem Kurfürsten des Reichs gegenüber selbst Recht

---

[1]) Aus handschriftlichen Nachrichten bei Zschokke IV. 277.

[2]) Geb. 1751, gest. 1800. Er wurde deshalb heftig angefeindet, auf einer Reise nach Wien verhaftet, aber bald entlassen und für immer aus Oesterreich verwiesen.

nehmen. — In einer Note, welche der Preußische Gesandte dem Fürst Kaunitz Anfangs März 1778 übergab [1]), als man in Berlin von jener Senkenberg'schen Urkunde noch gar nichts wußte, heißt es: Es ist schwer zu begreifen, wie man nach 350 Jahren, während das Wittelsbach'sche Haus noch in den drei Pfälzischen Linien fortbesteht, die Vollziehung eines verjährten Lehnbriefes verlangen kann, der nicht nur ohne die nothwendige Zustimmung des Reichs gegeben, sondern später durch ein in aller Form ausgesprochenes Urtheil desselben Kaiser Sigismund, der die Belehnung gegeben haben soll, zurückgenommen und vernichtet worden. Hätten sie jemals einen Werth gehabt, so wäre dieser ohne weiteres mit dem Erlöschen des Habsburgischen Mannsstammes zugleich erloschen u. s. w. Die mit dem Wiener Hofe gepflogenen Verhandlungen ließ Friedrich alsbald auf dem Reichstage mittheilen.

Das Oesterreichische Cabinet ließ sich durch solche Vorstellungen um so weniger abbringen, weil man der Ueberzeugung war, Friedrich der Große, jetzt 62 Jahr alt, und von der Gicht geplagt, würde es nicht zum Kriege kommen lassen, weil er, selbst außer Stande den Oberbefehl zu übernehmen, zu eifersüchtig auf seine Generale wäre, um einem derselben eine große Gewalt anzuvertrauen. Daß Rußland ihm beistehen sollte, glaubte

---

1) Hertzberg, Recueil II. 65 ff. Reimann 58.

man um deshalb nicht, weil die Czarin vielmehr der Preußischen Hilfe gegen die Türken bedürfen würde, als daß sie geneigt sein sollte, ihren Preußischen Bundesgenossen gegen Oesterreich zu unterstützen. —

Trotz dieser Betrachtungen schien es doch gerathen, sich für den möglichen Ausbruch des Krieges zu rüsten.

Während dieser Verhandlungen war es Friedrich dem Großen gelungen, den Kurfürsten von Sachsen ganz für sein Interesse zu gewinnen, was im Falle eines Krieges von höchster Wichtigkeit war. Außer den erwähnten Allodialerbansprüchen, welche Sachsen und Oesterreich gegen Baiern einander streitig machten, war der Kurfürst noch durch Eingriffe erbittert, die der Kaiser in Bezug auf die Rechtsverhältnisse der Fürstlich Schönburg'schen in Sachsen eingeschlossenen Besitzungen sich erlaubte. In dieser Stimmung ließ er sich dazu bewegen, ebenfalls die Hülfe der Kaiserin von Rußland in einem Schreiben anzurufen, welches Friedrich der Große mit den wärmsten Empfehlungen begleitete: „Ich weiß," heißt es in diesem Briefe „Ew. Majestät werden mir nicht zutrauen, daß ich in einer Zeit, wo Ihnen Verwikkelungen mit der Türkei in Aussicht stehe, um irgend welchen Preis Ihre Streitkräfte von der Vertheidigung Ihrer eigenen Staaten abziehen möchte. Nein, müssen Sie die Türken noch einmal demüthigen, so werde ich der Erste sein, der Ihnen räth, alle Ihre Macht auf diesen Zweck zu verwenden. Legt sich aber diese Gäh-

rung, dann hofft ganz Deutschland mit mir, Ew. Kaiserliche Majestät werden sich, nachdem Sie Ihr neues Vaterland so sehr verherrlicht, daran erinnern, wie das gesammte Deutsche Reich sich rühmt, daß Sie hier das Licht der Welt erblickt haben."

Die Absicht des Königs ging dahin, durch seinen Gesandten Podewils, der die Briefe überbringen sollte [1]), die Kaiserin zu bewaffneter Vermittelung zu bewegen, oder wenigstens zu bewirken, daß dieselbe Truppen in Polen einrücken lasse, damit Oesterreich außer Stande wäre, daselbst Unruhen zu veranlassen, welche für das benachbarte Preußen gefährlich sein würden.

Daß man sich von allen Seiten in Frankreich ebenfalls bemühte, Unterstützung zu erhalten, haben wir gesehen. Ludwig XVI. ließ aber schließlich, sowohl in Berlin als in Wien, und ebenso in Zweibrücken erklären, daß er bei einem etwa in Deutschland ausbrechenden Kriege die strengste Neutralität beobachten werde, weil er sich überzeugt habe, daß der Wortlaut des Versailler Bündnisses in gegenwärtigen Falle ihn nicht verpflichte dem österreichischen Hofe mit den Waffen in der Hand Beistand zu leisten. — In der That war Frankreich, auch wenn es gewollt hätte, jetzt nicht in der Lage, sich auf

---

[1]) Podewils war ein ausgezeichnet schöner Mann, was bei der Wahl desselben als Abgesandter an Katharina gewiß mit in Betracht kam. Le plus joli garçon nennt ihn Maria Theresia in einem Briefe an Joseph II. vom 20. April 1778. Arneth II. 211.

einen Krieg in Deutschland einzulassen. Am 13. März 1778 hatte Ludwig XVI. in London erklärt, daß er die Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkenne und einen Handelsvertrag mit denselben abgeschlossen. Das war einer Kriegserklärung gleich, die auch bald darauf förmlich erfolgte; Grund genug, allen andern Verwikkelungen möglichst fern zu bleiben. Wenige Tage darauf (28.) erließ Friedrich der Große seinerseits eine Bekanntmachung an den Herzog von Zweibrücken, die ebenfalls für eine Kriegserklärung gelten konnte, indem er demselben versprochen, mit seiner ganzen Macht die Ansprüche des Pfälzischen Hauses auf die Baiersche Erbschaft zu unterstützen, und die ungerechten Forderungen des Wiener Hofes zurückzuweisen; wogegen der Herzog sich verpflichtete ohne Zustimmung des Königs von Preußen kein Abkommen mit Oesterreich zu treffen. Zu bemerken ist noch, daß Friedrich der Große, eben sowie den Kurfürsten von Sachsen, auch die Herzoge von Mecklenburg und Zweibrücken veranlaßte, den Schutz der Kaiserin von Rußland anzurufen, damit dieselbe „den unterdrückten Freiheiten des deutschen Reiches zu Hilfe kommen möchte.“ Nur zu bereitwillig übernahm Rußland diese Protektorrolle, und hat bekanntlich erst in unseren Tagen durch den Krimkrieg der Einfluß aufgehört, den das Petersburger Cabinet seitdem auf die Geschicke unseres Vaterlandes geübt hat. Friedrich der Große kann von dem Vorwurfe nicht freigesprochen

werden, dies unerfreuliche Verhältniß wissentlich in's Leben gerufen zu haben. Seine unter den andern Mächten isolirte Stellung, und der dringende Wunsch einen mächtigen Bundesgenossen zu besitzen, erklärt es genugsam, weshalb er an der Clientel festhielt, in die er sich seit 1763 freiwillig begeben.

Während dieser Verhandlungen hatte man Preußischer und Oesterreichischer Seits mit großer Schnelligkeit an den Vorbereitungen zum Kriege gearbeitet. Schon am 23. März zeigte Joseph II. seinem Bruder Leopold von Toscana an, daß er marschbereit sei [1]), und die Feldequipage sich am 27. in Bewegung setzen werde.

Am 6. April reiste Friedrich der Große von Berlin ab, um das Commando einer Armee zu übernehmen, die er in Schlesien zusammenzog. Eine zweite Armee, zu welcher der Kurfürst von Sachsen sich verpflichtet hatte 18000 Mann stoßen zu lassen, sollte unter Prinz Heinrichs Commando über Dresden in Böhmen einrücken.

Man kann ohne Weiteres sagen, daß der König von Preußen allein es war, welcher diesen Krieg wollte. Seine Minister stimmten dagegen. Die alten Generale glaubten durch das was sie sieben Jahre lang geleistet und gelitten, ein Recht auf Ruhe für den Rest ihres Lebens erworben zu haben. Die Prinzen des Hauses gehörten

---

[1]) Arneth II. 142.

ebenfalls der Opposition an, vor allem Prinz Heinrich [1]), der einen vortheilhaften Vergleich viel lieber gesehen hätte. — Daß Maria Theresia durchweg friedlich gesinnt war, und auf die Ansprüche an Baiern, die sie für ungerechtfertigt hielt, am liebsten ganz verzichtet hätte, wissen wir. Auch Joseph II. war eines Erfolges keineswegs so sicher, daß er nicht lieber durch einen Vergleich zu einem Theile des in Besitz genommenen Landes gelangt wäre, als Alles auf's Spiel zu setzen. Sein Ehrgeiz verblendete ihn weder über seine militärischen Fähigkeiten, gegenüber einem Feldherrn wie Friedrich der Große, noch über die Vorzüge der Preußischen Armee, keineswegs soweit, daß er nicht einen diplomatischen Feldzug einem kriegerischen vorgezogen hätte, wenn es mit Ehren sich thun ließe. Allein Friedrich der Große war entschlossen, der beabsichtigten Vergrößerung Oesterreichs mit den Waffen Einhalt zu thun. Alle anderen Sorgen und Rücksichten traten für jetzt in den Hintergrund. So ausschließlich wollte er sich seinem Feldherrnberufe widmen, daß er vor der Abreise den Behörden befahl, ihn mit keinerlei Civilsachen zu behelligen, sondern die Entscheidung in diesen Angelegenheiten seinen Ministern übertrug. Todesurtheile sollten während der Abwesen-

---

[1]) Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse p. 189. — Goertz, Memoire historique 147—150. Prinz Heinrich hielt es vortheilhafter für den König de donner les mains à un accommodement. Bei Preuß IV. 95.

heit des Königs nicht vollstreckt, sondern die Verbrecher bis zu seiner Rückkunft in Verwahrsam gehalten werden[1]).

Nach diesen Anordnungen stand der Abreise zur Armee nichts mehr im Wege. — Der König war erfüllt von der Ueberzeugung, daß der Ausspruch: Wer nicht vorwärts schreitet, der geht zurück, nirgends größere Anwendung finde als auf den Preußischen Staat. Jedes Anwachsen des Oesterreichischen Hauses aber war einem Rückschritt Preußens gleich zu achten. Er durfte und wollte das nicht dulden. „Es handelt sich," schrieb er an seinen Bruder Heinrich[2]), „bei der gegenwärtigen Angelegenheit nicht um Erwerbungen und Vergrößerungen, sondern darum, den Oesterreichischen Ehrgeiz ein für alle Mal zurückzudrängen, damit diese Macht nicht zu unserem größten Nachtheile ein despotisches Regiment in Deutschland übe. — — Ich bin entschlossen den Degen nicht in die Scheide zu stecken, bis der Kaiser alles zurückerstattet hat, was er unrechtmäßig in Besitz genommen. — — Die Oesterreicher wissen noch nicht, daß Frankreich mit mir einig ist. Nun erbietet sich auch noch der König von Sardinien eine Diversion in das Mailändische zu machen, — da wären denn die Oesterreicher von allen Seiten beschäftigt, und alle ihre

---

1) Mylius VI. p. 1247.

2) Oeuvres XXVI. 405. d. 16. Febr. 1778. 24. Febr. p. 406.

Anerbietungen kämen jetzt bei mir zu spät. Unsere Lage ist also nichts weniger als schlecht!"

Prinz Heinrich sieht die Sachen keineswegs in so rosigem Licht und wünscht nur, der König möge glücklich aus dem Labyrinthe entkommen, in welches er sich begeben hat [1]).

Friedrich der Große schlug sein Hauptquartier in Schönwalde unter der Festung Silberberg auf, und blieb daselbst vom 8. April bis zum 2. Juli 1778 [2]). Hier empfing, er wahrscheinlich zu seiner großen Ueberraschung ein, Olmütz den 13. April datirtes eigenhändiges Schreiben des Kaisers mit Vergleichsvorschlägen, die darauf hinausliefen, daß der König den mit Carl Theodor am 3. Januar abgeschlossenen Vertrag und die in Folge desselben geschehene militairische Besetzung der Bairischen Districte als gerechtfertigt anerkennen sollte, wogegen Oesterreich den Heimfall von Anspach und Baireuth genehmigen und dem Könige gestatten wollte, diese Gebiete gegen einen nicht unmittelbar an Oesterreich grenzenden Theil der Sächsischen Lausitz zu vertauschen [3]).

---

[1]) Daselbst 410.

[2]) Nicht vom 18., wie Preuß sagt, denn der erste Brief an Joseph II. ist bereits vom 14. datirt.

[3]) Oeuvres VI. 183 ff.

Gleich am folgenden Tage (14.) antwortet Friedrich eigenhändig, indem er wegen der Form seines Briefes um Entschuldigung bittet, weil er auf 40 Meilen in der Runde Niemanden habe, den er über das Ceremoniell zu Rathe ziehen könnte. Die Frage, um die es sich handle, sei einfach die, ob ein Kaiser eigenmächtig über die Reichslehen verfügen kann. Kein Fürst wird das zugeben, fährt er fort, und dadurch die Gewalt eines Despoten befestigen wollen, der früher oder später ihn und seine Kinder der alten angestammten Besitzungen berauben kann. Die ganze Angelegenheit wegen der Baireuthischen Fürstenthümer gehört gar nicht hierher, dagegen ließe sich davon sprechen, ob man den Herzog von Zweibrücken nicht durch einen Ländertausch entschädigen und Sachsen und Mecklenburg wegen ihrer Ansprüche abfinden könnte.

Ebenso schnell wie der König war auch der Kaiser mit einer Antwort bereit. Er schreibt am 16. aus Littau: Er habe in der Bairischen Angelegenheit nicht als Kaiser, sondern als Oesterreichischer Erzherzog und Kurfürst von Böhmen einen freundschaftlichen Vergleich mit dem Pfalzgrafen geschlossen. Von einer Beraubung könnte dabei keine Rede sein, und den Ausdruck Despot hätte der König sich ersparen mögen, da Despotismus ihm ebenso zuwider sei wie irgend wem. Der Herzog von Zweibrücken habe jetzt noch gar nicht mitzusprechen. Mit diesem sich auseinanderzusetzen würde

Zeit sein, wenn die Baierische Erbschaft an ihn gelangte. Sachsen und Mecklenburg könnten ihre Ansprüche gegen Carl Theodor vor dem Reichsgerichte ausfechten.

In seiner Entgegnung vom 18. April suchte Friedrich diese, allerdings auf einer Verdrehung der wirklichen Verhältnisse beruhende Darstellung zu widerlegen, fügte aber sehr sachgemäß hinzu, daß die fernere Verhandlung den Ministern übertragen werden müßte, um zu versuchen, ob das Chaos sich entwirren und die Grundlagen eines dauernden Friedens herstellen ließen. Die beiden letzten am 19. und 20. April gewechselten eigenhändigen Briefe führten natürlich auch zu keinem Resultate. Joseph hatte dabei, wie er in denselben Tagen an seine Mutter schreibt, hauptsächlich den Wunsch, den König noch einige Wochen mit Briefen und Noten hinzuhalten, um unterdessen die Oesterreichische Armee, der es hauptsächlich an Cavallerie fehlte, kampffertig zu machen [1]).

Der König ließ sich dadurch keineswegs einschläfern. Unermüdlich betrieb auch Er die Vorbereitungen zum Kriege, und setzte mit einer Selbstverleugnung ohne gleichen seinen alternden gichtbrüchigen Körper den größten Strapatzen aus. Acht bis zehn Stunden saß er oft an Einem Tage zu Pferde.

---

[1]) v. Arneth II. 205.

Kaunitz setzte inzwischen seine Bemühungen fort, um Rußland und Frankreich in das Oesterreichische Interesse zu ziehen, und durch deren Vermittelung den Ausbruch des Krieges abzuwenden, den Maria Theresia für ihre Person ebenso fürchtete wie verabscheute. Mit Recht; denn die Sache stand vollkommen so, wie Kaunitz sie mit folgenden Worten charakterisirt [1]): „Zwei große Staaten, die freundschaftlich vereinigt die erste Rolle spielen könnten, sind im Begriff einander aufzureiben, um sodann von der Diktatur Frankreichs oder Rußlands abzuhängen." Daß Oesterreich durch seine unbegründeten Ansprüche auf Baiern daran schuld war, vergißt er hinzuzusetzen. Maria Theresia dagegen spricht das ihrem Sohne gegenüber offen aus. „Die Schuld," sagte sie, „ist auf unserer Seite. Wir trachten nach ungerechtem Gute und hoffen dasselbe zu erlangen, indem wir dem Könige die Lausitz als Köder hinhalten [2])."

Die Unterhandlungen, welche nun zwischen den beiderseitigen Ministern geführt wurden, brauchen wir nicht in ihren einzelnen Stadien zu verfolgen, weil sie schließlich den Ausbruch des Krieges doch nicht zu hindern vermochten. Merkwürdig, und fast wie eine Uebereilung Friedrich des Großen erscheint es, daß er in einem am 16. März an seine Minister gesandten Vergleichsplane

---

1) Belag bei Reimann 83. 2) Arneth II. 299.

den geheimen Wunsch laut werden läßt, bei Gelegenheit dieses Streites sich die ganze sächsische Lausitz anzueignen, wofür er dem Kurfürsten von Sachsen das Heimfallsrecht der fränkischen Herzogthümer und einige angrenzende Bezirke als Tauschobject bieten wollte. Oesterreich sollte dann im Besitze des größten Theils der von ihm besetzten baierischen Districte bleiben, und Carl Theodor etwa durch Limburg oder Geldern entschädigt werden. Mit Unwillen verwarf Joseph diesen Plan, den er geradezu abgeschmackt nannte [1]); doch freute er sich mit Recht darüber, daß der König ihm durch diesen Vorschlag eine Waffe in die Hand gegeben habe, um der allgemeinen Bewunderung ein Ende zu machen, welche Friedrich dem Großen wegen der vermeintlichen Uneigennützigkeit in dieser Sache zu Theil geworden. — Maria Theresia ist derselben Ansicht, warnt aber in ihrer Antwort, den König zu reizen, da von diesem „Unmenschen" sonst das Schlimmste zu erwarten sei [2]). Schon damals machte sie übrigens den Versuch Rußland und Frankreich als Vermittler anzurufen, weil beide Mächte ihrer politischen Verwickelungen wegen das gleiche Interesse hatten, den Frieden in Deutschland aufrecht zu erhalten. Ein eigenhändiges Schreiben an die Kaiserin

[1]) Daselbst 259.

[2]) Arneth II. 262. Das Wort Unmensch hat die Kaiserin in ihrem französischen Briefe deutsch geschrieben.

Katharina hatte jedoch nur eine höfliche nichtssagende Antwort zur Folge, — man war in Petersburg noch nicht einig darüber, wie man sich gegen die Türkei verhalten sollte. Auch der französische Hof ließ sich von dem Entschlusse nicht abbringen, bei einem ausbrechenden Kriege zwischen Preußen und Oesterreich neutral zu bleiben, obgleich Maria Theresia, durch den Umstand, daß ihre Tochter Maria Antoinette ihrem Gemahl Hoffnung auf einen Thronerben gab, zu den besten Hoffnungen berechtigt schien, es werde gelingen, den König durch seine junge Gemahlin zu beeinflussen.

Wie in Wien, so war auch in Berlin eine große Friedenspartei thätig, allein Friedrich der Große hatte von jeher seine Entschlüsse so sehr jedem Einflusse dritter Personen entzogen, das kaum des Königs Brüder ihre abweichenden Ansichten laut werden ließen. Als der jüngste derselben, Prinz Ferdinand, seine Mißbilligung der kriegerischen Pläne aussprach, erhielt er die kurze Weisung, zu Hause zu bleiben, wenn man in's Feld rückte. Prinz Heinrich, auf dessen Feldherrntalent wesentlich gerechnet wurde, durfte sich schon eher etwas herausnehmen, allein auch ihm wurde, als er seine Bedenklichkeiten zu äußern nicht nachließ, deutlich zu verstehen gegeben, er möge dem jüngern Bruder Gesellschaft leisten, wenn des Königs Entschließungen ihm nicht genehm wären.

Wir haben gesehen, wie Kaiser Joseph die Verhand-

lungen zwischen Berlin und Wien nur um deshalb hinzog, um inzwischen die Kriegsrüstungen zu vollenden. Seiner Mutter war es dagegen mit ihren friedlichen Absichten voller Ernst. Allein es konnte zu einer Einigung nicht kommen, weil Oesterreich sich nicht davon abbringen ließ, das Heimfallsrecht der Markgrafschaften als ein wichtiges Entscheidungsobject anzubieten, während der König dies als einen ihm von selbst gebührenden Anspruch betrachtete. Als er am 24. Juni die letzte Note von Kaunitz empfangen, welche wiederum keine annehmbaren Vorschläge enthielt, glaubte er, daß die Zeit für die Kriegserklärung da sei. Er befahl dem Prinzen Heinrich, sich am 1. Juli durch das Sächsische Gebiet gegen die Böhmische Grenze in Marsch zu setzen. Am 3. Juli erfolgte die förmliche Ankündigung der Feindseligkeiten. Es ist nicht unsere Absicht die Einzelheiten des nun folgenden Krieges zu erzählen, die wesentlich nur für Militärs von Fach Interesse haben können. Es kam weder zu einer Schlacht noch zu einer Belagerung. Die beiden preußischen Armeecorps unter dem Könige und dem Prinzen Heinrich rückten von Schlesien und Sachsen aus in Böhmen ein. Die Nachricht von diesem ernsthaften Vorgehen, an das man bis zum letzten Augenblicke nicht hatte glauben wollen, verbreitete in Wien die größte Bestürzung [1]). Es schien,

[1]) Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans IV. 320.

als ob die Ereignisse von 1756 sich wiederholen sollten. Maria Theresia gerieth in Verzweiflung bei dem Gedanken, daß ihr in ihren alten Tagen noch einmal alle Angst und Gefahr zugedacht wäre, welche sie während des siebenjährigen Krieges ausgestanden; — und jetzt stand ihr nicht das volle Rechtsgefühl zur Seite, aus welchem sie damals Muth und Ausdauer geschöpft hatte. Sie konnte sich von der Gerechtigkeit der Ansprüche nicht überzeugen, die man Oesterreichischer Seits gegen Baiern erhob. Dazu kam die Sorge für ihre beiden Söhne Joseph und Maximilian, und für ihren Schwiegersohn, den Herzog von Sachsen-Teschen, welche an den Gefahren Theil nehmen wollten, denen die kaiserliche Armee entgegenging.

Dieselbe war in der Zeit, wo die beiden Monarchen noch unterhandelten, aus ihren zerstreuten Standorten an die Elbe vorgerückt, und bildete von Königgrätz über Jaromirz, Schurz und Königinhof eine Kette bis nach Hohenelbe, sich dort an das Gebirge anlehnend, theils durch die steilen Ufer des Flusses, theils durch künstliche Verschanzungen gegen jeden Angriff gedeckt. Prinz Heinrich hatte die Absicht sich, in Verbindung mit den Sachsen, gegen Loudons Corps zu wenden, welches in der Richtung von Leutmeritz, Aussig und Teplitz aufgestellt war, und im Vertrauen auf die durch die Natur schon befestigte Gegend, viele wichtige Punkte nur schwach besetzt hatte. Friedrich ertheilte jedoch andere Befehle,

und erst nachdem Prinz Heinrich in Folge derselben seine ursprüngliche Richtung aufgegeben hatte, kam ein Gegenbefehl, welcher mit den ersten Absichten des Prinzen übereinstimmte [1]). Darüber war aber der günstige Augenblick versäumt und ein Angriff schien nicht mehr ausführbar. Der König selbst war am 5. Juli über Nachod in Böhmen eingerückt und bezog am 8. ein Lager bei Welsdorf. Ein Versuch, am 13. bei dem Dorfe Werdeck die feindlichen Linien zu durchbrechen und die Elbe zu überschreiten, mißglückte. — Zur Deckung Oberschlesiens stand eine dritte Preußische Armee unter dem berühmten Husarengeneral Werner in der Gegend von Neisse. So große Streitkräfte (die sämmtlichen feindlichen Heere zählten zusammen über 400,000 Mann, die Oesterreicher allein sollen mehr als 1500 Kanonen gehabt haben) in solcher Nähe einander gegenüberstehend, ließen die blutigsten Kämpfe und die folgenreichsten Entscheidungen durch das Schwert erwarten. Allein von allen Seiten waren Gründe genug vorhanden, um die Kriegslust zu dämpfen. Friedrich der Große fühlte, ohne es sich eingestehen zu wollen, daß er, jetzt siebenundsechszigjährig, nicht mehr die Spannkraft des Leibes und der Seele besitze, über welche der Feldherr gebieten muß. Dazu war er gerade

---

[1]) Die Correspondenz der Brüder aus diesen Tagen sowohl bei Schöning als auch theilweise Oeuvres XXVI. 433 ff.

damals von der Gicht furchtbar geplagt, und hatte zeitweise den Gebrauch beider Füße und des linken Armes verloren. Unter solchen Umständen mußte er wohl von jedem Wagniß zurückschrecken, durch welches er doch möglicherweise die mühevoll errungenen Lorbeeren auf's Spiel setzen konnte, die sein greises Haupt schmückten. Auch Prinz Heinrich fühlte sich kaum noch im Stande, die Strapazen eines Feldzuges zu ertragen, und es bedurfte seiner größten Willenskraft, um die Leiden zu überwinden, welche auf eine tiefe Zerrüttung seines Nervensystems deuteten [1]). Nicht minder als die großen Preußischen Heerführer scheute auch Kaiser Joseph II. trotz seines Selbstgefühls und trotz des brennenden Wunsches, den Nebenbuhler zu demüthigen, den Kampf mit einem Gegner wie Friedrich der Große, dessen überwiegende Talente er, wenn auch unwillig, doch in vollem Maße anerkannte. Vor Allen aber war es Maria Theresia, welche um jeden Preis einen feindlichen Zusammenstoß verhüten wollte. Ohne Wissen ihres Sohnes und Mitregenten schickte sie den Minister Thugut [2]) zum Könige, mit der Vollmacht, eine Con-

[1]) Oeuvres XXVI. a. a. O.

[2]) Eigentlich Tunicotto; die Oesterreicher nannten ihn Thunichgut. Maria Theresia kürzte ihm deshalb den Namen ab. Zwei andere Ableitungen des Namens bei Vivenot: Thugut, Clerfayt und Wurmser. Wien 1869, p. XVIII.

vention laut den ihm mündlich ertheilten Weisungen abzuschließen[1]).

Derselbe führte sich unter fremdem Namen in Welsdorf ein und trug vor: Die Kaiserin wolle alles, was in Baiern in Besitz genommen, wieder räumen, bis auf einen Strich Landes, der eine Million Einkünfte brächte. Den Kurfürsten von Sachsen werde sie dahin bringen, einen billigen Vergleich abzuschließen. Der König hatte mit Thugut eine vierstündige Unterredung, in welcher er die Vorschläge desselben nicht ganz abwies, sondern nur seinerseits fragte, ob man nicht Mecklenburg durch ein Reichslehn abfinden, den Heimfall von Anspach und Baireuth nach dem Aussterben der dortigen Fürsten anerkennen und gestatten wolle, daß Sachsen sich in diesen Herzogthümern, Preußen aber in der Sächsischen Lausitz huldigen lasse. Thugut hatte ein eigenhändiges Schreiben Maria Theresia's überbracht, dessen Abfassung ihr sicherlich viel Selbstüberwindung gekostet hatte. Es folgten noch einige wechselseitige Briefe in Folge dessen, bis die Kaiserin zuletzt erklärte, sie wolle allen Ansprüchen an Baiern entsagen, den ganzen Vertrag vom 3. Januar fallen lassen und die Forderungen der übrigen Interessenten den Reichsgerichten zur Entscheidung anheimgeben,

---

[1]) Oeuvres VI. 193.

wenn der König von Preußen dagegen erkläre, Anspach und Baireuth niemals mit seinen Staaten vereinigen zu wollen. Friedrich brach in Folge dessen die persönlichen Unterhandlungen ab und verwies die Fortsetzung derselben an seine Minister. In der That kam nun auch Thugut mit Herzberg und Finkenstein am 13. August in Braunau zusammen, um sich über den Umfang dessen zu einigen, was Oesterreich und Preußen nehmen oder behalten sollten. Die Conferenzen dauerten eine Reihe von Tagen, führten aber zu keiner Uebereinstimmung.

Prinz Heinrich erfuhr von allen diesen Unterhandlungen erst, nachdem sie gescheitert waren. Friedrich wollte durch eine frühere Mittheilung über die dadurch angeregten Friedenshoffnungen nicht noch die Unlust steigern, mit der sein Bruder den ganzen Krieg betrachtete. Die Schwierigkeiten, die man wegen Anspach und Baireuth erhob, erbitterten den König so, daß er nun den Abbruch der Berathungen dem Prinzen mit den Worten meldete: „Man muß diesen Schuften mit dem Degen in der Hand vernünftigere Ansichten beibringen [1].“

Die ganze Zeit hindurch hatten die Heere beobachtend einander gegenüber gestanden, schwerlich in Folge der

---

[1]) Oeuvres XXVI. 439.

angeknüpften Verhandlungen; denn ein Waffenstill-stand war nicht geschlossen, sondern weil die Oesterreicher ihrem Vertheidigungsplane getreu jeder Gelegenheit zur Schlacht kaltblütig auswichen [1]). Da beschloß Friedrich, der langen Unthätigkeit müde (er stand damals, Mitte August, im Lager von Burkersdorf), noch einen Versuch zu wagen, ob er vielleicht den Feind bei Hohenelbe umgehen und sich mit seinem Bruder vereinigen könnte, der in gezwungener Unthätigkeit in seinem Lager bei Niemes verharrte, wo er auch des Königs letzterwähntes Schreiben erhalten hatte. Allein auch diesen Plan führte er nicht aus, theils wegen der Schwierigkeiten, welche die schlechten Wege zu bieten schienen, theils weil Loudon in jenen Tagen seine Truppen in bedrohlicher Weise verstärkt hatte. Ueberhaupt kam es bis zum Ende des Krieges zu keiner ernstlichen Unternehmung mehr. Der König wollte nur sich möglichst lange in Böhmen halten, das Land aufzehren (ausfouragiren war das Kunstwort dafür) und auf diese Weise Schlesien von Oesterreich durch eine Wüste trennen. Prinz Heinrich erhielt die Anweisung, nach demselben Plane zu verfahren [2]). Ungewöhnlich früh trat in diesem Jahre der Winter ein. Bereits am

---

1) Manso I. 64.

2) Reimann 158.

ersten September bedeckten sich in der Umgebung des Preußischen Lagers die Berge mit dichtem Schnee. In der Niederung strömte kalter Herbstregen herab und verwandelte die Landstraßen in Sümpfe. Krankheiten, namentlich die Ruhr, wütheten unter der Armee und wirkten um so verderblicher, als die Medizinalanstalten der Preußen entsetzlich schlecht waren. Man hatte beim Ausrücken der Truppen 500 Unterwundärzte ausgehoben, allein da soviel gelernte Chirurgen nicht aufzutreiben waren, so mußte man sich größtentheils mit Barbiergehülfen begnügen, von denen der damalige Bericht eines Arztes sagt, daß sie „kaum den Bart erträglich putzen und selten ein Pflaster streichen konnten [1]).“

Die Preußischen Lazarethe wurden zum Gegenstande mitleidigen Spottes für die Sachsen, welche sich weit besser geordneter Anstalten erfreuten. — Zu den Krankheiten gesellte sich bald der Mangel an Lebensmitteln, weil die ungeheuren Menschenmassen, die sich hier auf engem Raume beisammen fanden, ungestraft alles geplündert und verwüstet hatten. Ein Preußischer Officier spricht sich schon im Juli folgendermaßen

---

[1]) Die Mängel des Preußischen Feldlazareths aus Dokumenten erwiesen von Dr. Fritze in Halberstadt. Leipzig 1780. Bei Preuß IV. 116. Note. Friedrich ließ noch kurz vor seinem Tode den Dr. Fritze nach Sanssouci kommen, um wegen Verbesserung der Lazarethe mit ihm zu berathen.

darüber aus [1]): „Die Einwohner sind mit ihrem Viehstande größtentheils in's Oesterreichische Lager geflohen. Wir beschäftigen uns eifrig mit Plündern, und reißen sogar die Häuser nieder. Lebensmittel sind bei uns zwar noch zu haben, aber nur zu sehr hohen Preisen." Im September aber trat förmlicher Mangel ein. Zu allen diesen Uebeln gesellte sich die täglich mehr überhand nehmende Desertion der Mannschaften, gegen welche der König zu den seltsamsten Mitteln griff. Am 1. September 1778 schrieb er an Tauentzien [2]): „Ihr müßt durch die Officiers unter die Regimenter ausbringen lassen, daß kein Tag verginge, wo die Oesterreicher nicht 10—12 Kerls alle Tage todt prügelten und sie kaum mal begrüben. Ingleichen hätten sie Deserteurs, die sie wiedererkannten, aufhängen lassen. Die Officiere müssen das unter sich so besprechen, daß die Bursche solches hören, und ein Bischen von der Desertion abgeschreckt werden."

Unter dem Zusammenwirken aller dieser ungünstigen Umstände, und bei der allseitigen Abneigung gegen jede ernsthafte Kriegsunternehmung war der Rückzug in die Winterquartiere geboten. Prinz Heinrich brach am 10. Sept. sein Lager ab, und führte die Hälfte

---

1) Militairischer Nachlaß des Grafen Henkel von Donnersmark II. 2. 216. Bei Reimann 148.

2) Urkundenbuch IV. 222.

seiner Mannschaften über Leitmeritz und Teplitz nach Sachsen, während die andere Hälfte über Zittau in die Lausitz marschirte. Friedrich selbst, in übelster Laune, welche er während des ganzen Feldzuges schon oft in der härtesten und ungerechtesten Weise an seinen Umgebungen ausgelassen, beschloß so lange auszuharren, bis der letzte Rest aller Vorräthe im feindlichen Lande aufgezehrt wäre. Noch am 21. Sept. bezog er bei Schatzlar ein neues befestigtes Lager, und erst nach dem starken Schneefall, der daselbst am 12. October eintrat, entschloß er sich zum Rückzug, der am 15. in der Richtung von Landeshut nach Schlesien angetreten wurde.

Der Anblick der friedlichen, wohlangebauten schlesischen Landschaften wirkte wunderbar wohlthuend auf die aus dem zerstörten Feindeslande Heimkehrenden. „Du kannst Dir nicht vorstellen," schrieb der König seinem Bruder Heinrich, „welche Freude uns diese belebten, bevölkerten Städte und Dörfer machen. Einer der aus Sibirien kommt, kann keine größere Augenweide haben. Ich wohne bei einem Kaufmann, dessen Haus mir im Vergleich zu den eben verlassenen Hütten wie der Palast des Großmoguls erscheint." In demselben Briefe spricht Friedrich sich zum ersten Mal belobend über den Thronfolger aus, der ihn während des Feldzuges begleitet hatte: „Ich kann," sagt er, „zu meiner großen Genugthuung, Dir mittheilen, daß ich mit unserem Neffen sehr zufrieden bin. Er hat eine

ganz andere Richtung genommen, und sich erstaunlich zu seinem Vortheil verändert, und ich fange an guten Muth zu haben.“ In wie weit diese Hoffnungen begründet waren, wird die Zukunft lehren!

Die Folgen dieses thatenlosen Feldzuges waren für die Armee so traurig, ja noch trauriger, als hätten große blutige Schlachten in ihren Reihen gewüthet. Wir erwähnten bereits wie verderblich die schlechte Verpflegung der Gesunden und Kranken, und das dadurch nur zu erklärliche Ueberhandnehmen der Desertion wirken mußten. Auch die noch unter den Fahnen blieben, waren mißmüthig geworden, um so mehr als unverdiente Zurücksetzung gar oft den besten Offizieren zu Theil wurde, wenn sie dem übelgelaunten Monarchen zum unrechten Augenblicke nahe kamen. In einem Schreiben am 25. Oct. 1778[1]) heißt es: Invalide Stabsoffiziere sind in Menge bei der Armee. Es muß ein entsetzliches Avancement in den Winterquartieren werden. Auch die nicht krank sind werden suchen fortzukommen. Ramin geht und Tauenzien seufzt. Kurz ich kenne die preußische Armee gegen die vorige nicht wieder. Es ist kein Leben unter Generals und Offiziers. Alles läßt den Kopf hängen, und es ist in keinem Stücke die mindeste Ordnung.

Trotz dieser Uebelstände, und trotz der allseitigen

---

1) Reimann p. 172, aus Henkel's militairischem Nachlasse.

Abneigung gegen den Krieg wären dennoch im nächsten Jahre die Feindseligkeiten wahrscheinlich mit größerem Nachdruck eröffnet worden, wenn nicht inzwischen Rußland und Frankreich zu vermittelndem Einschreiten sich hätten bewegen lassen. Schon zur Zeit als Thugut an den König abgeschickt wurde, suchte Maria Theresia durch ihre Tochter den Französischen Hof zu bewegen, eine Armee an die Grenze rücken zu lassen, oder wenigstens mittelst drohender Erklärungen den König von Preußen einzuschüchtern. Sie führte der Königin Marie Antoinette zu Gemüthe, daß eine feste Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich im Stande ist, die Ruhe in Europa dauernd zu sichern. — Die Französischen Minister stimmten darin bei, daß die Erhaltung des Friedens in Deutschland höchst erwünscht sei, weil Frankreich sich auf Seite der amerikanischen Colonien, d. h. feindlich zu England gestellt hatte, und alle Kräfte für den Seekrieg zusammenhalten mußte. Sie glaubten aber eben deshalb den König von Preußen nicht reizen zu müssen, und riethen der Kaiserin zur Nachgiebigkeit [1]).

Glücklicher als Maria Theresia mit ihren Anträgen in Paris, war Friedrich II. bei seinen Bestrebungen am Petersburger Hofe. Mit seinem praktisch politischen

---

[1]) Onno Klopp 427.

Scharfblick schlug er hier den rechten Weg ein, indem er seinen Einfluß bei der Pforte geltend machte und derselben vorstellte, daß es einer Begünstigung und Stärkung Oesterreichs gleich komme, wenn die Türken mit den Russen Krieg anfingen, und auf diese Art die letzteren hinderten, Oesterreichischen Eroberungsgelüsten in der Moldau und Walachei mit ihrer ganzen Macht entgegenzutreten. In der That zeigte der Sultan sich zum Frieden geneigt, und erleichterte dadurch der Kaiserin Katharina die Einmischung in die deutschen Angelegenheiten; sie konnte jetzt für ihren Alliirten, den König von Preußen, eintreten und denselben nöthigen Falls durch Hilfstruppen unterstützen. Wirklich erließ sie im October 1778 eine Erklärung, in welcher sie der Kaiserin-Königin rieth, den Bairischen Erbfolgestreit nach den Satzungen des Reiches gütlich auszugleichen, — wo nicht, würde Rußland sich in den deutschen Krieg einmischen und die Interessen der Fürsten, die Katharinas Beistand angerufen hätten (Preußens und Sachsens), vertreten müssen [1]).

Maria Theresia war durch diese Mittheilung schmerzlich betroffen: „Die Nachrichten aus Rußland sind die schlimmsten, die aus Frankreich die schwächsten!" schrieb sie an ihren Sohn. Kam es dazu, daß Rußland sich

---

[1]) Bei Reimann 183. Vollständige Sammlung V. 44.

durch thätigen Beistand an Preußens Seite stellte, so war an Widerstand gegen diese vereinigten Mächte nicht zu denken.

Da entschloß die bedrängte Fürstin sich zu einem nochmaligen Hilferuf an Rußland und Frankreich zugleich. Beide Mächte, bat sie, möchten die Mittel angeben, durch welche der Friede schleunigst wiederhergestellt werden könnte, und für baldmöglichstes Zustandekommen eines Waffenstillstandes Sorge tragen. Willig unterzogen sich die so Angerufenen dieser ihrem Stolze schmeichelnden Vermittlerrolle. Die Hauptsachen waren im Großen nicht schwer festzustellen. „Franzosen und Russen," schreibt Friedrich II. am 11. Dezember 1778 an seinen Bruder, „kommen dahin überein, daß man dem Kaiserhofe, um seine Würde zu retten, ein kleines Stück von Baiern zugestehen und zur Herausgabe des Uebrigen nöthigen muß[1])."

Katharina beauftragte den Fürsten Repnin, der um die Mitte Dezembers in Berlin eintraf; Ludwig XVI. seinen Gesandten in Wien, den Baron Breteuil, mit der Unterhandlung. Schon am 28. Dezember waren die Grundlagen eines allgemeinen Friedens entworfen: Oesterreich behielt einen Baierischen District, Preußens Recht, die Fränkischen Herzogthümer mit der Krone zu vereinigen, wird anerkannt, Sachsen und Mecklenburg

---

[1]) Reimann 196.

werden entschädigt. Die weiteren Verhandlungen hatten sich demnach nur mit der Abgrenzung jenes Bairischen Districts, und mit der Höhe dieser Entschädigungen zu beschäftigen. Friedrich II. machte für sich weiter keine Ansprüche, und scheint die Verwirklichung seiner Absichten auf die Sächsische Lausitz für eine gelegenere Zeit zurückgestellt zu haben, wo ihm Baireuth und Anspach ein passendes Tauschobject bieten würden. Er erklärte sich mit dem Bewußtsein zufrieden, die Oesterreicher gezwungen zu haben, dasjenige wieder herauszugeben, was sie ohne Recht in Besitz genommen [1]).

So lange noch kein Waffenstillstand, viel weniger der förmliche Frieden abgeschlossen war, hatte der kleine Krieg seinen Fortgang. In der Aussicht, daß 1779 beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten, nicht sowohl Böhmen als vielmehr Oesterreichisch-Schlesien und Mähren den Kampfplatz hergeben würden, hatte ein Preußisches Corps die Oesterreicher aus Jägerndorf verjagt, und daselbst Winterquartiere bezogen, welche man durch Befestigung der Stadt und der umliegenden Höhen gegen Angriffe sicher zu stellen suchte. Dennoch wurden die Truppen daselbst fortwährend beunruhigt, wodurch General Wunsch sich veranlaßt sah, am 8. Januar 1779 von Glatz aufzubrechen, um die Oesterreicher zurückzutreiben. Das mißlang jedoch,

---

[1]) Schöning 264. Bei Reimann 208.

weil die Oesterreicher die engen unwegsamen Durchlässe mittelst Gräben und Verhauen gesperrt und durch leichte Truppen besetzt hatten. Wunsch mußte am 16. unverrichteter Sache zurückkehren. Die Oesterreicher, hierdurch kühn gemacht, rückten in zwei Abtheilungen über Nachod und Reinerz gegen Glatz vor, nahmen in Oberschwedeldorf den Prinzen von Hessen-Philippsthal mit einem großen Theil seines Regiments gefangen, und verbrannten sogar ein zu den Festungswerken von Glatz gehöriges Blockhaus. Nachdem jedoch der König von Breslau aus Verstärkungen gesendet hatte, zogen sie sich in's Böhmische zurück, und wurden daselbst von dem General Möllendorf so lange festgehalten, bis der Frieden zuletzt diesen und ähnlichen erfolglosen Kämpfen ein Ende machte [1]). Im Kleinen wurde dadurch noch Unheil genug angerichtet, und namentlich in der Grafschaft Glatz viele Häuser in den Dörfern und kleinen Städten zerstört [2]). Als der König bei seiner Bereisung der Gegend im März diese Verwüstungen sah, schrieb er seinem Bruder: „Ich bin so erbittert auf die ganze Brut, daß ich mein Leben darum gäbe, wenn ich mich nur ordentlich an ihnen rächen könnte!"

---

[1]) Oeuvres VI. 169. Möllendorf erhielt auf Verwendung des Prinzen Heinrich den schwarzen Adlerorden.

[2]) Neustadt in Oberschlesien wurde bombardirt und fast ganz zusammengeschossen.

Die Friedensverhandlungen nahmen während dessen ihren Fortgang. In einer von ihm selbst als Ultimatum bezeichneten Erklärung hatte Friedrich II. die oft erwähnten Preußischen Forderungen mit einigen Zusätzen wiederholt. (10. Februar 1779.) Er sprach aus, daß er den beabsichtigten Austausch der Herzogthümer gegen die Lausitz fallen lasse. Auch den Ansprüchen auf Jülich und Berg wollte er nochmals feierlich entsagen, jedoch nicht unter französischer Garantie, sondern vermöge besonderen Vertrages zwischen ihm und dem Kurfürsten von der Pfalz. Wegen der Mecklenburgischen und Sächsischen Entschädigungsansprüche möchten die vermittelnden Mächte das Nähere festsetzen. Am 10. März trat die Friedenscommission in Teschen förmlich zusammen [1]), nachdem die Feindseligkeiten für die verschiedenen Armeen wenige Tage vorher durch Waffenstillstand beendet waren. Allein es dauerte noch bis zum 13. Mai bevor die Unterzeichnung der eigentlichen Friedensurkunde erfolgen konnte. Die Verzögerung entstand eines Theils durch die Verhandlungen über

---

[1]) Bei demselben waren die vermittelnden Mächte Rußland und Frankreich durch Repnin und Breteuil, Preußen durch Baron Riedesel, Oesterreich durch den Grafen Cobenzl vertreten. Für Kurpfalz erschien Graf Törring-Seefeld, für Zweibrücken v. Hofenfels, für Sachsen Graf Zinzendorf. — Vergleiche: Der Teschnische Friedensschluß von 1779, von Joh. Jac. Moser. Frankfurt a./M. 1779.

die genaue Bestimmung des Bairischen Gebietes, welches Oesterreich behalten sollte. Man einigte sich über den District zwischen Donau, Inn und Salza, welcher zu der sogenannten Generalität Burghausen gehört, — andern Theils aber, und hauptsächlich war es der Kurfürst von der Pfalz, welcher den Abschluß dadurch hinzog, daß er sich durchaus nicht zur Zahlung der 4 Millionen Thaler verstehen wollte, die Sachsen für seine Ansprüche erhalten sollte. Er berief sich auf einen von der Mutter Friedrich Augusts im Jahre 1747 ausgestellten Verzicht, in welchem sie sich aller Erbansprüche zu Gunsten ihres Bruders Maximilian Joseph begeben hatte. Die Worte dieser Urkunde ließen jedoch eine verschiedene Deutung zu, so daß man noch lange darüber hätte disputiren könne, wenn nicht zuletzt Carl Theodor durch die fast drohenden Erklärungen der Vermittelungsmächte zur Nachgiebigkeit bewogen worden wäre. Er mußte die vier Millionen bewilligen, obgleich er zuerst nur 250,000 geboten hatte, und sich den Rest allmählich höchst widerwillig abdringen ließ. Sein fast lächerlicher Zorn traf seitdem den König von Preußen, dem er doch zum größten Danke verpflichtet gewesen wäre. „Der Kurfürst v. d. Pfalz," schreibt Friedrich „thut mir die Ehre an sehr böse auf mich zu sein, weil es mir gelungen ist ihn in den Wiederbesitz seiner entrissenen Länder zu setzen, was freilich eine

große Anmaßung von mir war[1])." Preußen erhielt in diesem Frieden nichts als das Zugeständniß Oesterreichs, sich dem bevorstehenden Heimfall von Anspach und Baireuth nicht zu widersetzen. Baiern wurde von dem Vertrage vom 3. Januar 1778 entbunden, Maria Theresia erkennt die Rechte des Kurfürsten auf die Verlassenschaft seines Oheims an, und verleiht ihm die Böhmischen Lehen in der Art, wie Letzterer sie besessen. Die erledigten Reichslehen in Baiern und Schwaben wird der Kaiser ihm übertragen. Oesterreich behält das Innviertel, mit Sachsen werden außer der Zahlung jener vier Millionen Thaler noch alle Streitigkeiten über die Schönburg'schen Besitzungen ausgeglichen, und Mecklenburg bekommt das jus de non appellando. — Kaiser und Reich traten diesem Frieden bei.

Der Krieg, der nun zu Ende war, ist bis auf den heutigen Tag in den Augen der Menschen mit einer gewissen Lächerlichkeit behaftet, weil die erzielten Erfolge mit den aufgewendeten großen Mitteln nicht im Verhältniß zu stehen schienen. In Preußen nannte man ihn den Kartoffelkrieg, in Süddeutschland den Zwetschkenrummel. Friedrich selbst schreibt in diesem Sinne[2]):

---

[1]) Oeuvres XXIV. 322.

[2]) Bereits am 25. Februar an de Catt. Oeuvres XXIV. p. 28.

„Ich glaube wohl, daß alle Welt sich über den Frieden freut; denn Bauer, Bürger und Edelmann haben nur Verluste, so lange der Krieg dauert. Aber dieser ganze Krieg und dieser Friede sind nur eine Erbärmlichkeit; das Werk eines matten Greises ohne Kraft und Schwung. Oft habe ich mir Boileau's Verse vorgesagt:

Unglücklicher, laß nur den alten Gaul in Ruh!
Wird seine schwache Kraft gewaltsam angespannt,
So stürzt er hin und wirft den Reiter in den Sand."

Neunundzwanzig Millionen Thaler hatte der König geopfert, ohne die Erstattung dieser Kriegskosten zu verlangen oder zu erhalten. Die Armee büßte durch den Krieg fast ebensoviel Leute ein, als wären große Schlachten geschlagen worden. Auch der Geist der Truppen hatte gelitten. Dem ganzen Lande erwuchs eine lästige Beschwerde dadurch, daß nach dem Frieden die angeworbenen Freicorps in ebenso unbarmherziger Weise wie 1763 entlassen wurden, deren Mannschaften nun als ein Schwarm hungernder Bettler umherirrten. Dennoch ist der Erfolg, den der König erreicht hatte, nicht gering anzuschlagen. Es war der vierte Krieg, den er seit dem Beginne seiner Regierung gegen Oesterreich führte, und zum vierten Male hatte er dieser Macht gegenüber seinen Willen durchgesetzt und dieselbe gehindert, sich in Deutschland nach demselben Verhält-

nisse zu vergrößern, wie er selbst es durch den Erwerb der Provinz Schlesien gethan. Das Schlimme bei der Sache war nur, daß Rußland und Frankreich die ihnen angetragene Vermittelung des Friedens in solcher Weise üben durften, daß sie allerdings behaupten konnten, sie hätten denselben dictirt. War es doch sowohl Rußlands als Frankreichs eigenstes Interesse, welches sie so geneigt machte, den Krieg in Deutschland aus der Welt zu schaffen. Noch mehr! Der Teschner Frieden nimmt ausdrücklich auf den Westphälischen Frieden Bezug und bestätigt denselben von Neuem. Dadurch war nun Rußland in die Zahl der Gewährleister desselben eingetreten, und hatte die seit Peter des Großen Zeiten ersehnte Handhabe für die Einmischung in deutsche Angelegenheiten erlangt. Der Vorwurf, den man deswegen gegen Friedrich den Großen erhoben hat, ist nicht abzuweisen, nur darf man die Vorgänge von 1779 nicht aus dem Standpunkt von 1866 beurtheilen! Damals war Deutschland so weit davon entfernt, sich auf dem Wege zu einer staatlichen Einigung zu finden, daß es vielmehr umgekehrt einer gänzlichen Zerrissenheit entgegenging. Während die alten Formen des Reiches und die einzelnen kleinen Staatengruppen innerhalb desselben von Tag zu Tag tiefer verfielen, waren jene neuen Kräfte emporgewachsen, von denen fortan die Macht und die politische Entwickelung Deutschlands

bestimmt wurde[1]). Rücksichtnahme auf die Reichsinteressen, wo dieselben mit den eigenen Landesinteressen im Widerstreit lagen, konnte deshalb von keinem der größeren Fürsten weder gefordert noch erwartet werden. Ueberdies war Friedrich der Große durch die Stellung, die er sich erobert hatte, weit über seine Mitfürsten hinausgeschritten, ja er besaß wegen seines Feldherrngenies, und durch die allzeitige Schlagfertigkeit, die man ihm zutraute, fast schiedsrichterliche Gewalt in Europa. Aus diesem Gesichtspunkte schloß er seine Allianzen und führte seine Kriege. Aber ihn deshalb undeutsch zu nennen, ist keine Veranlassung. Denn, was man Deutschland und Deutsches Reich nannte, war so sehr zum blos geographischen Begriff geworden, daß es kaum mehr für anstößig galt, die Einmischung des Auslandes anzurufen[2]). Sicherlich würde er den Fremden nicht gestattet haben, zu Gunsten seiner Hausinteressen Stücke von dem großen Vaterlande loszureißen, — wie es die Habsburger gelitten, denen doch vermöge ihrer Kaiserwürde und des fast wie Hohn klingenden Titels „allzeit Mehrer des Reiches" die Bewahrung der deutschen Grenzen vor allen Dingen Pflicht gewesen wäre. Ja, man darf behaupten, daß kein anderer Deutscher Fürst so viel gethan hat als

[1]) Häusser, Deutsche Geschichte I. Ausgabe I. 168.

[2]) Häusser a. a. O. 169. Daselbst 197.

Friedrich der Große, um Deutschlands Selbstgefühl den Fremden gegenüber zu wecken. Bei Roßbach hat er ihnen die Wege gewiesen, zum Jubel der Mit- und Nachwelt, die noch heut nicht ohne erhebendes Gefühl den Namen dieser Schlacht nennen hört, obgleich seitdem die Tage von Leipzig und Belle-Alliance uns geleuchtet haben.

Fünftes Kapitel.

Politische Thätigkeit Friedrich's des Großen in seinen letzten Lebensjahren 1779—1786.

Das im Jahre 1764 geschlossene und später erneuerte Bündniß mit Rußland lief 1780 zu Ende. Friedrich bemühte sich eifrigst eine Verlängerung desselben zu bewirken; allein in Petersburg hatten sich die Absichten und Anschauungen wesentlich geändert. Katharina, bei ihren Unternehmungen vom Glück überall begünstigt, verstieg sich zu immer weiter aussehenden Plänen, und hatte im Stillen nichts geringeres im Sinne als die völlige Unterwerfung der Türkei, auf deren Trümmern sei das alte byzantinische Reich wieder herzustellen, und in eine Sekundogenitur ihres Hauses zu verwandeln hoffte. Es gilt für ausgemacht, daß sie mit Rücksicht auf diese Pläne ihrem 1779 geborenen Enkelsohn den Namen

Constantin beilegte. Für solche weitgreifende Entwürfe schien Oesterreichs Bundesgenossenschaft wirksamer und wünschenswerther als die Preußische Allianz. Konnte man sich mit dem Kaiser verständigen, und den ehrgeizigen Joseph II. dahin bringen, daß er, entsprechend den Russischen Entwürfen seinerseits den Gedanken aufnahm, das Abendländische Kaiserthum gleichzeitig mit jenen russisch-morgenländischen wieder aufzurichten, so hatte man im Osten freie Hand.

Diesen Verwickelungen suchte Friedrich der Große durch seinen Gesandten Graf Görtz entgegenzuarbeiten, und beschloß außerdem den Thronfolger Friedrich Wilhelm im Herbste 1780 nach Petersburg zu schicken, um durch dessen persönlichen Einfluß die Kaiserin für Preußens Absichten günstig zu stimmen. Dem kam aber Joseph II. zuvor. Er begab sich zu einer Zusammenkunft mit Katharina nach Mohilew am Dniepr (25. Mai 1780), verweilte dort längere Zeit und begleitete die Kaiserin, die er in hohem Grade für sich einzunehmen verstand, nach Petersburg. Zwar vermied Katharina[1]) persönlich jedes eingehende politische Gespräch, allein sie ward nicht müde immer von Neuem, wie im Scherze, auf ihre großen Projecte anzuspielen.

---

[1]) Durch den 3. Band von Arneth's Briefwechsel Joseph's II. mit Maria Theresia, und die ganz kürzlich erschienene Correspondenz zwischen Joseph II. und Katharina ist vieles Einzelne bei diesen Vorgängen erst jetzt klar geworden.

Am 18. Juli schreibt Joseph geradezu an seine Mutter [1]): „Man will uns Italien geben um mit der Türkei nach Belieben verfahren zu können. Ich erwiderte, daß wir keine Eroberungen wollten, aber auch dem Könige von Preußen keine Vergrößerung oder Arrondirung gestatten würden. Uebrigens verlasse ich mich nicht im mindesten auf die Aufrichtigkeit dieser Leute." Dennoch war der bevorstehende Abschluß eines Russisch-Oesterreichischen Bündnisses, und die Nichtverlängerung des Preußischen Allianzvertrages bald zwischen beiden Monarchen ausgemacht. Joseph verstand es außerdem, durch geschickte gelegentlich hingeworfene Aeußerungen der Kaiserin im Voraus eine unvortheilhafte Meinung von dem Preußischen Thronfolger beizubringen, so daß derselben der bevorstehende Besuch des Prinzen als ein nicht sehr erwünschtes Ereigniß erschien [2]); weshalb auch der Minister Panin, welcher bis zum letzten Augenblick seiner Amtsführung die festeste Stütze für die Preußischen Interessen blieb, gradezu den Rath ertheilte, den Besuch gar nicht stattfinden zu lassen [3]). Derselbe fand dennoch statt, erwies sich aber, wie nach diesen Vorgängen nicht anders zu erwarten war, als ein Miß-

---

1) Arneth III. 288.

2) Arneth III. 319, wo Katharina in sehr zweideutigen Ausdrücken von dem Prinzen spricht.

3) Dohm's Denkwürdigkeiten II. XVIII.

griff, denn obgleich der Prinz sich einige der Russischen Großen zu Freunden machte, so scheint er der Kaiserin selbst persönlich gradezu unangenehm gewesen zu sein. Man nöthigte ihn sogar in höflicher Form früher abzureisen als ursprünglich beabsichtigt war, und schnitt ihm dadurch die Theilnahme an den Geburtstagsfeierlichkeiten der Großfürstin Thronfolger (25. October) ab, auf die er sich sehr gefreut hatte [1]); und gerade mit dem Großfürsten Paul und dessen Gemahlin hatte Joseph II. ein wie es scheint wirklich inniges und herzliches Freundschaftsverhältniß geknüpft, so daß auch von dieser Seite her den noch vorhandenen Neigungen der Kaiserin für den König von Preußen entgegengearbeitet wurde. Dieser Sieg des Oesterreichischen Einflusses über den Preußischen mußte natürlich den alten Widerwillen beider Mächte gegen einander noch verschärfen.

Bis jetzt hatte Maria Theresias Friedensliebe den gewaltsam strebenden Ehrgeiz ihres Sohnes noch einigermaßen in Schranken gehalten. Am 29. November 1780 endete die schicksalsvolle Laufbahn der trefflichen Fürstin. Ihr Tod war edel und erhebend, wie ihr ganzes Leben. Ein Brustleiden raffte sie nach kurzer Krankheit hinweg. Als sie den letzten Augenblick nahe fühlte, lehnte sie das Haupt an die Polster des Sessels — sie konnte wegen Athembeschwerden in liegender

---

[1]) Daselbst XX.

Stellung nicht ausharren — und schien einzuschlummern. Eine ihrer Damen rückte die Kissen zurecht, und fragte, ob die Kaiserin schlafen wolle? „Nein," antwortete die Sterbende „Ich könnte schlummern, aber ich will nicht. Der Tod naht heran. Seit den funfzehn Jahren meines Wittwenstandes habe ich mich für diesen Augenblick vorbereitet; er soll mich wachend finden!" Wenige Minuten darauf war sie hinübergegangen [1]).

Joseph II. begann sofort seiner unruhigen Vielgeschäftigkeit freien Lauf zu lassen. Was er im Innern seiner Staaten vornahm, und wie er durch Uebereilung alles verdarb, was er zum Theil in bester Meinung und in großartigster Weise begann, und auf diese Weise Friedrichs Urtheil rechtfertigte, daß er stets den zweiten Schritt thue, bevor er den ersten gethan, — das gehört nicht in den Rahmen unserer Erzählung. Aber auch nach außenhin machte sich seine rücksichtslose Thätigkeit den Nachbarn bald in widerwärtigster Weise fühlbar. Alte längst verschollene kaiserliche Gerechtsame suchte er wiederherzustellen, und erregte dadurch den Haß und die Feindschaft der Reichsstände. Anmaßungen der Gerichtsbarkeit, Ausweisung des liederlichen Gesindels aus Wien, wobei namentlich Baiern mit einer wahren

---

[1]) Carlyle XIII. 305 aus Hormayr, Oesterreichischer Plutarch IV. II. 94.

Landplage gar arg überschwemmt wurde, Versuche aller Art, namentlich gegen die kleinen machtlosen deutschen Fürsten mit Drohungen und Gewalt einzuschreiten, entfremdeten ihm seine natürlichsten Verbündeten [1]). Auch unmittelbar mit Preußen kam der Kaiser durch dergleichen kleinliche Maßregeln in Conflict, indem er das alte Recht wieder hervorsuchte, Panisbriefe an Klöster zu erlassen, durch welche dieselben genöthigt wurden beliebige ihnen überwiesene Personen zu beköstigen und zu bekleiden. Als er das auch bei einigen innerhalb des Preußischen Gebiets gelegenen Stiftern versuchte, erfuhr er von Friedrich dem Großen die entschiedenste Zurückweisung. Der König nannte das ein ebenso unerhörtes als befremdendes Verfahren [2]), und verbot den betreffenden Vorstehern der geistlichen Anstalten, der kaiserlichen Zumuthung Folge zu geben. Bedeutsamer als diese kleinlichen Neckereien war es, daß der Kaiser die alten Oesterreichischen Absichten auf den Besitz Baierns keinesweges aufgegeben hatte, sondern nunmehr unter Begünstigung des Russischen Einflusses, den Herzog von Zweibrücken zu einem Tauschvertrage zu bewegen suchte, kraft dessen nach Carl Theodors Ableben der größte Theil der Baierischen Erblande an Oesterreich übergehen, der Kurfürst von der Pfalz aber dafür die Oesterreichischen Niederlande, mit Ausschluß von Luxem-

---

1) Häusser I. 202. 2) Bei Preuß IV. 159.

burg und Namur, unter dem Titel eines Burgundischen Königreichs erhalten sollte. Der Einwilligung von Kurpfalz behauptete Joseph bereits versichert zu sein, was wohl glaublich scheint, da dieser Fürst, selbst ohne männliche Nachkommenschaft, und nur auf die Versorgung seiner Bastarde bedacht, wenig Interesse für seine Agnaten hatte. Der bereits erwähnte Graf Romanzoff, welcher unter dem Titel eines Gesandten beim oberrheinischen Kreise die Agenten- und Spiondienste für seine Kaiserin besorgte, übernahm es, den Herzog von Zweibrücken zu bewegen, daß er in den Tausch willige, und sich sein Erbrecht abkaufen lasse. Man stellte ihm trüglicher Weise vor, Rußland und Frankreich seien mit dem Tausche einverstanden und würden für die Ausführung desselben Gewähr leisten. Carl Theodor habe sich ebenfalls bereit erkärt. Dennoch weigerte sich der Herzog. Er schlug denselben Weg ein, wie früher die Herzogin Maria Anna. Er wandte sich unmittelbar an Friedrich den Großen, meldete demselben am 3. Januar 1785 diese Vorgänge, und bat, auch jetzt die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, welches er durch den Bairischen Erbfolgekrieg schon Einmal gerettet hätte.

Dieser Hilferuf brachte einen Plan zur Reife, mit dem man sich bereits längere Zeit in Berlin und an verschiedenen Deutschen Höfen beschäftigt hatte.

Das eigenmächtige Vorgehen des Kaisers gegen eine Anzahl von geistlichen und weltlichen Fürsten hatte im ganzen Reiche das Gefühl der Unsicherheit, und bei jedem Einzelnen die Besorgniß hervorgerufen, daß die Reihe nächstens auch an ihn kommen könnte. War doch sogar die Rede davon, daß Joseph mit Würtemberg einen ähnlichen Ländertausch wie mit Baiern im Sinne habe. Um nichts Geringeres schien es sich zu handeln, als ganz Süddeutschland, bis zur Französischen Grenze hin, der unmittelbaren Herrschaft Oesterreichs zu unterwerfen; oder, wo das sogleich noch nicht ausführbar war, wenigstens für die Zukunft den Besitz anzubahnen, indem man die wichtigsten Bischofssitze am Rhein und in Westphalen einem Oesterreichischen Erzherzoge zuwandte. Unter solchen Umständen mußte von selbst den Deutschen Fürsten die Nothwendigkeit eines engen Zusammenhaltens zum Schutz gegen Oesterreichische Anmaßung und Begehrlichkeit klar werden. Schon 1742 hatte Friedrich der Große dahin gearbeitet, eine Fürstenverbindung zum Schutz des Baierischen Kaisers Carl VII. in's Leben zu rufen, dessen Wahl ja an sich schon eine Demonstration gegen Oesterreich war. Als das damals nicht gelang, wiederholte er den Versuch im folgenden Jahre, jedoch ohne besseren Erfolg, weil die Angesprochenen von ihm Subsidien verlangten, die er nicht gewähren konnte und wollte. Im Mai 1744

war wenigstens die Frankfurter Union zwischen Preußen, Kurpfalz und Hessen-Kassel zu Stande gekommen, welche sich durch den Beitritt anderer Reichsfürsten noch erweitert haben würde, wenn nicht durch den Tod Carls VII. ein gänzlicher Umschwung der politischen Verhältnisse eingetreten wäre. Seitdem waren vierzig Jahre vergangen, als der König, durch seine eigene Lage gedrängt, diese Pläne wieder aufnahm. Nach dem Aufhören der russischen Allianz war Preußen von allen Seiten isolirt. Mit Oesterreich in geheimer, mit England in fast offener Feindschaft, ohne Verlaß auf Frankreich, welches theils das Versailler Bündniß mit Oesterreich noch keineswegs förmlich gelöst hatte, theils auch selbst in einem Zustande der Schwäche und der Gährung sich befand, daß es mit seinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun hatte, war der König darauf hingewiesen, sich im Deutschen Reiche Verbündete zu suchen. Preußens politische Vereinsamung empfand er als ein großes Uebel, was er wiederholt seinen Ministern gegenüber offen aussprach. War es ihm auch gelungen, des Kaisers Absichten auf Baiern durch den Krieg von 1778/79 zu vereiteln, so hatte er doch nicht verhüten können, daß der Erzherzog Maximilian die Anwartschaft auf das Kurfürstenthum Köln und das Bisthum Münster erwarb. 1783 äußerte er gegen den Herzog von Braunschweig: Es möchte wohl an der Zeit sein,

einen Bund wie den einstigen Schmalkaldischen zu schließen [1]).

Die gleichen Verhältnisse hatten, ganz unabhängig von diesem Gedanken Friedrich's des Großen, ähnliche Erwägungen bei vielen Deutschen Fürsten veranlaßt. Markgraf Carl Friedrich von Baden regte zuerst im Stillen die Frage an, ob nicht die Häuser Sachsen, Braunschweig, Hessen und Holstein sich zum Schutz der Reichsverfassung verbinden, die Kurfürsten dann zu gleichem Zwecke zusammentreten, und alle miteinander alsdann eine große Deutsche Union bilden könnten, um die Deutsche Freiheit (selbstredend nicht die Freiheit des Volkes, sondern der kleinen Dynastien) dem Kaiser gegenüber zu schützen. Die Erwiderungen auf die dahin lautenden Anfragen waren zwar nicht ablehnend, aber doch vorsichtig zögernd. Der Herzog von Braunschweig theilte den Entwurf dem Minister Herzberg, nicht aber dem Könige Friedrich II. mit, und auch Herzberg setzte nur den Prinzen von Preußen in Kenntniß. Es war im Januar 1784, also zu einer Zeit, wo ein Thronwechsel in Preußen in naher Aussicht stand. Man ertheilte, gleichsam hinter dem Rücken Friedrich's des Großen, die Antwort, daß es sich empfehlen würde,

---

[1]) Ueber den Fürstenbund: W. A. Schmidt, Geschichte der Preußisch-Deutschen Unionsbestrebungen. 1851. Dohm's Denkwürdigkeiten, 3. Band. Wir folgen hier hauptsächlich Häusser's lichtvoller Darstellung, Band I. 204—246.

zunächst ein ganz geheimes Bündniß zwischen wenigen patriotischen Fürsten zu errichten, die sich ganz auf einander verlassen könnten. Bräche etwa ein Türkenkrieg aus, oder gelange Zweibrücken nach Carl Theodor's Tode zur Kurwürde, oder trete in Preußen eine Veränderung ein, so wäre der Zeitpunkt für eine größere Verbindung gekommen.

Zu einer Zögerung rieth auch der Zweibrückische Minister Hofenfels bei den mit Herzberg darüber gehaltenen Besprechungen. In der Denkschrift, die er deshalb ausarbeitete, ist besonders der Satz wohlthuend, daß eine kleine Union Deutscher Fürsten, die sich an das Ausland wenden müßte, nur zur Schwächung Deutschlands beitragen und den ehrgeizigen Absichten, z. B. Frankreichs, Vorschub leisten würde.

Waren die bisher angedeuteten Entwürfe hauptsächlich von den protestantischen Reichsständen ausgegangen, so hatten die katholischen nicht minder Ursache gegen Oesterreich mißtrauisch zu sein. Joseph hatte sich gegen mehrere Kirchenfürsten, namentlich gegen die Bischöfe von Passau und Salzburg Eingriffe erlaubt, welche zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gaben. Es soll deshalb auch bei dem Kurfürsten von Mainz in einer Zusammenkunft katholischer Reichsstände von einem Bündnisse die Rede gewesen sein, welches sich natürlich nicht an Preußen anlehnen, sondern den Schutz des katholischen Frankreichs suchen wollte.

Ohne von den Unterhandlungen, welche Herzberg mit den deutschen Fürsten führte, Kenntniß zu haben, drängte der König seinen Minister stets von Neuem, Schritte zu thun, um einen Bund, wie er ihn in's Auge gefaßt, wenigstens vorzubereiten. Es wurden deshalb Instruktionen an die Preußischen Gesandten bei den Deutschen Höfen erlassen, doch waren die Antworten, die man namentlich von den mächtigsten unter ihnen, von Hannover und Sachsen erhielt, immer noch ausweichend. Da Herzberg aber, im Einverständniß mit dem Prinzen von Preußen, die Angelegenheit, welche der König dringend zu beschleunigen wünschte, durchaus in die Länge ziehen wollte, so verging mit Unterhandlungen die Zeit so lange, bis der erwähnte Brief des Herzogs von Zweibrücken in Berlin eintraf. Nun war es unwidersprechlich klar, daß des Kaisers gefährliche Entwürfe die schnellsten Gegenmaßregeln erheischten. Das Gleichgewicht von Deutschland nicht nur, sondern von ganz Europa schien bedroht, wenn Oesterreich durch den beabsichtigten Ländertausch die angestrebte Ausdehnung seiner deutschen Besitzungen durchsetzte. Der König erließ einen feierlichen Protest gegen diese Absicht, und die Folge davon war, daß der Kaiser und Carl Theodor den ganzen Tauschplan in Abrede stellten. Auch die Kaiserin Katharina, welche der Herzog von Zweibrücken als Gewährleisterin des Teschner Friedens anrief, erklärte durch ihren Gesandten in Berlin: daß

sie diesen Tauschhandel, der ihr für beide Theile vortheilhaft geschienen, dem Herzoge nur in der Voraussetzung zu genehmigen angerathen, daß derselbe mit der freien Einwilligung aller Theile vor sich gehe, und daß die Weigerung des muthmaßlichen Erben der bairischen Kur hinreiche um den ganzen Plan hinfällig zu machen [1]). Von Frankreich gingen ähnliche Erklärungen ein.

Waren hierdurch nun auch für's erste Joseph's Absichten vereitelt, so konnten doch die Ursachen zu gerechtem Mißtrauen um so weniger für beseitigt gelten, als der Kaiser die Erklärung verweigerte, daß er ein für alle Mal auf die Erwerbung Baierns verzichten wolle.

Durch die Gesammtheit dieser Vorgänge war den Deutschen Fürsten die Nothwendigkeit einer engeren Verbindung so klar geworden, daß der Abschluß einer solchen verhältnißmäßig schnell und leicht erfolgen konnte. — In einem merkwürdigen Schriftstücke hatte Friedrich der Große bereits am 24. October 1784 seinen Ministern die Grundsätze auseinandergesetzt, die er befolgt wissen wollte. „Die Ligue," sagte er [2]), „soll kein Trutzbündniß sein, sondern nur die Rechte der Deutschen Fürsten bewahren, wie sie durch altes Her-

---

1) Herzberg, Recueil II. 1789, p. 320. Bei Preuß IV. 162. Dohm's Denkwürdigkeiten III. 68.

2) Herzberg, Recueil II. 364.

kommen und durch die goldne Bulle feststeht. — — Wir wollen verhindern, daß nicht einst ein herrschsüchtiger Kaiser die Deutsche Verfassung umstürzt. Wenn man sich nicht bei Zeiten vorsieht, so wird der Kaiser alle seine Vettern mit Deutschen Bisthümern und Abteien versorgen, und dadurch zugleich auf allen Reichstagen über die Mehrheit der Stimmen gebieten. Wie hiernach die geistlichen Fürsten, so haben nicht minder die weltlichen ein Interesse dem Bunde beizutreten, der den Kaiser bei solchen Absichten hemmen soll, wie er sie neulich in Baiern verwirklichen wollte. Ferner müssen Maßregeln getroffen werden, um den Reichstag in Regensburg und das Kammergericht in Wetzlar gegen des Kaisers Eigenmacht zu schützen. Diese Interessen sind allen Fürsten gemeinsam, denn wenn sich erst einige von ihnen niedertreten lassen, so kommt die Reihe zuletzt auch an die Größten und Stärksten; denn diese werden nur die Begünstigung des Ulysses in Polyphem's Höhle haben, zuletzt aufgefressen zu werden u. s. w."

Herzberg und Finkenstein arbeiteten nach diesen Ideen den Entwurf der Bundesverfassung aus.

In Oesterreich ließ man, sobald von diesen Vorgängen etwas laut geworden war, es an beruhigenden Vorstellungen nicht fehlen, und äußerte sich anscheinend tief gekränkt, weil man ein friedliches Tauschgeschäft wie einen Angriff auf die Unabhängigkeit der Reichs-

fürsten betrachtete. Diese Erklärungen machten jedoch selbstredend keinen Eindruck.

Schon am 29. Juni 1785 konnten in Berlin die Conferenzen beginnen, zu welchen von Kursachsen der Graf Zinzendorf, von Hannover Graf Beulwitz sich eingestellt hatten. Am 23. Juli konnte dem Könige bereits der vereinbarte Entwurf eines Tractats vorgelegt werden, auf dessen Wortlaut Hannover im mildernden Sinne eingewirkt hatte [1]).

Den vertragschließenden Mächten schloß sich bald eine ganze Reihe anderer Deutscher Fürsten an. Herzog Carl von Zweibrücken und sein Bruder Maximilian traten durch Accessionsnote vom 4. October bei. Der Kurfürst von Mainz am 18. October. An diesen war deshalb der Freiherr v. Stein, damals Bergrath in der Grafschaft Mark (geb. 1756), abgesandt worden, welcher wegen seiner Familienverbindungen in dortiger Gegend, und durch die hohen Fähigkeiten, die derselbe schon damals zu erkennen gab, für die geeignete Persönlichkeit galt, um die schwierige Aufgabe zu lösen, den höchsten katholischen Reichsfürsten für den in seinen Hauptbestandtheilen protestantischen Bund anzuwerben, was ihm auch glücklich gelang. Ferner schlossen sich an: Der treffliche Markgraf Friedrich von Baden, die Fürsten

[1]) Der Text des Tractats und der ihm angehängten geheimen und geheimsten Artikel bei Dohm III. 185—219.

von Anhalt-Dessau, Cöthen und Bernburg (Zerbst hatte man in Betracht der Russischen Verwandtschaft nicht erst aufgefordert). Seinen Beitritt verzögerte der Landgraf von Hessen-Cassel, der persönlich gegen Friedrich den Großen erbittert war, weil derselbe ihm nicht zur Erlangung einer neunten Kurwürde behilflich sein wollte; doch besann auch er sich nach einiger Zeit. Anspach, Braunschweig, Mecklenburg und noch verschiedene kleine Fürsten folgten demnächst[1]).

Auf den Inhalt der 11 Artikel des Tractats im Einzelnen einzugehen, ist, da wir die vom Könige aufgestellten Grundzüge kennen, nicht erforderlich. Der Hauptzweck war die Erhaltung der bestehenden Reichsverfassung zum Schutz der kleinen Souverainitäten, die der Westphälische Friede dem Einfluß der kaiserlichen Macht in hohem Maße entzogen hatte. Man versprach einander von allen wichtigen, hierauf bezüglichen Vorgängen in Kenntniß zu halten, und die Rechte eines jeden Reichsstandes gegen willkürliche Zumuthungen (wobei natürlich der Kaiser gemeint, aber nicht genannt wurde) durch alle gesetzlichen Mittel zu schützen. Ein geheimer Artikel war insbesondere gegen jeden Ländertausch und jede Säcularisation geistlicher Gebiete

---

[1]) Hessen-Darmstadt, welches vom Französischen Hofe abhängig war, trat nicht bei. Die meisten geistlichen Fürsten erklärten, neutral bleiben zu wollen.

gerichtet. Den Kernpunkt des Ganzen bildete aber der sogenannte „geheimste" Artikel, durch welchen Sachsen, Brandenburg und Hannover einander für den Fall, daß ein Eingriff in die Reichsverfassung durch friedliche Mittel nicht zu beseitigen wäre, bewaffneten Beistand in Höhe von je 12,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie zusicherten.

Dieser Fürstenbund machte seiner Zeit viel von sich reden und wurde in weitläufigen Schriften, je nach der Parteistellung der Verfasser, gepriesen und geschmäht. Für uns ist es heut zu Tage nicht leicht, die Bedeutung desselben gerecht zu würdigen, denn die Ansichten über das Heil des Vaterlandes, und über die Zukunft und Bestimmung Deutschlands im Europäischen Staatenverbande haben seitdem eine solche Umwandlung erfahren, daß man über die Grundsätze von Männern erstaunt, welche 1784 für hochpatriotisch galten. So spricht sich Dohm, welcher bei dem Zustandekommen des Vertrages im Auftrage des Königs nicht unwesentlich thätig gewesen ist[1]), etwa folgendermaßen aus: „Daß Frankreichs Macht gegen Oesterreich nicht zu sehr geschwächt werde, ist für das Gleichgewicht Europas von äußerster Wichtigkeit. Allen Mächten muß daran gelegen sein, daß Oesterreich durch den Besitz der Niederlande seine schwache Seite nicht verliere, und durch

---

[1]) Denkwürdigkeiten III. 251.

den Erwerb von Baiern nicht im Stande sei zu verhindern, daß Frankreich im Deutschen Reiche Alliirte habe. Diese Macht muß vielmehr, wenn sie als Gewährleisterin des Westphälischen Friedens auftreten will, mit Leichtigkeit bis in's Herz der Oesterreichischen Staaten vordringen können, — ein schon mehr als einmal entworfener und in der That sehr einfacher Plan, der bisher nicht durch die Stärke der Vertheidigung, sondern durch die Fehler der Angreifer mißglückt ist."

Das sind Anschauungen, wie sie heut zu Tage kaum ein Französischer Staatsmann im Interesse seiner Nation im Stillen hegen könnte, die aber selbst ein solcher sich scheuen würde offen auszusprechen. Man ersieht daraus die vollständige Umkehrung aller politischen Begriffe in Bezug auf Deutschlands Stellung in Europa, und das wird man sich immer vergegenwärtigen müssen, wenn von dem Deutschthum des vorigen Jahrhunderts, namentlich auch, wenn von der deutschen Gesinnung Friedrich des Großen die Rede ist. Hätte der König von Preußen, wie ihm das wohl untergeschoben ist, mit seinem Fürstenbunde etwas Höheres, vielleicht das Zusammenfassen der zersplitterten Kräfte des Reichs unter Preußischer Führung beabsichtigt, so wären keiner der kleinen Fürsten zum Anschluß an ein solches Bündniß zu bewegen gewesen. Dem durch und durch morschen, seinem Einsturze nahen Gebäude der alten Reichsverfassung konnte durch eine Reparatur

nicht mehr geholfen werden. Auch der Fürstenbund, wenn er jemals zur Wirksamkeit gekommen wäre, hätte nichts anders erreicht, als was seine klar ausgesprochene Absicht war, nämlich die Theilnehmer gegen Oesterreichische Uebergriffe und Eroberungsgelüste zu schützen. Aber auch dazu bot sich keine Gelegenheit, denn gar bald traten im Westen die gewaltigen Ereignisse ein, welche das gesammte Staatsrechtssystem Europas in tiefstem Grunde erschütterten und umgestalteten, und mit ihnen wurde auch jenes letzte Werk Friedrich des Großen spurlos von der Erde weggeschwemmt.

Es war übrigens dieser Fürstenbund keinesweges der einzige Gegenstand, welcher die politische Thätigkeit des greisen Königs während seiner letzten Lebensjahre in Anspruch nahm. Von jeher war es ihm unerträglich, seinen Willen gegen den Widerstand kleinerer und schwächerer Mächte nicht durchsetzen zu können. Der Aerger trieb ihn in solchen Fällen gar oft zur Ausübung einer kleinlichen Rache, welche mit seinem in so vieler Beziehung großartig angelegten Character im Widerspruch erschien. Der Fürst Sulkowsky im siebenjährigen Kriege, der unglückliche Trenk in seinem Gefängnisse hatte das zu erfahren. Jetzt fühlte er sich tief gekränkt, weil es bei der Theilung Polens ihm nicht gelungen war, das herrliche Danzig in seine Staaten einzuverleiben. Auf alle Weise suchte er die braven Bürger dieser Stadt, nach seinem eigenen Aus-

drucke, deshalb zu „chikaniren.“ Durch Anlegung von Zöllen, Einrichtung von Märkten vor ihren Thoren, suchte er den Wohlstand der blühenden Handelsstadt zu untergraben, ja er ging so weit, daß er befahl, um den Danzigern „biegsamere und gewierigere“ Gesinnungen beizubringen, ihnen das süße Wasser abzugraben, welches der Fluß Radaune der Stadt zuführte [1]). Die Danziger ertrugen das lange Zeit mit größter Ausdauer und Standhaftigkeit. Zuletzt aber ging ihnen die Geduld aus und sie ließen sich auch ihrerseits zu Gewaltmaßregeln fortreißen. Sie hielten 1783 einige Preußische Schiffe auf der Weichsel an, um das Stapelrecht [2]) geltend zu machen, welches sie zu besitzen behaupteten. Das veranlaßte den König zu militairischem Einschreiten, und da sich auf Anrufen der Danziger Rußland und Polen in diese Streitigkeiten mischten, so hätte es leicht zu einem förmlichen Kriege kommen können, wenn nicht ein in Warschau zusammengetretener Congreß von Abgesandten der betheiligten Mächte am 7. September 1784 einen Vergleich zu Stande gebracht hätte [3]), den die Danziger am 22. Februar 1785 feier-

---

1) Preuß, Urkundenbuch IV. 61 ff.

2) Das heißt: Das Recht, zu verlangen, daß alle vorbeigehenden Waaren ausgeladen und bei ihnen eine Zeitlang zum Verkauf aufgestellt werden mußten.

3) Herzberg, Recueil I. 444. Preuß IV. 133.

lich vollzogen. Die unangenehmen Streitigkeiten mit den Preußischen Zollbehörden dauerten aber dessenungeachtet fort, bis bei Gelegenheit der zweiten Theilung Polens Danzig zuletzt doch eine Preußische Stadt wurde.

Auch mit Holland gab es Streitigkeiten, bei denen der König sich jedoch auf gütliche Vorstellungen beschränkte, und die erst unter der folgenden Regierung, wie wir bald sehen werden, auf gewaltsame Weise zum Austrag gebracht wurden.

Erwähnenswerth ist an dieser Stelle noch der Handelsvertrag, welchen Friedrich der Große am 10. September 1785 zuerst unter allen Monarchen Europas mit den neuen amerikanischen Freistaaten durch seinen Gesandten im Haag abschloß. Nachdem in dem Frieden vom 3. September 1783 England die Unabhängigkeit seiner bisherigen Colonien anerkannt hatte, waren Franklin, Jefferson und Adams herübergekommen, um das Bündniß mit Frankreich fester zu knüpfen und zu versuchen, ob die anderen Staaten sich zum Abschluß von Handelsverträgen bereit finden ließen. Der König von Preußen war der Einzige, welcher schon damals auf diesen Wunsch einging, während die übrigen Staaten sich theils aus Rücksicht auf England, theils auch darum, weil sie der neuen Republik noch keinen sicheren Bestand zutrauten, ablehnend verhielten. Für Friedrich II. war aber außer den Vortheilen, welche er

sich für den Handel seines Landes versprach, vielleicht auch gerade die Gelegenheit erwünscht, das ihm verhaßte Londoner Cabinet zu ärgern. Merkwürdig ist der Inhalt des Vertrages, weil derselbe auf Grundsätzen beruht, die den Geist einer ganz neuen Zeit athmen. Denn nachdem beide Theile einander in Bezug auf ihren Handelsverkehr die Rechte der meistbegünstigten Nationen eingeräumt haben, werden für den Fall eines ausbrechenden Krieges Bestimmungen getroffen, welche an Menschlichkeit und edler Denkungsart alles übertreffen, was selbst heutzutage als geltend angenommen wird. Kriegsgefangene sollen in gesunden Gegenden und in geräumigen Wohnungen untergebracht werden, wo sie frische Luft und freie Bewegung genießen können. Officiere und Gemeine erhalten täglich solche Rationen, wie die eigenen Truppen der betreffenden Macht, je nach ihrem Range. Jeder Staat hat das Recht, einen Kommissar an den Cantonnirungsorten der Gefangenen anzustellen, welcher dieselben besuchen und ihnen Unterstützungen von ihren Freunden bringen, und in offenen Briefen über den Zustand derselben berichten darf. — Alle Handelsschiffe sollen auch während des Krieges überall frei passiren; Kaperbriefe dürfen nicht ausgestellt werden. Den in beiden Staaten handeltreibenden Personen wird neun Monate nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten Zeit gelassen, ihre Geschäfte zu ordnen und ihr Vermögen

unbehindert aus dem Lande zu bringen u. s. w. — Man sieht wie die Amerikaner die philosophischen Ideen, mit denen man in Europa noch mehr oder weniger ein theoretisches Spiel trieb, unmittelbar auf das Leben anzuwenden verstanden. Daß Friedrich der Große darauf einging, wurde ihm noch in späten Zeiten in Amerika nachgerühmt [1]).

Sechstes Kapitel.

Friedrich's des Großen letzte Lebenszeit.

Schön und sinnig deutet ein voller Kranz, aus dem die einzelnen Knospen und Blüthen welk und entblättert nach einander zur Erde fallen [2]), auf die immer größere Vereinsamung des Königs in seinem letzten Lebensjahre. Die Jugendfreunde ruhten fast alle längst im Grabe, und die wenigen, die übrig geblieben waren, nahmen wohl noch des Königs Sorgfalt und Pflege in Anspruch, konnten aber zu seiner Erheiterung und Unterhaltung kaum etwas beitragen.

Kurz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges hatte es einmal den Anschein gehabt, als sollte der

[1]) Das Nähere bei Preuß IV. 140.

[2]) In Kugler's und Menzel's Bilderwerk p. 588.

Männerkreis in Sanssouci auch den Schmuck weiblicher Reize nicht gänzlich entbehren. Die schöne und geistreiche Braunschweigische Prinzessin, mit welcher der Thronerbe 1765 vermählt wurde, gefiel dem Könige ungemein, so daß er sie in Begleitung anderer Damen oft an seine Junggesellentafel zog; allein des Prinzen Sittenlosigkeit vergiftete auch die Sitten der jungen Gattin, so daß schon 1769 die Scheidung erfolgen mußte[1]). Dieser Vorfall steigerte in des Königs Gesinnungen die Mißachtung gegen das weibliche Geschlecht auf's Höchste, und die trübe Stimmung, in welche ihn der kurz vorher (1767) erfolgte Tod seines Lieblingsneffen, des zwanzigjährigen Prinzen Heinrich versetzt, kehrte in doppelter Stärke zurück. Seit endlich auch Voltaire, vierundachtzigjährig, am 30. März 1778 gestorben war, fühlte der greise König sich gänzlich vereinsamt. Ein durch vierzig Jahre fast ununterbrochen fortgesetzter, im höchsten Maße anregender geistiger Verkehr war damit geendet, und der Zauber gebrochen, der diese beiden so ähnlichen und doch so verschiedenen Männer mit einander verknüpft hatte. Tief empfand Friedrich der Große diesen Verlust, und versuchte nach seiner Art den Schmerz durch schriftstellerische Thätig-

[1]) Sie wurde nach Stettin verbannt, wo sie noch länger als 70 Jahre gelebt hat, und im 94. Jahre ihres Alters 1840 gestorben ist. Vergl. Briefe eines alten Preuß. Officiers, p. 96.

keit abzuleiten, indem er eine Lobrede auf den Altvater der Poeten verfaßte und in der Akademie zu Berlin vorlesen ließ. Je stiller es um ihn her wurde, um desto fester grub er sich in seine alten Gewohnheiten ein; immer gewaltiger erschien seine Arbeitskraft und Arbeitsleidenschaft. Als großer Gutsbesitzer der Herrschaft Preußen fuhr er fort für alles allein zu sorgen, und sein eigener Verwalter zu sein. Die Anordnungen für Hebung des Wohlstandes im Lande, namentlich in dem hilfsbedürftigen Westpreußen, erlitten niemals eine Unterbrechung. Wo es einen Sumpf auszutrocknen, eine Ansiedelung auf wüstem Bodon einzurichten, einen Damm oder Canal zu führen gab, wo ein verfallendes Dominialvorwerk der Aufbesserung bedurfte, eine Straße, oft nur ein einzelnes Haus in einer Stadt wieder aufzubauen war, — überall traf er selbst die genauesten Bestimmungen. Ob eine kleine Stadt ihre Straßen pflastern, oder sich noch ein Paar Jahre mit ungepflasterten Wegen behelfen sollte, war der allerhöchsten Entscheidung vorbehalten, und wunderbarer Weise bewahrte er bei diesen, bis in's Kleinste gehenden Sorgen allezeit die großartigste Auffassung wo es Wichtiges zu entscheiden gab. Ohne Unterlaß arbeitend brachte er für jede Arbeit die passende Stimmung mit. Ebenso große Sorgfalt wie der Cultur seines Staates widmete er dem Heere, welches, wie er sehr wohl wußte, seit dem Hubertsburger Frieden nicht mehr das

alte war. Er wollte versuchen ob es nicht doch gelingen könnte, dem Nachfolger einst eine Armee zu hinterlassen, wie er selbst sie von Sieg zu Siege geführt, und nach jeder noch so großen Niederlage immer wieder von Neuem um seine Fahnen gesammelt hatte. Die regelmäßigen Revuetage, von jeher der Schrecken seiner Generale und Officiere, wurden mit jedem Jahre verhängnißvoller für die Regimenter, die bei ihm, oft ohne allen ersichtlichen Grund in Ungnade gefallen waren. Straffer und straffer zog er die Zügel der Disciplin an, und war fast immer taub für Gnadengesuche bei militärischen Strafen, die er oft aus eigner Machtvollkommenheit noch verschärfte [1]). Auch die Officiere wurden hart behandelt. Drei Gardelieutenants, die auf 12 Stunden ohne Urlaub von Potsdam nach Spandau gefahren waren (daß sie dabei dienstlich etwas versäumt hätten, wird nicht gesagt), kamen sechs volle Monate lang auf Festung [2]).

Nicht minder streng wurden die Civilbeamten vom Könige behandelt. Er forderte von ihnen eine immer gesteigerte Thätigkeit, Umsicht und Gewissenhaftigkeit; sie waren für das, was sie anordneten oder unterließen unbedingt verantwortlich, weil Er selbst sich, indem er

---

[1]) Zahlreiche Beläge für das Alles in Preuß's Urkundenbuch und in den Briefen eines alten Preußischen Officiers.

[2]) Preuß IV. 176.

ihnen ihr Amt gegeben, für sie verantwortlich fühlte. Seine 46jährige Regierung hat denn auch ein Beamtenthum geschaffen, welches noch heute an Ehrenhaftigkeit kaum in irgend einem andern Staate seines gleichen hat. Das Bewußtsein für des großen Königs Zwecke unter seinen stets wachen Augen zu arbeiten, entschädigte diese schlecht bezahlten und schlecht beförderten Männer für die große Arbeit, die sie um geringen Lohn und ohne Aussicht auf Versorgung im Alter zu leisten hatten [1]). Namentlich aber muß der Preußische Richterstand die hohe Achtung, welche er so lange Zeit bei allen Nationen Europas genossen hat, auf Friedrich den Großen und dessen unwandelbare Gerechtigkeitsliebe zurückführen. — Seiner äußern Erscheinung nach war der greise König jetzt schon vollständig der alte Fritz geworden, wie wir ihn in tausend Bildern erblicken, und wie unsere Großeltern seine Gestalt noch in der Erinnerung bewahrten. Seine kleine gebeugte Gestalt, die scharfen Gesichtszüge, der durchdringende Blick der etwas hervortretenden Augen, die abgetragenen Kleider mit den Spuren des Schnupftabaks, der Krückstock, auf den er sich lehnte, und den er jezuweilen drohend

---

[1]) Als der Kriegsrath Scheffner, welcher den siebenjährigen Krieg als Lieutenant mitgemacht hatte, 1775 um seinen Abschied und eine Pension nachsuchte, schrieb der König eigenhändig: „Mihr Müste der Teufel plagen, das ich en Kriegsrath Pension gebe, da noch So vihl brav Officiers ohne versorgt Syndt.“

erhob, — das alles bildete unbestreitbar die interessanteste Erscheinung des vorigen Jahrhunderts. Auf jedes seiner Worte lauschte die Welt, seine Großthaten boten den Inhalt für das Gespräch in Hütten und Palästen. Durch tausendfache Wiederholung vergrößerte und veränderte sich allmählich die Erzählung, so daß den alten Fritz, mehr fast als irgend eine andere historische Persönlichkeit, schon bei Lebzeiten ein vollständiger Sagenkreis umsponnen hatte. Die dicken Bände voll Anekdoten, die man über ihn sammelte, geben Zeugniß davon; alle tragen das gemeinsame Gepräge größter Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit des Ausdruckes; Züge des Wohlwollens gegen Unterdrückte und Geringe, und strenge Gerechtigkeit gegen Hochgestellte und Vornehme gehören zu den Lieblingserinnerungen des Volkes. Eine große Anzahl dieser Erzählungen hat den unverkennbaren Charakter des eigenthümlichen Berliner Witzes; die Gesammtheit derselben aber bewirkte bei den Zeitgenossen, neben der heiteren Theilnahme an den Worten und Thaten des königlichen Greises, zugleich eine staunende Verehrung, wie sie kaum einem anderen Manne der neueren Zeiten zu Theil geworden ist. Unvermindert dauerte die Begeisterung fort, welche während des siebenjährigen Krieges selbst die Feinde für den Helden empfanden. Mochten auch die Herrscher mit Mißtrauen und Widerwillen auf den gefährlichen Nachbar blicken, vor dessen Angriff sie keinen Augenblick

sicher zu sein glaubten, — die Völker jubelten seiner großen, durch und durch originellen Erscheinung zu. Mitten in Sicilien wurden dem Maler Hackert vom Magistrate einer kleinen Stadt Früchte und Wein als Ehrengeschenk überreicht, weil man hörte, daß er ein Unterthan des großen Königs sei. Der Kaiser von Marokko gab die Schiffsmannschaft eines Bürgers von Emden, den die Seeräuber zu Sklaven gemacht, ohne Lösegeld frei und entließ die Matrosen neugekleidet. „Euer König," sagte er ihnen, „ist der größte Mann der Welt, — kein Preuße soll in meinen Ländern gefangen sein [1])."

Wenn auch im eigenen Lande gar Viele mit ihrem Könige nicht in allen Stücken zufrieden waren, und die fortwährenden Eingriffe in die persönliche Freiheit schmerzlich empfanden, welche Friedrich's lästige Polizei- und Steuerverordnungen zur Folge hatten, so mußte doch Jedermann mit Bewunderung anerkennen, wie der Monarch noch immer wie vor vierzig Jahren seine ganze Zeit, und sein ganzes Sinnen und Arbeiten der Sorge für den Staat widmete und seine Erholungsstunden nur dazu anwendete, um neue Kräfte für neue Thätigkeit zu sammeln. Man wußte wie haushälterisch er die Bedürfnisse für seine eigene Person mit einer geringeren Summe bestritt, als irgend einer der

---

1) Freitag, Neue Bilder p. 381.

kleinen Fürsten in Deutschland, und wenn die Steuern und Abgaben, welche von dem schwerbelasteten Volke gezahlt wurden, dem Einzelnen oft drückend genug waren, so wußte doch auch er, daß der König keinen Thaler für Befriedigung seines Luxus und seiner Privatleidenschaften vergeudete, während er Millionen für die Verbesserung und Hebung des allgemeinen Wohlstandes hergab, und daß er kein anderes Ziel hatte, als das Beste des Landes, und die immer größere Wehrhaftigkeit desselben; ja selbst der Aermste erzählte mit Stolz von den großen Summen, die jährlich in den Staatsschatz flossen, während die Nachbarländer unter dem Druck der Schulden und der Geldnoth seufzten.

Einen solchen König zu sehen, strömten die Fremden aus allen Welttheilen herbei. Mit Eifersucht strebten französische, englische, selbst amerikanische Officiere nach der nicht leicht zu erlangenden Erlaubniß, den Revuen in den verschiedenen Provinzen beiwohnen zu dürfen, um an dem größten Feldherrn zu lernen, wie man eine Armee auf die Höhe der Vollkommenheit bringe. Wem von solchen Besuchern es vergönnt wurde, sich persönlich dem Könige zu nahen, der kehrte selten heim, ohne für sich und seine Nachkommen jedes Wort aufzuzeichnen, welches er aus Friedrichs Munde vernommen. Verstand es ein solcher Gast, durch gewandtes Benehmen und geistreiche Bemerkungen Theilnahme zu erregen, dann belebten sich die Züge des

jetzt oft mürrischen und in sich gekehrten königlichen Greises, und die große Liebenswürdigkeit, die er zu entfalten wußte, trat wieder zu Tage. Fürst de Ligne, der noch von der Zusammenkunft mit Kaiser Joseph her in gutem Andenken stand, kam 1780 nach Potsdam. Er war nach Petersburg unterwegs, wo er dem Besuche beiwohnen sollte, den der Kaiser daselbst abstattete. Vom 9. bis 16. Juli behielt Friedrich der Große ihn bei sich, und sprach täglich, oft viele Stunden lang mit ihm. „Des Königs Rednergabe," sagt der Prinz[1]) „war entzückend, und verbreitete sich mit gleicher Gewandtheit über alle denkbaren Gegenstände. Schöne Kunst, Krieg, Arzneikunde, Literatur, Religion, Philosophie, Moral, Geschichte, Gesetzgebung, ließ er Revue passiren. Die Zeiten August's und Ludwigs XIV., die Sitten und Gebräuche der guten Gesellschaft bei Griechen, Römern und Franzosen, Heinrich's IV. edles tapferes Wesen, die Ritterlichkeit Franz I., die Wiedergeburt der Kunst und Wissenschaft unter Leo X., Anecdoten von berühmten Männern aller Zeiten, Bemerkungen über die Unbequemlichkeit des persönlichen Verkehrs mit ihnen, wobei Voltaire und Maupertuis zur Sprache kamen, — dann gedachte er seiner Freunde, Algarotti's Anmuth im Umgange, Jordan's heitrer Witz wurde erwähnt, und d'Argent's Hypochondrie, den der König

---

[1]) Mémoires et mélanges 23—40.

dazu bringen konnte sich 24 Stunden lang zu Bette zu legen, wenn er ihm sagte: Sie sehen heute nicht wohl aus! — kurz alles und jedes wurde auf's Tapet gebracht, mit sanftem angenehmen Redeton, eher ein wenig zu leise, aber überaus einschmeichelnd, und mit einem Spiel der Züge um den Mund, voll unaussprechlicher Anmuth. Die Unterhaltung war so entzückend, daß man darüber vergaß, wie der alte Herr doch eigentlich ein wenig Vielredner war, aber in der That ein „sublimer," dem man zuzuhören nicht müde wurde [1])."

Hier muß auch der ansprechende Bericht seine Stelle finden, den uns der General v. d. Marwitz über Friedrich des Großen Erscheinung aus seinen letzten Lebensjahren hinterlassen hat [2]).

„Das dritte Mal, wo ich den König sah, war in Berlin am 21. Mai 1785 als er von einer Revue zurückkehrte. Da man wußte, daß er an solchem Tage seine Schwester, die Prinzessin Amalie jedesmal besuchte, so hatte mein Hauslehrer mich an das Halle'sche Thor geführt. Der König ritt auf einem großen weißen Pferde. Er trug eine einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen und goldnem Achselband, alt und

---

[1]) Nicht minder interessant als des Prinzen Erzählung ist die des Marquis Bouillié, der, aus Amerika heimkehrend, im August 1784 der schlesischen Revue beiwohnte. René de Bouillié, Essai sur la vie du marquis de Bouillié. Paris 1853, p. 134. ff.

[2]) Nachlaß des Generals v. d. Marwitz I. 15—20.

bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen an, und einen alten dreieckigen Hut mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm ritten eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (der jetzige Belle-alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn, und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, jenachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie war die Menge noch dichter, der Vorhof gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wandelte die flache Stiege herab, ihm entgegen.

So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm, und führte sie die Treppe hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, — alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, aller Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war; und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging, — und doch war nichts geschehen, keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß, — nein, nur ein dreiundsiebenzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück, aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt, und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auf die Früchte seiner Arbeiten nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.“ Wenige Monate nach diesem Besuche bei seiner Schwester hielt der König die große Revue in Schlesien ab, welche seine letzte sein sollte. Am 18. August 1785 war er in Hirschberg, wo die Einwohner mit wehmüthiger Freude den alten Herrn empfingen. Seine hinfällige Erscheinung, die zitternde Hand, mit der er grüßend den Hut

hielt, deuteten darauf, daß er nicht mehr lange auf Erden weilen sollte. Hier war es, wo er den Greiffenberger Kaufleuten, welche für die ihrer Stadt bewilligte Brandunterstützung zu danken kamen, die bekannte Antwort gab: „Ihr habt nicht nöthig Euch zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen. Dafür bin ich da!"

Am 20. August (Sonntag) kam er nach Groß-Tintz, wo vom 22.—25. großes Manöver war. Am 3. Tage desselben goß der Regen in Strömen herab. Dessen ungeachtet blieb der König von 4 bis 10 Uhr Morgens ohne Mantel zu Pferde. Er kam so durchnäßt zurück, daß das Wasser aus seinen Stiefeln wie aus Eimern ausgegossen wurde [1]). Nachdem er die Kleider gewechselt, erschien er bei Tafel, und erheiterte die diesmal besonders zahlreich erschienenen fremden Gäste durch seine Unterhaltung. Lafayette war gekommen, Lord Cornwallis, der Herzog v. York [2]), und andere. Gegen Abend zeigten sich die Folgen der Erkältung, doch erleichterte heftiger Nachtschweiß den 73jährigen König in solchem Maße, daß er am nächsten Tage die Revue fortsetzen konnte. Dessenungeachtet war diese übermäßige Anstrengung von schlimmen Folgen. Der

---

1) Rödenbeck III. 332, 333.

2) Sohn Georg's III. Er vermählte sich 1791 mit der Tochter Friedrich Wilhelm's II. aus erster Ehe.

elastische Körper des Königs, der so lange allen Strapazen und Krankheitsfällen Trotz geboten, ging seit diesem Herbste seiner Auflösung langsam entgegen. Nachdem noch bei Berlin Revue abgehalten war, erfolgte in der Nacht vom 15. zum 16. September ein Erstickungsanfall, welcher zwar augenblicklich beseitigt wurde, aber in seinen Folgen den Anfang der Wassersucht herbeiführte, die sich seitdem allmählich ausbildete. Bei der großen Potsdamer Musterung konnte Friedrich der Große nicht mehr auf dem Platze der Uebungen erscheinen, sondern erließ von seinem Zimmer aus die Befehle für die Manöver der Truppen. Einsam und traurig verbrachte er den Winter im Stadtschlosse zu Potsdam. Am 25. Januar 1786 erschien Mirabeau zum Besuche; derselbe war, seit man wußte, daß er der Verfasser des berühmten essai sur le despotisme sei, in Paris nicht mehr sicher, und hatte, wie er meinte für immer sein Vaterland verlassen. Er kam auf seinen Reisen nach Berlin, wo er die Zustände des Preußischen Staates studirte, und dieselben in seinem, mit Mauvillon gemeinschaftlich verfaßten Werke, mit einer für einen Ausländer wunderbaren Genauigkeit der Auffassung schilderte. Friedrich der Große, in dessen Persönlichkeit das zur Neige gehende Jahrhundert gleichsam verkörpert war, fand sich hier dem genialsten Vertreter der neuen Geistesrichtung gegenüber, die bald wie ein verheerender Sturmwind über Europa dahinbrausen, und auf dem

Boden des schonungslos hinweggewehten Alten, das Gebäude des modernen Staates aufführen sollte. Leider hat Mirabeau seine Unterredung mit dem Könige nur flüchtig aufgezeichnet. Er erzählt, daß er an denselben unter anderem die Frage gerichtet, warum der Cäsar Deutschlands nicht auch der Augustus der Deutschen Literatur habe werden wollen? Friedrich soll geantwortet haben: „Sie wissen nicht, was Sie sprechen! Indem ich das Geistesleben der Deutschen seinen Weg gehen ließ, habe ich ihnen mehr gegeben, als wenn ich ihnen eine Literatur gemacht hätte!“ — Allerdings stimmt dies mit des Königs kurz vorher verfaßten Abhandlung über die Deutsche Sprache wenig überein, in der That aber war das, was er gesagt haben soll, vollkommen begründet. Er hat durch seine Thaten die Deutschen aus der Region verschwebender Allgemeinheit, aus dem Spiel mit Römischen und Griechischen Allegorien, aus dem Getändel mit unempfundenen Liebesgedichten, auf den Boden der Geschichte gewiesen, in dem er ihr seit Jahrhunderten schlummerndes Nationalgefühl wieder erweckte und ihnen Thaten eines Deutschen Mannes vorführte, an denen sie sich begeistern konnten. Göthe und Lessing haben das wohl zu schätzen und zu benutzen verstanden; und wenn auch der Despotismus Friedrich's seinen Unterthanen nicht gestattete, sich mit dem Staate und dessen Einrichtungen zu beschäftigen und über dieselben zu reden und zu

schreiben, so ließ er dafür auf allen anderen Gebieten des Denkens und Wissens eine fast ungebundene Freiheit, fast eine Zügellosigkeit walten, die uns noch heute überrascht. Da hatten die Denker und Dichter Raum, die Schwingen des Geistes nach allen Richtungen hin zu entfalten, und die Deutsche Literatur hat sich ganz anders entwickelt, als es unter der Aufsicht des in seinem Französischen Geschmacke befangenen Königs möglich gewesen wäre.

Mirabeau's Gespräch mit dem Könige wurde, wie er sagt, sehr lebhaft geführt. „Ich selbst," fügte er hinzu, „kürzte die Unterhaltung ab, weil ich sah, wie schwach der Monarch sich fühlte, und wie beschwerlich ihm das Athmen ward!" —

Dieser Besuch des Mannes, der bald wie ein geschickter Steuermann das Ruder des Französischen Staatsschiffes ergreifen sollte, welches auf den wilden Wogen der Revolution dem Untergang entgegengetrieben wurde, war nicht der einzige Bote der neuen Zeit, welcher an den greisen König herantrat, der nicht mehr die Kraft und den Beruf in sich fühlte, in die kommenden Dinge sich thätig einzumischen. Im Frühjahr 1786 spielte in Paris die verrufene Halsbandgeschichte, welche dem Ansehen des absoluten Königthums, wie es Friedrich der Große als größter und letzter Repräsentant vertrat, in der öffentlichen Meinung den Todesstoß geben sollte. In einem Briefe voll Schmerz und Klagen

über die ihr angethane Schmach, schreibt die Königin Marie Antoinette an ihre Schwester in Brüssel zum Schluß: „Der König von Preußen ist krank, aber seine Geisteskraft scheint sich jedesmal um so höher zu schwingen, je schlimmer es ihm geht. Uns hat er viel Böses zugefügt; für sein Land war er ein König, für die übrige Welt aber ein Störenfried, der sich zum Schiedsrichter in Europa aufwarf, alle Nachbarn angriff und sie dann den Schaden bezahlen ließ!"

Jetzt sollte diese Kraft, welche der Welt unerschöpflich schien, gebrochen werden. —

Mit dem erwachenden Frühjahr erwachte auch in dem König eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Sanssouci. Am 17. April fuhr er im Wagen, mit untergelegten Pferden rasch, aber auf weitem Umwege durch Felder und Dörfer nach dem geliebten Ruhesitz. Hier unterzog er sich der ärztlichen Behandlung des Doctor Selle, und hatte noch einige Mal Kraft genug, sein Leibpferd, den Schimmelhengst Condé, zu besteigen. Am 4. Juli geschah das zum letzten Male. Als er 14 Tage später noch einmal auszureiten wünschte, waren seine Kräfte zu schwach, er mußte sich in sein Zimmer zurückführen lassen.

Körperlich hatte er schwer und viel zu leiden. Husten, Engbrüstigkeit, Athembeschwerden, die ihm unmöglich machten des Nachts im Bette zu liegen, so daß er auf einem Lehnstuhle den wenigen Schlummer

erwarten mußte, der sich spät einstellte, und früh vor Tagesanbruch bereits wieder entfloh. Es entging ihm nicht, daß Selle seinen Zustand für hoffnungslos ansah, er selbst glaubte zwar nicht vollständig wieder zu genesen, doch hielt er das Ende nicht so nahe bevorstehend. Deshalb berief er auf Bitten seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, den berühmten Hannoverschen Leibarzt Zimmermann zu sich, der am 25. Juni nach Potsdam kam, und bis zum 10. Juli blieb. Dieser wunderliche Mann, durch sein damals berühmtes Buch über die Einsamkeit in weitesten Kreisen bekannt, empfahl sich dem Könige durch seine gewandte Unterhaltung, die er, ein geborner Schweizer, in gutem Französisch zu führen verstand. Genützt hat er aber seinem hohen Patienten gar nichts; das Hauptmittel, welches er empfahl, war ein Syrup aus dem Saft des Löwenzahns. Dem fortgesetzten Genuß der schweren gewürzten Speisen, denen der König nicht entsagen wollte, schrieb er die Wirkungslosigkeit dieses Heilmittels zu [1]).

---

[1]) Er hat ein Buch: Zimmermann über Friedrich den Großen, Leipzig 1788, herausgegeben, welches so viel Unrichtiges und Unwahrscheinliches enthält, daß man es nicht benutzen kann. Die Eitelkeit des Verfassers tritt darin so lächerlich auf, daß Hippel in einer kritischen Satyre die Schrift: Zimmermann I. und Friedrich II. nannte.

Nach Zimmermann's Abreise (10. Juli) wurde Selle von Neuem berufen. Friedrich aber schrieb der Herzogin am 10. August: „Meine theuerste Schwester, der Hannoversche Doctor hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen; aber in Wahrheit hat er mir nichts genützt. Die alten Leute müssen den jungen Platz machen, damit das folgende Geschlecht auch Raum finde. Besteht doch das ganze Leben, genau betrachtet, darin, daß wir sehen, wie unsere Mitmenschen geboren werden und sterben. Mittlerweile habe ich seit ein Paar Tagen einige Erleichterung empfunden. Mein Herz bleibt mit unwandelbarer Zärtlichkeit Ihnen theuerste Schwester ergeben, und bin ich für alle Zeit Ihr treuer Bruder und Diener Friedrich." Wahrscheinlich ist dies das letzte, was der König außergeschäftlich geschrieben hat; denn seine Regierungsthätigkeit blieb bis zum letzten Augenblicke, wo der große Mann seiner selbst noch bewußt war, in ununterbrochenem Gange. Mit stoischer Ruhe ertrug er alle Qualen der entsetzlichen Krankheit. Keine Klage kam über seine Lippen, und für seine Diener und Gesellschafter hatte er oft noch ein scherzhaftes freundliches Wort. Die tägliche Lebensordnung erfuhr keine Veränderung, als soweit die Krankheit das unabänderlich nothwendig machte. Jeden Tag begann er mit Besorgung der vielfachen Geschäfte und Correspondenz für die Armee. Die drei

Cabinetsräthe, denen er die Befehle in Civilsachen dictirte, hatten sich allezeit zwischen 6—7 Uhr früh bei ihm einfinden müssen. Jetzt beschied er sie schon um 4 Uhr Morgens zu sich. „Meine Lage," ließ er ihnen sagen, „zwingt mich denselben diese Last aufzulegen, die sie nicht lange tragen werden. Mein Leben geht auf die Neige, ich muß die Zeit benutzen, die mir noch übrig bleibt; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate!" In der frühen Morgenstunde dictirte er denselben die Antworten auf die am vergangenen Tage eingelaufenen Berichte seiner Gesandten und Minister nicht allein, sondern auch auf alle zahllosen Bittschriften und Gesuche der Privatpersonen mit solcher Genauigkeit, daß die Cabinetsräthe kaum etwas anders als die Titel und das Datum hinzusetzen durften [1]).

Sobald die Secretaire entlassen waren, ließ er den Arzt und den Wundarzt kommen um das Nothwendige für seinen Zustand zu besorgen. Um 11 Uhr versammelte er fast täglich dieselben fünf Personen um sich: den Minister Herzberg, den Marquis Lucchesini [2]), die Generale Görtz und Schwerin und den Obristen Grafen Pinto, mit denen er, wie einst mit seinen ihm vorangegange-

---

[1]) Herzberg, Memoire historique sur la dernière année de la vie de Fréderic II.

[2]) Von ihnen wird unter der folgenden Regierung noch die Rede sein.

nen Freunden sich über Literatur, Geschichte und Tagesneuigkeiten unterhielt wie in seinen gesunden Tagen. Die Mittagstafel mußte, da der Appetit fast bis zuletzt aushielt, mit den gewohnten Leckerbissen besetzt sein, und bis wenige Tage vor seinem Tode corrigirte er des Morgens die Küchenzettel, und strich nach dem Essen die Speisen an, über die er dem Koch eine Bemerkung machen wollte [1]). Nach Tische unterzeichnete er alle Depeschen und Briefe, die er am Morgen dictirt hatte. Um fünf Uhr erschienen die Gesellschafter zum zweiten Mal und blieben bis acht. Dann las der König die am Tage eingegangenen Depeschen und ließ sich bis zum Einschlummern vorlesen, meist aus den alten Klassikern oder aus Voltaires Schriften.

Die selbst dictirten Erlasse aus den letzten Lebenstagen des Königs unterscheiden sich in nichts von seinen sonstigen Cabinetsordres. Weder im geschäftlichen noch im Privatverkehr wird das geringste Zeichen von Schwäche oder Weichmüthigkeit sichtbar. Noch am 14. August dictirte er als Antwort auf den eingereichten Rechenschaftsbericht der Regie: Der Bericht ist nicht ausführlich genug. Ich verlange einen detaillirteren, aus welchem man bei jedem einzelnen Artikel die Einnahme und Ausgabe gleich übersehen kann. Die

---

1) Den letzten Speisezettel bei Preuß IV. 397.

Bureaukosten scheinen mir zu hoch, diese müssen specificirt werden. Ich erwarte dies von Ihnen und bleibe u. s. w.

Am nächsten Morgen, Dienstag, den 15. August 1786, wachte der König gegen seine sonstige Gewohnheit erst um elf Uhr auf. Er konnte sich anfangs nicht besinnen, kam aber bald zu sich, rief die Generale und Cabinetsräthe herein, die im Vorzimmer bis dahin gewartet hatten, und ertheilte, obgleich mit schwacher Stimme, über alles und jedes die durchdachtesten klarsten Befehle; namentlich waren die Ordres für ein am 16. auszuführendes Manöver, welche General Rohdich, der Commandant von Potsdam, empfing, mit solcher Genauigkeit und unter Berücksichtigung aller Eigenthümlichkeiten des Terrains, dictirt, daß die vorgeschriebenen Truppenbewegungen genau nach des Königs Worten ausgeführt werden konnten. Nachher dictirte der fast sterbende Monarch noch Einem der Cabinetsräthe die Instruction für einen Gesandten, welcher im Begriff stand nach seinem Bestimmungsorte abzugehen. Das Dictat füllte vier Quartseiten, und würde, wie Herzberg sagt, dem erfahrensten Diplomaten Ehre gemacht haben. — Abends unterzeichnete er noch die sämmtlichen Reinschriften.

Mittwoch, den 16., Morgens erschienen Generale und Secretaire von Neuem. Der König aber lag in einem todesähnlichen Schlafe, aus dem er zuweilen,

wie es schien, mit unklarem Bewußtsein erwachte. Endlich verlangte er Rohdich zu sehen. An den Bewegungen des Königs bemerkte man, daß er versuchte das Haupt aus der Ecke der Stuhllehne vorzubeugen, um wie gewöhnlich die Parole zu ertheilen, — aber mit einem klagenden Blick des halbgeschlossenen Auges deutete er an, daß er zu kraftlos sei. — Mit Thränen verließ der General das Gemach. Der Todeskampf begann. Durch Eilboten wurde Selle aus Berlin berufen, der um drei Uhr Nachmittags eintraf. Er fand das Gesicht des Königs fieberisch geröthet, die Augen hatten fast den alten Glanz wiedererhalten. Gegen Abend ließ das Fieber nach. Der Kranke schlief ein, erwachte aber bald wieder und klagte über Frost. Er verlangte mit Kissen bedeckt zu werden. Der Arzt untersuchte die Füße, und fand sie bis an's Knie erkaltet, was er einem neben ihm Stehenden zuflüsterte. „Was sagte er von den Füßen?" fragte der König einige Zeit nachher. „Daß alles wie vorher ist!" gab man zur Antwort. Der König schüttelte ungläubig den Kopf.

Als die Uhr elf schlug, sagte er: „Um vier will ich aufstehen." Um Mitternacht bemerkte der König, daß sein Hündchen vom Stuhle gesprungen war, er fragte nach ihm, und befahl ihn mit Kissen zu bedecken. Ein heftiger Hustenanfall trat ein, als dieser nachließ, sagte der Kranke: „Nun ist der Berg überstiegen, es wird besser gehen!" Das waren die letzten Worte, die er

gesprochen hat. Er war mit seinem Kammerdiener Strützki allein. Im Nebenzimmer befand sich Herzberg und einige Generale. Um dem Könige seine letzten Stunden zu erleichtern, kniete der treue Wächter nieder und hielt den König mit beiden Armen umfaßt in einer Stellung, die ihm das Athmen erleichterte, der Kranke schien das dankbar zu empfinden. Selle, der nach Mitternacht hereintrat, erkannte, daß der Tod in wenig Stunden erfolgen müßte. Es war Donnerstag, den 17. August, um 2 Uhr 20 Minuten, als der greise König verschied. Nun erst ließ Strützki seinen Herrn aus den Armen, und drückte ihm die Augen zu [1]).

Das war ein trauriges Sterbelager für einen großen mächtigen König! Einsam und losgelöst von Denen, die ihm durch die Bande des Blutes hätten nahe stehen sollen, berief er keines von seinen noch lebenden vier Geschwistern an sein Krankenbett. Die Königin ahnte nicht einmal, wie nahe das Ende sei. Auf ihre Anfrage, wahrscheinlich wenige Tage vor seinem Tode, hatte er erwidert: „Ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme sehr verbunden, aber ein heftiges Fieber macht mir unmöglich zu antworten.“ In der Nacht, wo

---

[1]) Professor Brunn hat Strützki's eigene Erzählung von des Königs letzten Augenblicken nach dessen Worten niedergeschrieben und in dem Jahrbuche der Preußisch-Brandenburgischen Staatengeschichte VII. 315—319 (Berlin 1796) abdrucken lassen. Bei Preuß IV. 267.

Friedrich der Große starb, war bei seiner Gemahlin in Schönhausen große Gesellschaft. Mirabeau befand sich unter den Gästen; er war dem Pagen begegnet, der in wildem Galopp von Potsdam nach Berlin ritt, um den Leibarzt zu holen. Er ahnte, was sich ereignen sollte. Dem englischen und französischen Gesandten flüsterte er seine Vermuthung zu, doch glaubten diese ihm nicht. So wenig Aufhebens hatte der König von seiner Krankheit gemacht, daß alle Welt sich über seinen wahren Zustand in Unkenntniß befand. Keine Bülletins wurden ausgegeben, — und wie hätte man glauben können, daß ein Sterbender es sei, der noch am 15. August seine Befehle und Anordnungen mit vollster Geisteskraft in alle Theile des Reiches ergehen ließ! Mit derselben Ruhe, wie unzählige Male auf dem Schlachtfelde, hatte er auf seinem Krankenlager dem Tode in's Auge geblickt. Seinen religiösen Ueberzeugungen nach betrachtete er den Abschied vom Leben als ein alltägliches Ereigniß der Natur, dem man ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht entgegengeht. Er glaubte an Gott; aber dieser Gott stand ihm zu hoch über der erschaffenen Welt, zu hoch über dem Getreibe der Menschen, als daß er sich um das Schicksal eines Einzelnen kümmern sollte. Tausendmal hat Friedrich der Große das in seinen Schriften und seinen Briefen ausgesprochen. Er wiederholt diese Ueberzeugung noch in seinem Testamente. „Ich gebe gern und ohne Bedauern," sagt er

daselbst, „diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur zurück, die mir ihn geliehen hat, meinen Leib aber den Elementen, aus denen er gebildet ist.“ Sein Leben und sein Tod haben bewiesen, daß er mit diesen Worten seine vollste Ueberzeugung, sein innigstes Gefühl ausdrückte. Er hatte nur Eine Aufgabe, an die er sein Leben setzte. Verließ ihn die Kraft, diese Aufgabe ferner zu erfüllen, so war ihm das Leben nichts mehr werth. Auch das hat er in seinem Testamente mit klarstem Bewußtsein ausgesprochen: „Unser Leben,“ so beginnt diese denkwürdige Urkunde, „ist ein flüchtiger Uebergang vom Augenblick der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen ist, für das Wohl der Gemeinschaft zu arbeiten, deren Mitglied er ist. Seit ich zur Leitung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen meinen Kräften, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht mich bestrebt, den Staat, den ich die Ehre habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; habe Ordnung in die Finanzen gebracht; ich habe bei der Armee die Mannszucht eingeführt, durch welche sie vor allen Truppen Europas den Vorzug erhalten hat. Ich habe meine Pflichten gegen den Staat erfüllt.“ Mit diesem Bewußtsein hat Friedrich der Große gelebt, — in diesem Bewußtsein ist er gestorben. —

Er war der letzte Vertreter des alten Königthums. — Kein Fürst hat seitdem die Selbstherrschaft in vollster Bedeutung des Wortes zu führen vermocht, wie Friedrich der Große; Keinem nach ihm ist es gelungen, ein Volk mit so unbedingtem Vertrauen in seine Weisheit, mit so unbedingter Hingebung an seinen Willen, selbst wo er hart und drückend schien, zu erfüllen. Aber Er, der letzte der patriarchalischen Landesväter, war zugleich der Größte von Allen; nicht allein durch seine unerreichte Feldherrn- und Regentenbegabung, sondern mehr noch durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er seinen Herrscherlauf sechsundvierzig Jahre lang Tag für Tag erfüllte, bis zu dem Augenblick, wo er das Haupt nicht mehr von dem Sterbekissen zu heben vermochte, — durch die Selbstverleugnung, mit der er seine eigenen Interessen, seine Ruhe und Bequemlichkeit in jedem Augenblick dem Dienste des Staates zum Opfer brachte. Er hatte die riesige Arbeit auf seine Schultern genommen, alleiniger Regierer der gesammten Staatsmaschine zu sein, und die Bewegung derselben bis zum kleinsten Rade täglich selbst zu leiten und im Gange zu erhalten. Er löste diese anscheinend übermenschliche Aufgabe durch weise Befolgung der Einen Hauptregel: Niemals etwas aufzuschieben, und jeden Tag die Geschäfte dieses Tages vollständig zu erledigen, — auf jede Eingabe, selbst das Geringste, sofort Bescheid zu ertheilen. Seine

Menschenkenntniß hatte ihn gelehrt, daß eine mitunter unrichtige oder verletzende Antwort immer noch besseren Eindruck macht, als lange Verschleppung oder gänzliches Stillschweigen. Die unwandelbare Befolgung dieses Grundsatzes befähigte ihn bei seiner großen Geschäftsgewandtheit, binnen wenigen Stunden täglich die laufenden Arbeiten zu erledigen. Er entschied oft nach Laune und Willkür — aber stets durchdrungen von der Ueberzeugung, nur das Beste zu wollen und kein anderes Ziel zu verfolgen, als sein Preußisches Vaterland groß, reich und mächtig unter den Völkern Europas hinzustellen, und dieses Ziel hat er auf's Glänzendste erreicht.

Die Fehler und Irrthümer, von denen man seine Regierung nicht freisprechen kann, gehörten fast alle der Zeit an, in der er lebte; — er theilte dieselben mit den größten und weisesten Männern des achtzehnten Jahrhunderts.

Am schwersten trifft ihn der Vorwurf, daß er die Zukunft des Staates, den er zu einer Großmacht umgeschaffen, zu sehr und ausschließlich von seiner Persönlichkeit abhängig machte, ohne dafür zu sorgen, daß Preußen sich auch unter einem minder kräftigen und gewissenhaften Nachfolger auf seiner Höhe zu halten vermöge, und daß er namentlich während seiner langen Regierung es versäumt hat, das Volk zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, oder auch nur zur Mitwirkung bei der eigenen Gemeindeverwaltung heran=

zubilden. Allerdings fand er bei seiner Thronbesteigung die Bewohner der Städte und des platten Landes so tief versunken in das engste Pfahlbürgerthum, so erdrückt von den gutsherrlichen Lasten, daß weder die Fähigkeit zur Selbstverwaltung, noch auch nur der Wunsch danach sich irgendwo regte. Noch viele Jahre nachher verhielt sich das selbst bei den Gebildetsten der Nation nicht anders, wie die oben mitgetheilte Antwort Nicolai's auf Lessing's Bemerkung über die Tyrannei beweist, welche das Preußische Volk sich von seinem Könige schweigend gefallen ließ. Dessenungeachtet drängt sich die Frage auf, ob der König nicht im Stande gewesen wäre, den schlummernden Sinn für das Gemeinwesen nach und nach bei seinen Unterthanen zu wecken, und seinem Volke dadurch einen großen Theil der Drangsale zu ersparen, die Preußen zwanzig Jahr nach Friedrichs Tode erdulden mußte, um aus dem langen politischen Stumpfsinne aufgerüttelt zu werden. Man ist um so mehr berechtigt, dem großen Könige nach dieser Richtung hin einen schweren Vorwurf zu machen, weil er seinen Thronfolger genugsam kannte, um zu wissen, wie unfähig derselbe sein würde, die Lücke auszufüllen, die der Tod eines solchen Herrschers eröffnen mußte.

Es hatte nicht an warnenden Stimmen gefehlt, welche darauf hinwiesen, daß die künstlich zusammengesetzte, auf's Aeußerste angespannte Staatsmaschine den Dienst versagen würde, sobald die kräftige Hand

des Meisters nicht mehr das Triebrad in Bewegung setzte. In einer bereits 1772 verfaßten Schrift hatte Guibert[1]) das ausgesprochen. „Wenn," sagte er „nach dem Tode Friedrich des Großen, dessen Genius allein den unvollkommenen Bau des Preußischen Heeres zusammenhält, ein schwacher und talentloser Fürst auf den Thron gelangen sollte, so würde binnen wenigen Jahren die Preußische Kriegsmacht in Verfall gerathen, und der Staat, der sich in übernatürlicher Weise schnell erhob, müßte dann auf das bescheidene Maß sich beschränken, welches ihm von Natur bestimmt scheint, und vielleicht schwer büßen für ein Paar kurze Jahre des Ruhmes[2])." Dieser Prophezeiung schließt sich Mirabeau an, in seinem mit Mauvillon herausgege-

---

[1]) Geb. 1743, gest. 1790 als französischer Marschall in Paris. Er hatte sich bereits im siebenjährigen Kriege, namentlich 1761 in der Schlacht bei Vittingshausen ausgezeichnet, diente dann mit Ruhm 1767 im Korsischen Kriege, wo er, erst 24 Jahr alt, zum Obristen ernannt wurde. 1773 kam er nach Sanssouci und wurde als berühmter Soldat und militairischer Schriftsteller von Friedrich dem Großen mit Auszeichnung empfangen, worüber er in seinem Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1773, interessante Berichte veröffentlicht hat. Die oben angeführte Stelle ist aus seinem Essai général de Tactic, welches der König nicht nur mit Vergnügen las, sondern auch seinen Generalen zum Studium empfahl. Preuß IV. 214. Rödenbeck, Anhang III. p. 80, 81. Note.

[2]) Oeuvres militaires de Guibert. Paris 1803, p. 89—91.

benen Werke über die Preußische Monarchie. Schon 1787 stellt er als Lebensbedingung für diesen Staat die freiheitliche Entwickelung hin, zu der man sich erst zwanzig Jahre später entschloß, nachdem die Ereignisse jene traurigen Vorhersagungen nur zu sehr gerechtfertigt hatten. Er fordert das Aufgeben des Merkantilprincips, Vernichtung aller mittelalterlicher Lehnseinrichtungen, Befreiung des Bauernstandes vor dem Druck der adligen Gutsbesitzer, und gänzlichen Neugestaltung der Armee, welche, so lange sie zum großen Theil aus angeworbenen Fremden bestehe, immer nur eine unzuverlässige Stütze bleiben werde.

Wie begründet diese Ansichten waren, hat die Geschichte der nächsten zwanzig Jahre bewiesen. Allein die Umwälzung aller Europäischen Verhältnisse, welche seit 1789 von Frankreich ausging, und welche das Eintreffen jener Prophezeiungen beschleunigte, konnte bei Friedrich des Großen Lebzeiten wohl von ferne geahnt, aber keineswegs in ihrer ganzen Ausdehnung vorhergesehen werden, am allerwenigsten konnte der König dieselbe bei seinen Staatseinrichtungen in Rechnung ziehen. Auch war es dem greisen Monarchen nicht zuzumuthen, am Ende seiner Tage in ganz neue Bahnen einzulenken. Das wäre die Aufgabe seines Nachfolgers gewesen, wenn derselbe dazu die nöthige Einsicht und Willenskraft besessen hätte.

Friedrich II. schuf seinen Staat nach den Begriffen seiner Zeit, und nach seiner, diesen Begriffen oft vorauseilenden Regentenweisheit, und wohl durfte er am Ende seiner Regierung mit voller Befriedigung auf das Erreichte zurückblicken. Er hatte, als er den Thron bestieg, einen Landbesitz von etwa 2300 Quadratmeilen mit 2,240,000 Einwohnern überkommen; seinem Nachfolger hinterließ er 3600 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von fast sechs Millionen. Die Einkünfte des Staates waren von 12 Millionen auf 22 Millionen Thaler gestiegen, die Armee von 76,000 Mann auf 200,000 Mann. Der gefüllte Schatz enthielt nach den niedrigsten Angaben mehr als fünfzig Millionen. Diese Ergebnisse, schon an sich bewunderungswürdig, schienen doppelt wunderbar in Betracht der langen blutigen Kriege, welche das Land verwüstet, und zahllose Menschen verschlungen hatten; und doch war in noch größerem Verhältnisse als das Flächenmaß und die Einwohnerzahl, das Ansehen des Staates unter dieser Regierung gewachsen. Durch seine für unüberwindlich gehaltene Armee, und die allezeit bereiten Mittel zum Kriege, nahm der König von Preußen die Stellung eines Schiedsrichters in Europa ein. Mit voller Einstimmigkeit erklärten ihn die Zeitgenossen für den ersten Mann des Jahrhunderts. Seine Schicksale hatten durch den jähen Wechsel von Glück und Unglück während der vier glorreich zu Ende geführten Kriege etwas

Zauberhaftes. Un regne de féerie, nennt Mirabeau Friedrich's Regierung [1]).

So blendend wirkte der Glanz seiner Thaten, daß sogar die Besiegten ihm zujauchzten. Sein Name war nach der Schlacht bei Roßbach in Paris nicht minder gefeiert als in Berlin. Dem eigenen Volke erschien er fast wie eine Gottheit, der keine irdische Gewalt beikommen konnte. Von ihm ertrug man, was kein anderes Volk von seinem Herrscher ertragen. Immer neue Lieder zu seinem Preise ertönten von den Lippen der Deutschen Dichter, die nicht müde wurden einen König zu preisen, der ihre Verse niemals las, ihre poetische Sprache kaum verstand, und nicht ahnte, wie bald die goldene Zeit der Deutschen Dichtkunst erblühen sollte. Zwar fluthet immerdar der Strom der kommenden und scheidenden Geschlechter, und im Schoße jeder untergehenden Epoche bildet sich die zukünftige neue, um lebendig an's Licht der Welt zu treten. Kaum aber umschließt ein Abschnitt der Geschichte so eng neben einander die Größen der schwindenden Zeit neben den Genien einer neuen Geisteswelt, wie jene sieben großen Jahre des dritten Schlesischen Krieges von 1756 bis 1763.

Während dieses glänzendsten Abschnittes von Friedrich's Regierung waren bereits die Männer erschienen, welche nach dem jähen Zusammensturz seiner Monarchie

---

[1]) Histoire sécrète de la Cour de Berlin p. 121.

die Hauptpfeiler des Wiederaufbaues bilden sollten: Blücher und Gneisenau, Stein und Hardenberg. Schon lebte und lehrte Kant, dessen kategorischer Imperativ eine Verkörperung der selbstlosen Aufopferung für den Staat und die höchsten Ideen desselben darstellt, wie Friedrich sie übte und von den Seinen heischte. Auch Fichte, der begeisterte Apostel der Freiheitskriege, ist während des siebenjährigen Krieges geboren. In denselben sieben Jahren schied sich, auf anderem Gebiete, die alte Kunst und Wissenschaft gleichsam von der neuen. Gellert, Rammler, Hagedorn und ihre Genossen waren die gepriesenen Sänger jener Tage; aber schon hatten Klopstock und Lessing die Welt auf die Entfaltung der höchsten Blüthen vorbereitet, welche unsere klassischen Dichter den Deutschen bringen sollten. Als der Friede zu Hubertsburg geschlossen wurde, war Göthe vierzehn, Schiller vier Jahre alt. Noch lebte Händel, als schon Gluck und Haydn die Welt durch neue Offenbarungen im Reiche der Töne überraschten, und Mozart in zarter Kindheit die ersten Zeichen seines wunderbaren Genius erkennen ließ.

Es wäre thöricht zu behaupten, daß Friedrich der Große der Urheber dieses neuerwachenden geistigen Lebens in Deutschland gewesen, aber sicherlich war das Selbstgefühl, welches er der Nation einflößte, nicht ohne Einfluß auf diesen Aufschwung. Seine Thaten lebten in Aller Munde, an seinem Beispiel kräftigte sich

die Gewissenhaftigkeit und die pflichttreue Gesinnung; — unter dem Schutz der Freiheit, welche er den Erörterungen auf allen Gebieten des Wissens und des Glaubens gestattete, gediehen die gründlichen und freisinnigen Untersuchungen der Deutschen Denker. So muß in Verbindung mit allem Großen und Edlen seiner eigenen Zeit und der folgenden Zeiten, als vielbedeutender Klang immer der Name Friedrich's des Großen genannt werden.

Sein unmittelbares Wirken und Walten hatte nun ein Ende. Als er die Augen schloß, schien eine große Weltbegebenheit sich vollzogen zu haben. „Wir wissen," sagt Johannes v. Müller [1]), „aus manchen Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die so oft fälschlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenossen seiner ersten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menschen von einigem Gefühl ohne ganz besondere Rührung das Wort seines Todes nachgesprochen." Göthe schreibt am 28. April 1787 aus Sicilien: „In Caltanisetta saßen die angesehensten Einwohner in antiker Weise auf dem Markte umher; sie unterhielten sich und wollten von uns unterhalten sein. Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war

[1]) Sämmtliche Werke IX. 299. Bei Preuß IV. 27.

so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unseren Wirthen verhaßt zu werden."

Freilich fehlte es auch nicht an Menschen, denen der König zu lange regiert hatte. In Berlin namentlich war seit der Errichtung der Regie, und besonders durch die Maßregeln über den Kaffeeverkauf in weiten Kreisen große Mißstimmung entstanden; man fühlte sich durch diese Eingriffe in das Privatleben täglich, ja stündlich gedrückt und unangenehm berührt. Von einer neuen Regierung durfte man die Abstellung dieser und anderer verhaßter Maßregeln hoffen, und äußerte unverhohlen im Voraus seine Freude über das Aufhören einer verhaßten kleinlichen Aufsicht und Bevormundung.

Von größtem Interesse ist ein Bericht des, später durch den Brand von Moskau so berühmt gewordenen Rostopschin [1]), der 1784 den Russischen Militärdienst verlassen hatte, um sich auf Reisen zu begeben. Mit dem damaligen Russischen Gesandten am Preußischen Hofe befreundet, hielt er sich längere Zeit in Berlin auf, und eilte bei der Nachricht von des Königs Tode sofort nach Sanssouci. Er erzählt: „Auf dem Wege war Alles in gewohnter Ruhe. Die Bauern arbeiteten; die Kinder in den Dörfern spielten; das Vieh weidete

---

1) Magazin für Literatur des Auslandes 1855, Nr. 94, vom 7. August.

ungestört auf dem Felde. Was gab es Größeres auf der Welt als den großen Friedrich? Er hatte aufgehört zu sein, aber um ihn ging alles seinen gewöhnlichen Gang. — Wir fuhren geradenwegs nach Sanssouci. Nachdem wir durch zwei Zimmer gekommen, erreichten wir das Schlafgemach. Ich wandte die Augen mit Ehrfurcht nach der Nische, in welcher das Bett stand, da ich dort den Körper des großen Friedrichs vermuthete. Aber in demselben Moment erblickte ich etwas einem Menschen Aehnliches in einem Lehnstuhl sitzend, und von einem blauen Mantel bedeckt. Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn; nicht aus Furcht, da ich die Todten nicht fürchte, sondern vor dem Gedanken, daß der des Herrschens so Würdige nun in Nichts verwandelt sei, und gleich einem entsetzlichen Anblick dem Auge entzogen werde. Nie hätte ich die Bitte gewagt, daß man die Leiche enthülle, damit ich den verehrten Todten zum ersten und letzten Mal betrachten könne, allein der Schweizer, mein Gefährte, wandte sich zu dem Leibhusaren, den wir im Gemache antrafen, mit der Frage, ob man den Verstorbenen sehen dürfe? „Warum nicht?" erwiderte der gefühllose Diener; „ich zeige ihn Jedermann!" und mit diesen Worten schlug er den Mantel zurück und entblößte das Gesicht und die Gestalt des großen Friedrich. Den Empfindungen meiner Seele gehorchend, beugte sich mein Körper unwillkürlich zur Erde, um dem großen Manne die

letzte Ehre zu erweisen. Ich weiß nicht, ob ich ihn lange oder kurze Zeit betrachtete; aber was ich sah werde ich niemals vergessen. Die ziemlich dichten Haare waren ganz weiß, das Gesicht wie es in allen Portraits abgebildet ist. Ruhe, Majestät und Heldenmuth waren auf allen Zügen des todten Königs zu lesen. Er schien zu schlafen, aber in der Geschichte wird er immer wachen. Unbeweglich, von Trauer und Bewunderung erfüllt, starrte ich auf den todten Helden; betrübt, daß ich ihn nicht mehr am Leben traf, seinen Blick nicht schauen, seine Stimme nicht vernehmen sollte; erzürnt, daß der Tod einem niedrigen Knechte das Recht gegeben, den Helden zur Schau zu stellen.

Stunden, Tage, Wochenlang hätte ich die Leiche des Helden betrachten mögen. — Aber plötzlich bedeckte der Husar den großen Friedrich von neuem mit dem Mantel, und entzog ihn so, wie mit der Hülle des Todes, meinen Blicken auf ewig."

Friedrich der Große hatte kaum die Augen geschlossen, als der Thronfolger, der sich in der Nähe aufgehalten, herbeieilte, und sofort thatsächlich die Regierung antrat. Noch im Sterbezimmer hing er dem Minister Herzberg den schwarzen Adlerorden um, und ließ sich sodann die in den beiden letzten Tagen eingelaufenen Gesuche und Depeschen vorlegen, die er öffnete, und mit Hilfe der Cabinetssecretäre erledigte. Friedrich hatte in seinem Testamente den Wunsch aus-

gesprochen, in einer zu diesem Zweck auf der Terrasse von Sanssouci erbauten Gruft beerdigt zu werden, unfern von der Stelle, wo seine Lieblingshunde begraben liegen. Der Nachfolger hielt die Erfüllung dieses Wunsches mit der königlichen Würde nicht verträglich, und befahl die Leiche, nachdem dieselbe unter großem Zulauf einen Tag lang im Potsdamer Stadtschlosse ausgestellt gewesen, feierlich neben dem Sarge Friedrich Wilhelm des Ersten in der Garnisonkirche daselbst beizusetzen. Dort ruht noch heute die Hülle des großen Geistes, der fast ein halbes Jahrhundert lang für Preußens Ruhm und Größe gelebt und gearbeitet hat.

Siebentes Kapitel.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II.

Mehr als die Geschichte der meisten Staaten ist die Preußische Geschichte bis zum Jahre 1786 wesentlich eine Regentengeschichte. Der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben durch ihre Persönlichkeit ein kleines, armes, seiner Lage nach zerrissenes Landgebiet zu einer Machtstellung erhoben, auf die es weder durch die Zahl der Bewohner, noch durch die Erheblichkeit seiner Erzeugnisse Anspruch machen

durfte. Der Glanz der letzten sechsundvierzigjährigen Regierung steigerte das Mißverhältniß zwischen den Mitteln und der durch dieselben erzielten Wirkung in's Unglaubliche, und nur der unerschütterliche, das ganze Staatsgetriebe bis in die feinsten Adern durchdringende Herrscherwille Friedrichs II. konnte verhindern, daß Preußen nicht, gleich einem Schmetterling mit Adlersschwingen durch die mächtigen Flügelschläge zerrissen wurde, welche das Reich den größten Staaten des Welttheils ebenbürtig zu Seite stellten.

Der Tod dieses Selbstherrschers ohne Gleichen, der in jedem Kreise des Staatslebens seinen Willen ausschließlich zur Geltung gebracht und keinen andern Willen neben sich geduldet hatte, wurde im ganzen Lande als ein gewaltiges, tief eingreifendes Ereigniß empfunden. Die Zügel der Regierung, welche der große König so fest in seiner Hand gehalten, hingen nun schlaff am Boden. Das Räderwerk des Staates, bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit angespannt, mußte den Dienst versagen, als das Auge des Meisters sich schloß, welcher rastlos und unermüdlich, allein im Stande gewesen war, die verwickelte Maschine im Gange zu erhalten.

Seit dem Augenblicke, wo Friedrich II. die Augen schloß, eilte sein Land der Auflösung entgegen — kaum zwanzig Jahre vergingen, — da lagen die Trümmer desselben zu den Füßen des französischen Eroberers.

Nach dem Lauf der Dinge konnte man nicht erwarten, daß Friedrich's Nachfolger demselben an Kraft und Weisheit gleich stehen sollte, allein es hätte nicht einmal der ganzen Fülle seines Geistes bedurft, um wenigstens den schmählichen Zusammensturz des fest und künstlich aufgerichteten Gebäudes zu verhüten; schon ein Bruchtheil der Feldherrn- und Regentengaben des großen Friedrich hätte genügt, um die Niederlage, wenn auch nicht abzuwenden, doch zu einer ehrenvollen zu machen; denn zu halten waren die veralteten Zustände nicht gegenüber der neuen hereinbrechenden Zeit. Aber dem Thronfolger fehlten gerade alle die Eigenschaften, deren er am meisten bedurft hätte, um das so großartig Begonnene nicht sinken zu lassen. Er war körperlich und geistig das wahre Widerspiel seines Vorgängers. Seine hohe und breite Gestalt machte einen plumpen Eindruck, — das Volk nannte ihn bald den Dicken. Die gewaltige Gliedermasse war von keinem kräftigen Geiste beseelt, und entbehrte der bestimmenden Macht eines festen Willens. Weit geöffnete etwas hervortretende Augen hatte er mit Friedrich dem Großen gemein, aber die unwiderstehliche Kraft des Königsblicks hatte er nicht von ihm geerbt. Von der unbegrenzten Erhabenheit seiner Würde war er ebenso tief durchdrungen wie Friedrich II., allein während dieser in jedem Augenblicke zugleich den vollen Umfang der Pflichten sich gegenwärtig erhielt, welche der erste Diener

des Staates zu erfüllen hatte, so betrachtete der Neffe die ihm überkommene Krone wesentlich als ein persönliches Vorrecht, kraft dessen er auf Erfüllung jedes Wunsches, ja jeder Laune Anspruch machen dürfte, — und seine Wünsche und Launen waren fast alle sinnlicher Natur und hatten die Befriedigung einer maßlosen Genußsucht zum Zweck. Auch Friedrich der Große war in früheren Jahren den Versuchungen unterlegen, denen kein junger Mann, am wenigsten ein Prinz, entgeht; allein er hatte mehr durch Eitelkeit als aus Temperament sich zu Ausschweifungen fortreißen lassen, die seiner innersten Natur entgegen waren. In dem Augenblick seiner Thronbesteigung warf er alle diese Thorheiten weit hinter sich. Nicht so sein Nachfolger. Am 25. September 1744 geboren, stand er bei des Oheims Tode bereits in einem Alter, wo man kaum noch seine ganze bisherige Lebensweise ändert. Von Jugend auf hatte er den Umgang mit liederlichen Weibern geliebt, um so leidenschaftlicher, weil er diese Sünden vor dem strengen Könige verbergen, und sich verstohlen die Geldmittel dazu verschaffen mußte, die seine knappgemessene Apanage ihm nicht gewährte. Die Vermählung mit Elisabeth von Braunschweig (1766) konnte den 22jährigen Prinzen nicht aus den Netzen befreien, in die er schon damals tief verstrickt war; — denn die Gemahlin, statt den Gatten zu erheben, versank selbst in ähnliche Verirrungen. 1769 erfolgte die Scheidung. Die zweite,

noch in demselben Jahre geschlossene Verbindung mit Louise von Darmstadt erwies sich ebenfalls unwirksam für die Veredlung der Sitten des Thronfolgers. Eine Maitressenwirthschaft, wie sie in der Geschichte des Hauses Hohenzollern unerhört war, wurde erst im nur zu durchsichtigen Geheimniß, dann seit der Thronbesteigung ganz öffentlich geführt und hatte ein Günstlingsregiment zur Folge, fast ärger und verderblicher wie einst unter Friedrich I. Die zur Gräfin Lichtenau erhobene Tochter des Potsdamer Kammermusikus Enke verstand es, den neuen König durch ihre Künste bis an dessen Tod an sich zu fesseln. Sie machte sich ihm dadurch unentbehrlich, daß sie, ohne Eifersucht zu zeigen, seine anderweiten Liebschaften begünstigte, in der nur zu gut begründeten Ueberzeugung, Friedrich Wilhelm werde jedes Mal doch wieder zu ihr zurückkehren. Zum Scheine mit dem königlichen Kammerdiener Rietz vermählt, machte sie mit diesem und den anderen Günstlingen gemeinschaftliche Sache, und diese ganze Sippschaft verstand es, dem nicht sehr scharfsichtigen Monarchen die Fäden zu verbergen, an denen man ihn gängelte, und ihm den Glauben beizubringen, daß er ein eben so unumschränkter Selbstherrscher sei wie Friedrich der Große.

In die schmutzigen Einzelnheiten dieser Intriguen einzugehen ist der Geschichte unwürdig. Wir können uns der ekeln Aufgabe überheben, die Frauen und

Mädchen aus den ersten Adelsfamilien des Landes zu nennen, deren Väter und Brüder sich zu der Ehre drängten, ihre Angehörigen den Lüsten des Monarchen zu überliefern. Nur diejenigen unter den Maitressen und Günstlingen, welche auf die Leitung des Staates besonderen Einfluß gewannen, müssen ihres Orts gebührend Erwähnung finden.

Dem Könige hätte es nicht an Einsicht und Bildung gemangelt, um ein guter Regent zu sein[1]). Sein weiches Gemüth und ein gewisser ritterlicher Zug seines Wesens, machten ihn geneigt, Gutes zu thun und seine Unterthanen zu schonen; allein die Uebermacht der Sinnlichkeit, und später, als Rückschlag, ein durch Gewissensregungen erzeugter Hang zu verkehrter Frömmelei, verdarben Alles, was Edleres in ihm lag. Ohne es zu ahnen, wurde er ein Werkzeug in den Händen gemeiner Menschen, und beschleunigte durch verkehrte

---

[1]) Er scheint eine nicht ungenügende Schulbildung gehabt zu haben. Musik liebte er ebenso leidenschaftlich wie sein Oheim, und war auch wie dieser ausübender Künstler. Bei den trefflichen Concerten in seinen Gemächern spielte er Violoncell; sogar während der Theaterproben wirkte er mit seinem Instrumente mit. Sänger und Tonkünstler belohnte und beschenkte er in wahrhaft königlicher Weise. Bekannt ist des Königs Absicht, den großen Mozart nach Berlin zu ziehen, wo ihm 3000 Thaler Gehalt versprochen wurden. Durch persönliche Bitten des „guten" Kaiser Franz ließ Mozart sich bestimmen in Wien zu bleiben, und erhielt dafür eine Pension von 800 Gulden als „Dank vom Hause Oesterreich."

Maßregeln auf allen Gebieten des Staates den Sturz der Monarchie, die er in so glänzendem Zustande überkommen hatte.

An der Spitze einer gewaltigen Armee, die, umstrahlt von der Glorie des siebenjährigen Krieges, für die tüchtigste in Europa galt, im Besitze des gefüllten Schatzes, den der Oheim aufgespeichert, nahm Preußens König ohne Weiteres eine achtunggebietende Stelle unter den Fürsten Europas ein. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete der alte Herzberg im Sinne des großen Königs; die Würde der Rechtspflege hielt der edle, freisinnige Zedlitz aufrecht, welcher zugleich oberster Chef der kirchlichen und Schulsachen war. Man wußte im Lande, daß diese Männer, und mit ihnen viele gleichgesinnte alte Diener Friedrich's II. die Geschäfte zwar in dessen Geiste weiter führen, aber gleichzeitig geneigt sein würden, viele der Härten zu mildern, die in den letzten Regierungsjahren des greisen, vereinsamten und mürrisch gewordenen Königs sich mehr und mehr fühlbar gemacht hatten. So konnte der Staat, auch nachdem mit Friedrich dem Großen die eigentliche Seele aus demselben gewichen war, dennoch, dem natürlichen Gesetze der Bewegung folgend, noch eine Zeitlang auf den gewohnten Bahnen weiterschreiten. Dazu kam, daß Friedrich Wilhelm den Wunsch hegte, sich beim Volke beliebt zu machen, und alsbald auf Beseitigung solcher Einrichtungen dachte, welche dem Publikum

besonders lästig waren, weil sie jeden Einzelnen in seinem Privatleben und in seiner häuslichen Freiheit beschränkten; man erwartete vor allen Dingen die Aufhebung der Regie, und des allverhaßten Kaffeemonopols.

Von dem Charakter des Königs hatte man die günstigste Meinung, und war um so geneigter, ihm seine Schwäche gegen die Weiber zu verzeihen, als in dieser Beziehung damals, und namentlich in der Hauptstadt, eine große Erschlaffung der Sitten eingetreten war. Friedrich's Großheit und der Glanz seiner Heldenthaten hatten die Blicke von den moralischen Uebeln abgezogen, welche unter dem Schirm des Französischen Philosophenthums sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts breit machten, und die man mit einem sentimentalen Schleier bedeckte, um Laster und Sünde nicht bei ihrem rechten Namen nennen zu dürfen. Waren doch Werthers Leiden bereits vierzehn Jahre vor Friedrich's Tode erschienen, ein Buch, welches zwar den Dichter von der Unklarheit verschrobener Verhältnisse befreite, aber dafür das Publikum recht eigentlich in dieselben einweihte. Die empfindsamen Freundschaften zwischen Männern und Frauen waren an der Tagesordnung, das Institut der sogenannten Hausfreunde stand in Blüthe, und selbst die edelsten und tiefsten Geister blieben von der Begriffsverwirrung auf diesem Gebiete nicht frei. Schleiermacher's und Wilhelm

v. Humboldt's Briefwechsel mit Henriette Herz läßt uns einen Blick in diese seltsamen Verkehrtheiten thun.

In solcher Zeit erschien ein weicher, allen Eindrücken zugänglicher Monarch, dem man den besten Willen zutraute Alles um sich her glücklich zu machen, gar trefflich zu passen. Deshalb wurde auch Friedrich Wilhelm überall mit unbeschreiblichem Jubel empfangen [1]) als er nach seiner Thronbesteigung sich in den Hauptstädten der Provinzen huldigen ließ; und obgleich er sich bei den Begrüßungen der Bürger und der Stände fast ganz schweigsam verhielt, so genügten doch die drei Worte: „Ich danke Ihnen!" die er zu erwidern pflegte, um ihm alle Herzen zu gewinnen; denn es schien das Anbrechen einer neuen humaneren Zeit zu bekunden, daß der Bürger von seinem Monarchen nicht mehr mit „Er" angeredet wurde. Die Bitte des Königsberger Magistrats, dem einziehenden Herrscher den Namen des „Vielgeliebten" geben zu dürfen, nahm er beifällig auf; — es schien alles auf eine frohe Zukunft zu deuten. Man wiederholte einander mit Genugthuung die Reden und Handlungen des neuen Monarchen, welche von dessen Gerechtigkeitsliebe Zeugniß gaben. Daß er die noch

---

[1]) Die Lobgedichte, die man ihm überall entgegenbrachte, übertreffen an schwülstiger Ueberschwenglichkeit jede Vorstellung. Ganze Bände solcher Poesieen werden u. A. in der Breslauer Bibliothek unter der Rubrik: Biographica Fr. W. II. aufbewahrt.

immer unbezahlten Schulden Friedrich's II. aus dessen kronprinzlicher Zeit sofort berichtigte, die in der Müller Arnold'schen Sache so ungerecht verurtheilten Kammergerichtsräthe wieder zu Ehren brachte, rechnete man ihm hoch an, obgleich die letztgedachten Männer keinesweges ausreichend für ihre Verluste entschädigt wurden. Auf diese Weise erschienen die Anfänge der inneren Regierung nur lobenswerth.

Auch die politischen Verhältnisse konnten für Preußen kaum günstiger stehen, als das 1786 der Fall war. — Durch den Fürstenbund, dessen Entstehung Herzberg schmeichelnd auf den neuen Regenten zurückzuführen sich den Schein gab, war der Berliner Hof mit den mächtigsten Deutschen Herrschern in engster freundlichster Beziehung, während der Kaiser, durch die Gewaltsamkeiten, die er sich gegen mehr als Einen Reichsstand zu Schulden kommen ließ, alles Vertrauen verscherzt hatte. Joseph II. empfand diese Folge seines hochfahrenden Benehmens so schmerzlich, daß ihm seine Kaiserwürde zur Last wurde. Wenn man geglaubt hatte, er werde unmittelbar nach Friedrich's Tode zu einem Angriff gegen Preußen schreiten, um das niemals verschmerzte Schlesien wieder zu gewinnen, so war davon nun, da dieser Fall eingetreten war, nicht mehr die Rede; man begnügte sich damit, auf dem Gebiete der Etiquettenfrage dem gegenseitigen Mißwollen Ausdruck

zu geben[1]). Zu ernstlichen politischen Verwickelungen hätte allenfalls der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte, oder die Parteikämpfe in Holland Anlaß geben können, — allein beides lag noch in der Zukunft, so daß der neue König mit aller Ruhe im Innern seines Staates zu den Maßregeln schreiten konnte, deren es bedurfte, um Preußen auf der Höhe zu erhalten, auf welche Friedrich der Große es erhoben. Worin diese Maßregeln bestehen mußten, wurde schon damals von vielen Einsichtigen erkannt; namentlich war es der berühmte Franzose Mirabeau, dessen unglaublicher Scharfblick auf allen Staatsgebieten dasjenige klar hervorhob, was geschehen müsse, was aber erst zwanzig Jahre später unter dem Druck der äußersten Noth geschah, als die Wahl zwischen völligem Untergang oder völliger Umgestaltung der ganzen Staatsverfassung mit unabweislicher Dringlichkeit an die Regierung herangetreten war. Mirabeau hielt sich damals, ohne förmliche Beglaubigung, als diplomatischer Beobachter im Auftrage des Ministers Calonne in Berlin auf, und überreichte dem Könige unmittelbar nach dessen Thronbesteigung eine Denkschrift[2]), welche

---

1) Politisches Journal 1786, p. 948 bei K. A. Menzel, zwanzig Jahre Preußischer Geschichte, p. 12.

2) Lettre remise au roi regnant de Prusse etc. par le comte de Mirabeau. Berlin 1787.

mit fast prophetischer Voraussicht alle Mängel der Friedrich'schen Staatsverwaltung aufdeckte, die der neuanbrechenden Zeit gegenüber verschwinden mußten. Vor Allem verlangte er die Beseitigung der bisherigen Handelspolitik, welche die Fabriken auf Kosten des Ackerbaues begünstigte und dem Verkehr durch Zölle, Monopole und lästige Beschränkungen aller Art die Freiheit entzog. Demnächst wird die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Adelsprivilegien gefordert; — die Rittergüter müßten auch von Bürgerlichen erworben werden können, und die auf allen Ständen lastende, unerträgliche Bevorzugung des Soldatenstandes aufhören. Die Volksbildung erheische Vermehrung und Verbesserung der Schulen, und die natürliche Gleichheit aller Menschen müsse auch den Juden gegenüber durch Ertheilung des vollen Bürgerrechts anerkannt werden. — Allein diese trefflichen Rathschläge waren zu früh ertheilt. Staaten entgehen so wenig wie einzelne Personen dem Fehler, daß sie die Erfahrung jedes Mal sehr theuer kaufen müssen, welche sie so wohlfeil borgen könnten! Man wiegte sich [1]) in einem Gefühle stolzer Sicherheit, und gefiel sich in dem Glauben, daß Preußen durch seine Verwaltung und seine Armee nach wie vor der wohlgeordnetste und schlagfertigste Staat in Europa sei, ohne zu bedenken, daß nur der Geist und die unermüdliche Sorge

---

[1]) Häusser, Deutsche Geschichte I. 196.

und Arbeit Friedrich des Großen solche Ergebnisse erzielt hatte, und daß mit seiner Persönlichkeit zugleich die Stütze fortgefallen war, welche das Sinken des Baues verhindern konnte. Statt durchgehender gründlicher Reformen begnügte man sich mit einzelnen unzusammenhängenden Maßregeln, die Keinen ganz befriedigten, und nur das Verlangen nach dem Nichtgewährten verschärften.

Am 6. Januar 1787 ward zu allgemeiner Freude die Aufhebung der verhaßten Regie, und zugleich das Versprechen verkündet, daß vom Juni ab jedermann nach Belieben Tabak bauen, und Kaffee aus der Fremde beziehen dürfe. Gegen de Launay wurde eine Untersuchung eingeleitet, die aber mit völliger Freisprechung endete, weil er im Stande war, jede seiner Handlungen mit den eigenhändigen Anweisungen Friedrichs des Großen zu rechtfertigen.

Es kam nur darauf an, den Ausfall zu decken, welcher aus der Beseitigung der Monopole entstand. Den Plan eine Kopfsteuer zu dem Ende einzuführen, ließ man alsbald wieder fallen, und legte statt dessen erhöhte Abgaben auf Mehl, Zucker, Syrup und andere unentbehrliche Dinge, nebst einem Zuschlag zur Stempelsteuer und zur Accise, was alles gar bald fast lästiger erschien als die aufgehobenen Monopole. Der erste Jubel verstummte sehr bald und machte den bittersten Schmähungen Platz. In einer damals großes Auf-

sehen erregenden Schrift[1]) gab sich diese Stimmung in der bezeichnenden Aeußerung kund: das Volk solle nunmehr alle Lebensbedürfnisse jährlich theurer bezahlen, damit müßige Weibsleute und weibische Mannsleute wohlfeileren Kaffee trinken könnten.

Der König war wüthend über diese Angriffe, und befahl den Verfasser, der ihm die Liebe seiner Unterthanen zu entziehen trachte, zu ermitteln und auf's strengste zu bestrafen. Als sich aber der Ungenannte in der Person des dem Hofe nahe stehenden Geheimrath v. Bork selbst angab, wurde die Sache niedergeschlagen. — Uebrigens hatte, was man nicht übersehen darf, eine gründliche Verbesserung des Finanzwesens damals ihre sehr großen Schwierigkeiten. Vor allen Dingen fehlte die Uebersicht der Gesammteinnahmen und Ausgaben des Staates, weil Friedrich der Große sich wohl die genauesten Etats über jeden einzelnen Verwaltungszweig einreichen ließ, die Aufstellung eines Generaletats aber nicht anordnete, oder wenigstens keinem Dritten mittheilte. Er selbst hatte das alles so fest im Kopfe, daß er manche, für jeden andern unentbehrliche Hilfsmittel nicht brauchte. Demnächst aber waren die leitenden Grundsätze die er befolgte, jetzt bereits als unrichtig erkannt. Man war darüber im Klaren, daß

[1]) Was ist für und was ist gegen die Tabaksadministration zu sagen? Berlin 1786.

seine und seines Vaters Meinung, der Reichthum eines Landes stehe durchaus mit der Menge des baaren Geldes im Verhältniß, unhaltbar, und daß ein geschlossener Handelsstaat keineswegs das zu erstrebende Ideal sei. Ob aber der neu aufgestellte Grundsatz, wonach Ackerbau und Viehzucht für die alleinige Quelle alles Wohlstandes zu gelten hätten, sich bewähren würde, galt noch keineswegs für ausgemacht. Es war eine Uebergangszeit, in welcher man sich befand. Das von Frankreich heraufziehende Gewitter sollte in wenigen Jahren losbrechen, um mit seinen gewaltigen Schlägen die dicke Atmosphäre zu reinigen, welche über dem alten Europa lagerte. Die vorhergehende Schwüle war nicht dazu angethan, um unter dem Druck derselben durchgreifende Umgestaltungen vorzubereiten oder auszuführen, und solcher hätte es bedurft, wenn die eintretende neue Zeit den Staat zu ihrem Empfange gerüstet finden sollte. Zwar hatte Friedrich Wilhelm II. in den ersten Tagen nach seinem Regierungsantritt sich scheinbar zur Thätigkeit aufgerafft, indessen trat gar bald desto größere Erschlaffung ein. Er hatte gehofft, gleichzeitig das bisherige Genußleben fortsetzen, und dabei doch seine Regentenpflichten erfüllen zu können, aber dazu reichten weder seine geistigen noch seine körperlichen Kräfte aus. Die Unthätigkeit des Hauptes theilte sich gar bald wie ein schleichendes Gift den Gliedern mit, und wenn auch in den ersten Jahren

auf verschiedenen Gebieten manche Verbesserungen angeordnet, und große Geldsummen zum Zweck der Landescultur hergegeben wurden, so glichen die Erfolge solcher Maßregeln dennoch nur dem kränklichen Hervorbrechen junger Triebe an einem Stamme, dessen Lebenswurzel durchschnitten ist.

Auf der Preußischen Armee sollte, nach Friedrich's Ausspruch, der Staat so sicher ruhen, wie die Welt auf den Schultern des Atlas; allein nach dem siebenjährigen Kriege war dieselbe nur durch die beispiellose Energie des Königs einigermaßen wieder dem ähnlich geworden, was sie früher gewesen. Es bedurfte eines Oberhauptes, in dem sich die Eigenschaften eines Feldherrn und Exerciermeisters vereinigten, um das möglich zu machen; strenge oft grausame Zucht war allein im Stande, das noch immer zum großen Theil aus angeworbenem Gesindel bestehende Heer zusammenzuhalten, und den Uebermuth der adligen Officiere einigermaßen zu zügeln, die nur durch die stets wache Furcht vor des Königs vernichtender Ungnade, von den ärgsten Excessen gegen Bürger und Bauern zurückgehalten wurden. — Friedrich Wilhelm II. konnte nicht daran denken die unermeßliche Arbeitslast auf sich zu nehmen, welche sein Vorgänger getragen, der mit Hilfe weniger Generale und Adjutanten die sämmtlichen Angelegenheiten des Heeres bis in's Kleinste aus seinem Cabinette besorgt hatte. Wem die thatsächliche Oberleitung der

Armee übertragen werden sollte, darüber entspann sich ein stiller aber desto leidenschaftlicherer Intriguenkampf zwischen dem Prinzen Heinrich 'und einer Gegenpartei, die sich um den berühmten Herzog Ferdinand von Braunschweig schaarte. Prinz Heinrich hatte sich mit Grund von seinem Bruder zurückgesetzt gefühlt, und die letzten Jahre schmollend in Rheinsberg verlebt. Jetzt glaubte er seine Zeit sei gekommen, um den Einfluß und die Stellung zu erlangen, zu welcher ihn sein großes Feldherrntalent berechtigte. Sicher hätte er sein Ziel erreicht, wenn er klug genug gewesen wäre, sich scheinbar unterzuordnen, und dem königlichen Neffen die Zügel zu verbergen, an welchen er denselben zu leiten dachte; denn bei aller Willensschwäche, oder vielmehr gerade wegen derselben, hielt Friedrich Wilhelm II. mit krankhafter Eifersucht an dem Schein der unumschränkten Alleinherrschaft fest. So kam es bald zu Reibungen zwischen ihm und seinem Oheim [1]), in Folge deren die Gegenpartei obsiegte. Es wurde ein Oberkriegscollegium gebildet, welches in sieben Abtheilungen getheilt, die gesammten Angelegenheiten der Armee zu verwalten hatte. An der Spitze standen der zum Feldmarschall ernannte Herzog von Braunschweig und General Möllendorf.

---

[1]) Einzelnheiten in Mirabeau's histoire sécrète de la cour de Berlin. Vergl. auch Ségur, histoire du règne de Fr. Guillaume II. I. 67.

Die Grundübel, an denen die Heeresorganisation krankte, wurden nicht beseitigt. Das verderbliche Werbesystem blieb bestehen, ebenso die Einrichtung, wonach die Commandeurs und Hauptleute aus dem Solde der Beurlaubten, und durch die Lieferung der Montirungsstücke, ihre knappen Tractamente zu verbessern hatten. Nach wie vor mußte das Landvolk zu seiner größten Belästigung die Cavalleriepferde während des Sommers auf Grasung übernehmen, und was dergleichen Mißbräuche mehr waren. Die barbarischen Strafen und die Willkür, mit welcher der gemeine Soldat denselben Preis gegeben war, suchte Möllendorf zwar durch wiederholte wohlgemeinte Ermahnungen zu mildern, da aber die Strafarten bestehen blieben, und ein gesetzlicher Schutz gegen die Willkür der Vorgesetzten nicht ertheilt wurde, so blieb auch auf diesem Gebiete Alles ziemlich beim Alten. Die Ueberzeugung von der Unübertrefflichkeit der Preußischen Militaireinrichtungen stand viel zu fest, als daß man für nöthig gefunden hätte, etwas Wesentliches zu ändern. Die Generale und Officiere erkannten ebenso wenig als der König selbst, daß die großen Erfolge, die man im Kriege errungen, dem Geiste und Genie Friedrich's des Großen fast ausschießlich entsprungen waren, und daß man alle Ursache hatte, sich nach dem Tode dieses Kriegsfürsten nicht in ein übermäßiges Selbstbewußtsein von der eigenen Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit einzuwiegen.

Da dies aber dennoch im höchsten Maße der Fall war, so konnten auch die Vermehrungen der Truppen, die Ausbesserungen der Festungen, und was sonst noch mit großem Kostenaufwande auf diesem Gebiete angeordnet wurde, für die Dauer keinen erheblichen Erfolg haben.

Erfreulicher und nachhaltiger dagegen erwies sich, was in den ersten Jahren Friedrich Wilhelm's für die Schulen des Landes geschah. Seit 1740 war, wie wir gesehen haben, dieser hochwichtige Zweig des Staatswesens fast ganz vernachläßigt worden; namentlich lagen die Dorfschulen unter dem Regiment der Invaliden, die man zu Schullehrern gemacht hatte, in tiefstem Verfall. Wo in einzelnen Gegenden Besseres geleistet worden, war das meist ein Verdienst wohlmeinender Privatpersonen; wie denn namentlich der Minister v. Zedlitz auf seinen Gütern wahre Musterschulen errichtet hatte. Da war es ein Glück, daß dieser treffliche Mann an die Spitze des gesammten Preußischen Unterrichtswesens gestellt wurde [1]). Mit verhältnißmäßig geringen Summen, die er zur Verfügung erhielt, bewirkte er höchst anerkennungswürdige Verbesserungen. Er errichtete ein Oberschulcollegium für sämmtliche höhere und niedere Unterrichtsanstalten aller Provinzen, mit Ausnahme Schlesiens, wo diese Angelegenheiten

[1]) 7. Februar 1787. Constitut. Pr. Br. No. 25.

dem Präsidenten v. Seidlitz „mit besonderer Rücksicht auf seine strenge Rechtgläubigkeit“ vom Könige übertragen wurden.

Die thätigsten Mitglieder jenes Oberschulcollegii waren die beiden damals weitberühmten Berlinischen Gymnasialdirectoren Meierotto und Gedike, die durch ihr neues Amt gewissermaßen Vorgesetzte der Universitäten wurden, zu nicht geringem Verdruß der Professoren, welche darin eine Zurücksetzung sahen. — Im Augusthefte der Berliner Monatschrift von 1787 veröffentlichte Zedlitz die Grundsätze, die er befolgt wissen wollte, und die so klar, verständig und auf das praktische Leben berechnet sind, daß sie noch heut als mustergültig erscheinen. Es sollten Bauern-, Bürger- und Gelehrtenschulen mit verschieden abgegrenztem Lehrplan errichtet werden, denn „es ist Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen, und ihn blos einige Redensarten, die ihm nie erklärt werden, auswendig lernen lassen, — und es ist thöricht, die künftigen Schneider, Tischler und Krämer wie künftige Consistorialräthe zu erziehen.“ Dem Bauern sollen außer Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, auch Erfahrungssätze aus der Mechanik, Naturgeschichte und Naturlehre beigebracht werden, ferner einige diätetische Regeln, und einige Kenntniß der Landesverfassung, so wie Anleitung zur Beschäftigung mit Spinnen, Korbflechten und dergleichen für die Zeit außer den Unterrichtsstunden. Die Landschullehrer

sollten in einzurichtenden Seminarien gebildet, und auskömmlich besoldet werden[1]). Gleich zweckmäßig sind die Anordnungen für die Bürger und Gelehrtenschulen. Leider wurden für alle diese Zwecke nur 13,000 Thaler jährlich ausgeworfen, wovon 3000 für ein Schullehrerseminar; doch gelang es gleichzeitig dem Minister den Universitäten Halle und Königsberg jährliche Zuschüsse aus dem Ertrage der in Schlesien verkauften Jesuitengüter zu erwirken.

Die damalige Zeit war den Verbesserungen auf dem Schulgebiete sehr günstig. Die Menschen hatten sich unter dem Einflusse des französischen Philosophenthums zum großen Theil von dem alten frommen Kirchenglauben abgewendet, und huldigten der sogenannten Aufklärung, im Gegensatze zu der strengen Rechtgläubigkeit, welche besonders auch durch Lessing's siegreiche Kämpfe gegen den Hauptpastor Götze sich in den Augen gar Vieler lächerlich gemacht hatte, während die strenge Logik der bekannten Wolfenbüttel'schen Fragmente und die schonungslose Kritik der Bibel, welche in denselben geübt wird, der Gegenpartei zahlreiche Anhänger erwarb. Für das, was man an innerer Befriedigung auf dem Gebiete des Glaubens verloren hatte, suchte

[1]) In Brandenburg und Schlesien 120 Thaler nebst freier Wohnung, Garten, und Weide für eine Kuh. In Pommern und Preußen würden 80 Thaler genügen.

man Ersatz in gemeinnützigem Wirken und Streben, und gerade auf dem Schulgebiete zeigte sich ein Feld segensreichster Thätigkeit, der es an äußerer Anregung nicht fehlte. Schon 1774 hatte der wunderliche Basedow, in Gemeinschaft mit den angesehensten Pädagogen seiner Zeit, mit Wolke, Gutsmuth, Campe und Salzmann, unter dem Schutze des edlen Herzog Leopold, das Dessauer Philantropium gegründet, und er verstand es, das große Publikum, besonders auch viele hochgestellte Personen, für seine Bestrebungen zu gewinnen. Sein Bemühen, die steife Pedanterie aus dem Unterrichtswesen zu verbannen, und eine gleichmäßige Ausbildung des Leibes und der Seele zu erzielen, stimmte trefflich mit den Aufklärungs- und Humanitätsideen jener Tage überein. Von der Schweiz her wirkten Pestalozzi's einfache, naturgemäße Lehren (Lienhardt und Gertrud war bereits 1781 erschienen). Auf dem Gebiete der höheren sprachlichen Gelehrsamkeit war der große Philologe Friedrich August Wolf (seit 1784 Professor in Halle) der Begründer einer neuen, edleren und geschmackvolleren Auffassung geworden, und erzog die trefflichsten Schüler und Verbreiter seiner Anschauungen in dem Seminar seiner Hochschule, — alles dies zusammengenommen bewirkte, daß unter einer Regierung, der sonst leider nicht viel Rühmliches nachzusagen ist, gerade für das Schulwesen Bedeutsames geleistet wurde. Damals wurde auch (23. Dezember 1788) zuerst die

noch heute geltende Verordnung erlassen, daß dem Besuch der Universitäten eine Prüfung vor der Staatsbehörde vorangehen müsse.

Leider befand sich unter den Mitgliedern des Oberschulcollegiums, von welchem diese und ähnliche lobenswerthe Anordnungen ausgingen, eine Persönlichkeit, deren unseliger Einfluß fast alles Gute, welches der freisinnige Zedlitz in's Leben rufen wollte, wieder zu Nichte machte. Joseph Christoph Wöllner hieß der Mann, dessen Namen noch heut in Preußen überall mit verdientem Haß und Verachtung genannt wird. Er war der Sohn eines Landgeistlichen, 1732 geboren, hatte Theologie studirt, und wurde Hauslehrer bei dem Herrn v. Itzenplitz auf Großbenitz. Er begleitete den Sohn desselben auf Reisen, und vermählte sich nachher mit der Schwester seines Zöglings. Dadurch kam er in vornehme Verbindungen, widmete sich den Staatswissenschaften, ward Kammerrath des Prinzen Heinrich, und auf dessen Fürsprache in den Adelstand erhoben. Man trug ihm auf, dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm Vorträge über Staatsverwaltung zu halten, was er so geschickt einrichtete, daß er sich die vollste Zuneigung seines hohen Schülers erwarb, besonders dadurch, daß er die Phantasie desselben mit Vorspiegelung von geheimen Wissenschaften erfüllte, in deren Besitz sich der Orden der Rosenkreuzer, dem er angehörte, durch uralte Ueberlieferungen befinden sollte.

Als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg, berief er Wöllner sofort zu hohen und immer höheren Ehrenstellen, und übertrug ihm im Jahre 1788 die oberste Aufsicht über alle kirchlichen Angelegenheiten in einer Ausdehnung, wie sie heutzutage dem Cultusminister zusteht. Zedlitz zog sich tiefgekränkt zurück, und Wöllner verstand es meisterlich, den König täglich mehr an sich zu fesseln. Die ursprünglich edler angelegte Natur desselben ließ sich nämlich niemals ganz durch den Strudel von Genüssen betäuben, denen zu entsagen er zu schwach war. Als Gegengift griff er begierig zu dem berauschenden Trank religiöser Schwärmerei, den Wöllner und seine Genossen ihm reichten. Was man ihm vorgaukelte, und durch welche Täuschungen man seine Vernunft und seine Sinne umnebelte, ist jetzt schwer zu ermitteln. Soviel steht fest, daß in Berlin allgemein erzählt wurde, es werde auf die Entschlüsse des Königs durch Geistererscheinungen eingewirkt, die man ihm durch optische Kunststücke vorzuführen wußte, namentlich durch die Gestalt eines frühverstorbenen Sohnes der Lichtenau, desselben, dem der untröstliche Vater ein so schönes Denkmal von Schadow's Hand in der Dorotheenkirche errichten ließ. Neben Wöllner hatte Hans Rudolph von Bischofswerder einen gleich großen und eben so verderblichen Einfluß auf die Entschlüsse des Königs erlangt, dem er in der Zeit des Baierischen Erbfolgekrieges bekannt geworden war. An

verschiedenen Höfen zum vollendeten Weltmann ausgebildet, besaß er die Kunst, seine Person stets in den Hintergrund zu stellen, und sich wie ein gehorsames Werkzeug des Prinzen zu geberden, den er beherrschte; zugleich fesselte er denselben durch den Reiz übersinnlicher Geheimnisse, die er ahnen ließ, aber nie enthüllte. —

Während Wöllner seinen Einfluß mehr in Bezug auf die inneren Angelegenheiten des Staates benutzte, machte Bischofswerder's Herrschaft sich vorzüglich nach Außen geltend, und auf diese Weise gelang es ihm Herzberg's Ansehen zu untergraben, und den Preußischen Hof auf die Wege einer Politik zu lenken, welche den von Friedrich dem Großen eingeschlagenen geradezu entgegenliefen.

Mit diesen beiden Männern theilte sich der Scheingemahl der Gräfin Lichtenau, Kämmerer Rietz, in die Herrschaft über den schwachen Monarchen. Als Werkzeug für die Befriedigung der niedern Leidenschaften seines Herrn, besaß er nach der Meinung des Publikums die Macht, königliche Gnadenbezeigungen jeder Art zu erwirken, wofür er sich dann gehörig bezahlen ließ. Rechnet man zu dieser Gesellschaft noch die Lichtenau selbst, und die im gegebenen Augenblicke neben ihr regierende Geliebte des Königs, so kann man sich vorstellen, wie da gewirthschaftet wurde.

Wöllner soll sich in der Herrschaft auf dem kirchlichen Gebiete namentlich dadurch befestigt haben, daß er

den König zu der Ueberzeugung brachte, er könne durch Aufrechthaltung der Rechtgläubigkeit in seinem Lande, und dadurch, daß er die Kirche von dem ansteckenden Gifte der Aufklärung und der Freigeisterei bewahre, die Gnade Gottes, und volle Vergebung für seine Ausschweifungen erlangen. Den bestimmbaren Monarchen in die Netze einer herrschsüchtigen Geistlichkeit zu locken, war um so leichter, als Friedrich Wilhelm damals der Hilfe der Kirche bedurfte, um die glühende Leidenschaft zu befriedigen, die er für eine junge Gräfin Dönhof gefaßt hatte. Diese hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, ihrem Anbeter nur unter der Bedingung zu Willen zu sein, daß er sie sich als zweite Gemahlin neben der regierenden Königin antrauen lasse. Das geschah denn auch in der That, und es ist wohl zu glauben, daß als Vergeltung für den Beistand, den ein Geistlicher bei dieser Komödie leisten mußte, der Erlaß des berüchtigten Religionsedicts zugestanden wurde, welches das ganze Land, ja die ganze protestantische Welt in unglaubliche Aufregung und Entrüstung versetzte. Das seltsame Edict wurde am 9. Juli 1788 vom Könige unterzeichnet. Die Fassung desselben ist an sich schon so unlogisch und voll von Widersprüchen, daß dadurch für die Auslegung und Anwendung ein weites Feld der gröbsten Mißbräuche eröffnet wurde. Die drei Hauptconfessionen der christlichen Religion, heißt es daselbst, sollen in ihrer bisherigen Verfassung

bleiben und geschützt werden, den übrigen Sekten wird Duldung verheißen, so lange deren Anhänger ihre Meinung für sich behalten, und sorgfältig vermeiden, andere in ihrem Glauben wankend zu machen. Das geistliche Departement habe darauf zu achten, daß im Lehrbegriff der evangelischen Confession (die katholische erwähnte man klüglich nicht) nichts Wesentliches geändert werde. Dieser Befehl sei um so nothwendiger, als der König schon längst zu seinem Leidwesen bemerkt, wie manche Geistliche in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der die Grundsäulen des Christenthums am Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten ꝛc. aufzuwärmen, und solche unverschämterweise durch den gemißbrauchten Namen der Aufklärung unter dem Volke zu verbreiten. Solchem Unwesen zu steuern, sei die erste Pflicht eines christlichen Regenten. Er befehle daher, daß bei Strafe der Cassation und noch härterer Strafe kein Geistlicher sich unterfange, dergleichen Irrthümer zu verbreiten. Ebensowenig wie ein Richter an den Gesetzen, dürfe ein Geistlicher an den Glaubenswahrheiten mäkeln, und seine Grillen an deren Stelle setzen. Der Preußische Staat habe sich bei dem Festhalten an der Glaubensnorm immer wohl befunden, weshalb auch aus politischen Gründen nicht zu dulden sei, daß an derselben gerüttelt werde. Aus großer Vorliebe für Gewissens-

freiheit wolle indessen der König auch jetzt noch nachgeben, daß selbst die von jenen Irrthümern mehr oder weniger angesteckten Geistlichen in ihren Aemtern bleiben, nur müßten sie bei Belehrung der Gemeinden die Vorschriften des Lehrbegriffs heilig und unverletzlich halten u. s. w.

Diese letzte Bestimmung, wonach den Geistlichen befohlen wurde, das zu lehren, was sie selbst nicht glauben, wurde hauptsächlich von den Gegnern erfaßt, und in zahlreichen Schriften mit Spott und Ernst gegeißelt. Wöllner ließ sich aber nicht irre machen, und suchte mit eben so großer Verblendung als Dreistigkeit die Satzungen dieses Edicts in's Leben zu führen. Für den Religionsunterricht in Kirchen und Schulen wurden veraltete, längst als unbrauchbar beseitigte Lehrbücher eingeführt; den Candidaten des Predigeramtes mußte eine Reihe von Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden, die an Albernheit und scholastischer Sylbenstecherei alle Vorstellungen übertreffen [1]), und das alles benutzte er, wie man sich denken kann, dazu, um unliebsame Persönlichkeiten zu beseitigen, und unwürdige Günstlinge in die Aemter derselben einzusetzen.

Der literarische Kampf der gegen diese Maßregeln sich entspann, wurde der herrschenden Partei sehr bald

---

[1]) Vergleiche Menzel, 20 Jahre p. 65, Note 2.

unbequem, und da man die Angriffe nicht mit Vernunftgründen zurückweisen konnte, so griff man zu dem Mittel, die Schreibefreiheit, die unter Friedrich dem Großen auf allen nichtpolitischen Gebieten fast unbeschränkt gewesen war, durch ein Censuredict (vom 19. December 1788) zu ertödten und zwar wurde das Richteramt über jede Gattung von Schriften solchen Personen übertragen, die das meiste Interesse dabei hatten, keinen Tadel der bestehenden Verhältnisse aufkommen zu lassen. An der Spitze der Verordnung steht natürlich die Versicherung, daß der König eine vernünftige Preßfreiheit durchaus begünstige. Die Ausschreitungen der Schriftsteller machten aber eine Censur nöthig, welche jedoch keinen unnöthigen Zwang auflegen, sondern nur Ausfälle gegen die Religion, den Staat und die Moral verhindern, und die persönliche Ehre und den guten Namen der Einzelnen schützen solle. Die Censur der theologischen und philosophischen Schriften wird den Consistorien, die der juristischen den Obergerichten, die der medizinischen den Medizinalcollegien überwiesen, d. h. es wird ein geistiger Zunftzwang eingeführt, wie er ärger gar nicht sich denken läßt. Die Folgen einer solchen Maßregel bleiben nicht aus: Die Ansichten der Civil- und Militärbehörden erstarrten in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit, der denkende Theil der Nation war von aller Betheiligung an den innern und äußern Angelegenheiten des

Vaterlandes ausgeschlossen, und nur untergeordnete Dinge konnten die öffentliche Meinung beschäftigen [1]).

Mit dem tiefsten Widerwillen wandten sich alle Besseren von den frömmelnden Zumuthungen Wöllners und seiner Genossen ab. Man sträubte sich gegen den Gewissenszwang, welcher den Geistern im Namen eines Königs auferlegt werden sollte, der selbst allen Geboten der Sittlichkeit Hohn sprach, während man nur zu wohl sich erinnerte, wie Friedrich der Große durch sein Beispiel und seine gesammte Regierung bewiesen, daß strengste Pflichterfüllung und aufopfernde Hingebung an das Staatswohl nicht von rechtgläubiger Kirchlichkeit abhängig sei.

Da die Censur die öffentliche Kundgebung des allgemeinen Unwillens unterdrückte, so ließ man der Erbitterung auf den Gebieten Raum, die der Besprechung noch offen gelassen waren. Das geheimnißvolle Ordenswesen, welches zum Theil an die Freimaurer anknüpfend, sich im Stillen über die weitesten Kreise verbreitete, gab zu endlosen Streitigkeiten und Erörterungen Anlaß. Die Partei der Aufgeklärten, welche durch die Namen Biester, Nikolai und Gedike gekennzeichnet wird, kämpfte ihrerseits gegen Alles, was sich dem Gebiete der hausbackenen Vernunft entziehen wollte, und war doch dabei von einer förmlichen Ge-

---

1) Menzel a. a. O. p. 67.

spensterfurcht vor den dunklen Männern, namentlich vor den Jesuiten, besessen, denen sie die Urheberschaft alles Bösen zuschrieben. Ueberall witterte man verkappte Katholiken, und als sich gar ein angesehener protestantischer Geistlicher, der Oberhofprediger Starck in Darmstadt[1]), von dem Verdachte des Kryptokatholicismus nicht zu reinigen vermochte, kannte die allgemeine Aufregung keine Grenzen mehr.

Unter dem Drucke der verkehrten Maßregeln und des entsittlichenden Beispiels, welches vom Throne herab gegeben wurde, riß zuerst in der Hauptstadt, und bald auch auswärts eine unglaubliche Verderbtheit ein, namentlich in den Beamtenkreisen, wo nach der Aussage der Zeitgenossen fast Alles durch Fürsprache unwürdiger Personen und durch Bestechung zu erhalten war. Die Justiz allein machte eine rühmliche Ausnahme. Nicht vergeblich hatten die ehrenwerthen Räthe des Kammergerichts dem vernichtenden Zorne Friedrich's des Großen Trotz geboten. Sie hielten auch jetzt an der Pflichttreue fest, der Viele von ihnen unbedenklich ihre Freiheit und ihr ganzes irdisches Wohl zum Opfer darbringen mußten. Sie auch waren es, die später fast

---

[1]) Geb. 1741, gest. 1810. Verfasser der damals vielgelesenen Schrift: „Theodul's Gastmahl.“ Erst nach seinem Tode stellte sich heraus, daß er in der That bereits 1766 in Paris katholisch geworden war. Man fand in seiner Wohnung ein zum Messelesen eingerichtetes Gemach.

allein auf dem Boden der Pflichterfüllung ohne Wanken stehen blieben, als Alles umher in Trümmer zusammenbrach.

Es wird nach dem bisher gesagten kaum noch nöthig sein, durch fernere Beispiele zu zeigen, wie die gesammte Staatsverwaltung ohne gesunde leitende Grundsätze, durch ungeschicktes Hineintappen in das Bestehende, und haltlose Versuche zu stellenweiser Ausbesserung sich kennzeichnete. Das Grundübel, an welchem nicht blos der Preußische Staat, sondern die gesammte menschliche Gesellschaft in Europa damals litt, die Unfreiheit und Ueberlastung des Nährstandes, ließ sich freilich nicht beseitigen, weil weder die Bedrücker noch die Bedrückten zum vollen Bewußtsein des geübten und erlittenen Unrechts gekommen waren. Hatte doch auch Friedrich der Große, wie wir wissen, auf diesem Gebiete niemals gründlich durchzugreifen versucht, sondern sich damit begnügt, allzugroßes Unrecht in einzelnen Fällen zu verhindern. Zu dem Ende hatte er eine Kommission niedergesetzt, welche im ganzen Lande genaue Register über die Verpflichtungen und Lasten der Landbevölkerung aufnehmen und in sogenannte Urbarien zusammentragen sollte. Die hierüber gepflogenen Verhandlungen hatten vielfach zu Prozessen geführt, welche dem neuen Könige verderblicher erschienen, als der willkürliche Druck, der dadurch beseitigt werden sollte; er befahl deshalb das Aufhören der Arbeiten und gestattete

die Fortsetzung der Urbarienverzeichnungen nur da, wo dieselben bereits zu Streitigkeiten vor den Gerichten geführt hatten.

Man muß die Gesammtheit dieser Verhältnisse sich gegenwärtig erhalten, um die politischen Vorgänge unter dieser Regierung, zu welchen wir nunmehr übergehen, auf dem richtigen Hintergrunde zu erblicken.

Achtes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II.

Friedrich Wilhelm II. hatte im Sterbezimmer seines Oheims dem Minister Herzberg das Band des schwarzen Adlerordens umgehängt, und denselben bei der Huldigung in Preußen in den Grafenstand erhoben. Er deutete dadurch an, daß er in den auswärtigen Angelegenheiten die von seinem Vorgänger und dessen Minister eingeschlagenen Wege weiter verfolgen, d. h. sich wesentlich feindlich gegen Oesterreich verhalten würde. Der schlaue Herzberg that alles mögliche, seinen neuen Herrn in dieser Gesinnung zu befestigen. Er machte sich förmlich zum Lobredner desselben, und ließ nacheinander drei Vorträge drucken, welche die ersten Regierungsjahre (1786—1789) verherrlichen sollten; vielleicht

hoffte er ihn dadurch anzuspornen, das ertheilte Lob auch in der That zu verdienen, und ihn fähig zu machen, „die glorreiche Rolle eines Schiedsrichters der Europäischen Angelegenheiten und des Gleichgewichts“ auf sich zu nehmen, die Friedrich II. in den letzten Jahren seiner Regierung mit soviel Glanz durchgeführt [1]).

Die ersten Anfänge schienen dem zu entsprechen. Der König trat als Beschützer eines kleinen unterdrückten Reichsstandes gegen einen mächtigeren Nachbarn auf, indem er zuerst durch gütliche Vorstellungen, und als dies nicht fruchtete, durch Zusammenziehung eines Heeres von 10,000 Mann den Landgrafen Wilhelm IX. von Hessen zwang (Februar 1787), seine ungerechten Ansprüche auf die Grafschaft Lippe-Schaumburg fahren zu lassen, und den Sohn des letztverstorbenen Grafen, gegen dessen standesmäßige Geburt unbegründete Einwendungen erhoben waren, als successionsfähig anzuerkennen [2]).

Das machte einen um so besseren Eindruck, als der König, während er fremden Uebergriffen sich entgegenstellte, gleichzeitig ein altes Unrecht wieder gut machte, welches seine eigenen Vorfahren begangen hatten, als sie beharrlich verweigerten, gewisse unter Friedrich Wilhelm I. für Kriegsexekutionskosten mit Beschlag belegte Mecklenburgische Aemter wieder herauszugeben.

---

[1]) Häusser I. 262. [2]) Herzberg, Recueil II. 410 ff.

Friedrich der Große namentlich hatte allen billigen Vorstellungen in dieser Beziehung das Gehör versagt, und die Besetzung der Aemter dazu benutzt, um Mecklenburgische Unterthanen zum Preußischen Kriegsdienst zu zwingen. Am 13. März 1787 wurden nun jene Aemter (Plauen, Wredenhagen, Warnitz und Eldina) gegen eine Ablösungssumme von 172,000 Thaler zurückgegeben.

Die Stiftung des Fürstenbundes, welchen Friedrich der Große als das richtige Mittel erkannt hatte, um auf friedlichem Wege das Ansehen Preußens innerhalb Deutschlands zu erhöhen, nahm nicht die Entwickelung, die man gehofft hatte. Zwar legte der später so berühmt gewordene Freiherr v. Stein, damals noch ein sehr junger Mann, eine glänzende Probe von seinen Fähigkeiten ab, indem er den Kurfürsten von Mainz, trotz der eifrigsten Gegenbemühungen Oesterreichs, zum Beitritt bewog[1]); auch traten Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz bei, und der junge Carl August von Weimar ließ sich keine Mühe verdrießen, sondern reiste mit solchem Eifer werbend und vermittelnd an den einzelnen Höfen umher, daß man ihn den Courier des Deutschen Fürstenbundes nannte, — allein nachdem die dringende Gefahr der Einverleibung Baierns durch Oesterreich für jetzt verschwunden war, erkaltete

---

[1]) Pertz, Stein's Leben I. 39 ff.

das Interesse überall, und die kleineren Fürsten zogen sich nach und nach schmollend zurück, weil sie sich von Brandenburg, Sachsen und Hannover nicht in der Art, wie sie gehofft hatten, berücksichtigt und um Rath gefragt sahen. Zugleich machte es einen üblen Eindruck, daß ein Glied des Bundes, der Landgraf von Hessen, bei der oben berührten Veranlassung, gewaltsam gegen ein schwächeres Mitglied ein vermeintes Recht geltend zu machen versucht, — mit Einem Worte, die ganze Angelegenheit gerieth in's Stocken und kam kurz nachher durch den Ausbruch der Französischen Revolution völlig in Vergessenheit. —

Besser und anscheinend glänzender endete die erste größere Kriegsunternehmung des Königs, zu welcher die inneren Wirren in Holland Veranlassung gaben.

Schon zu Friedrich's II. Zeiten war dort wieder einer der unruhigen Ausbrüche erfolgt, welche von jeher durch den Widerspruch hervorgerufen wurden, daß freie republikanische Institutionen neben einem stehenden Heere sich behaupten sollten. Dieser Widerspruch war noch unversöhnlicher geworden, seit man, 1747, die Oberfeldherrnwürde der oranischen Statthalter zu einer erblichen gemacht hatte. Wilhelm IV. Friso, der dies während eines allgemeinen Aufstandes durchgesetzt hatte, war 1751 mit Hinterlassung eines dreijährigen Sohnes Wilhelm V., gestorben. Seine Wittwe, Anna von England, erhielt die Vormundschaft über den

jungen Erben der Statthalterschaft, während Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig herbeigerufen wurde, um im Namen desselben den Oberbefehl über die Truppen zu führen.

Herzog Ludwig gewann den größten Einfluß auf das Gemüth des jungen Wilhelm, dem er auch nach dem Eintritt der Großjährigkeit (1766) als Rathgeber zur Seite blieb. Beide strebten dahin, die Rechte des Erbstatthalters auf Kosten der Generalstaaten zu vergrößern, was zu den heftigsten Reibungen Anlaß gab. Diese erreichten ihre Höhe, als Holland, zu größtem Nachtheil seines Seehandels, in den Krieg verwickelt wurde, den England gegen die abgefallenen nordamerikanischen Provinzen führte. Frankreich und Spanien unterstützten aus altem Hasse gegen England, die Aufständischen; die den Oraniern feindliche Partei in den Niederlanden schloß sich an Frankreich an, weil man den Erbstatthalter, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem Englischen Königshause in Verdacht hatte, daß er mehr das Englische, als das Holländische Interesse im Auge habe. Als sodann im Verlauf des Krieges die Republik fortwährende Niederlagen und Verluste erlitt, und zuletzt der Friede durch große Abtretungen in den Kolonien erkauft werden mußte, — da beschuldigte man den Erbstatthalter ganz offen, er habe absichtlich verkehrte Maßregeln begünstigt, um die holländische Flotte herunterzubringen und das Landheer

zu vergrößern. Er wollte, so warf man ihm vor, das Land gegen England wehrlos machen und seiner Familie in der vergrößerten Armee ein Werkzeug bereiten, mittelst dessen Hilfe die absolute Herrschaft der Oranier aufgerichtet werden sollte. Man erließ ein Sendschreiben an das niederländische Volk[1]), rief zur Abänderung der Verfassung auf, und verlangte, daß der Erbstatthalter künftig nur noch die Befehle der Generalstaaten vollziehen, und als Generalcapitän und Oberadmiral unter die Controlle derselben gesetzt werden müßte. In allen Städten sollten zu dem Ende die Bürger sich bewaffnen, und die Anhänger der Oranier aus den öffentlichen Aemtern verdrängen. — In unzähligen Abdrücken wurden dergleichen aufreizende Schriften verbreitet, von den Kanzeln rief die Geistlichkeit zum Aufruhr, bald bewaffneten sich die Bürger in den Städten, und in vielen Provinzen das Landvolk. Es kam zu blutigem Zusammenstoß, in welchem die Truppen des Statthalters sich als unzuverlässig erwiesen (1786). Er selbst wurde seiner Aemter und Würden verlustig erklärt und mußte aus dem Haag entfliehen, um sich in eine der aristokratisch-oranisch

---

1) Menzel a. a. O. p. 91. Wer sich näher über diese Niederländischen Wirren unterrichten will, sei auf Grattan, history of the united Provinces (deutsch von G. Friedenberg, Berlin 1831) verwiesen.

gesinnten Provinzen zurückzuziehen. Schon bei Lebzeiten Friedrich des Großen, mit dessen Nichte, der Schwester des Thronfolgers, er vermählt war, hatte der Statthalter sich in Voraussicht der schlimmen Dinge, die ihm bevorstanden, um Beistand an seinen Oheim gewendet. Dieser aber zeigte keinesweges Lust sich am Ende seiner Tage, wegen der Unbesonnenheit Wilhelm's V. in neue auswärtige Streitigkeiten einzulassen, die ihn nicht unmittelbar angingen. Er begnügte sich damit, beide Theile zur Mäßigung zu ermahnen, was bei der Erregtheit der Streitenden natürlich keinen Erfolg hatte.

Auch Friedrich Wilhelm II. war, als er den Thron bestieg, noch keinesweges zu thätlichem Eingreifen geneigt, obgleich ihn die Klagen und Bitten seiner Schwester mit lebhafter Theilnahme erfüllten. Es wurde zuvörderst Graf Görtz, den wir bei Gelegenheit der Baierischen Erbfolgeangelegenheit bereits kennen gelernt haben, als Unterhändler nach Holland geschickt. Gerade damals war es zu den heftigsten Auftritten gekommen; zwei Städte, im Norden der Provinz, standen im offenen Aufruhr, und erhielten von allen Seiten Zuzüge von Freiwilligen. Der Prinz von Oranien und dessen Gemahlin ergingen sich in den leidenschaftlichsten Anklagen, und verlangten stürmisch gewaffneten Beistand von Preußen. Der König fuhr

fort, seiner Nichte Mäßigung zu empfehlen. Noch im Dezember 1786 schrieb er eigenhändig unter eine Depesche: „Wenn der Prinz von Oranien nicht bald sein Benehmen ändert, so wird er sicherlich den Hals brechen [1])." Man wußte in Berlin sehr gut, daß die Patrioten einen Rückhalt an Friedrich hatten, und mußte fürchten durch Einmischung in die niederländischen Händel in einen Krieg mit dieser Macht zu gerathen. Da änderte ein, vielleicht von der Prinzessin von Oranien absichtlich herbeigeführter Zwischenfall die Lage der Sache. Diese mit fast männlichem Muthe ausgestattete Dame unternahm nämlich auf eigene Hand eine Reise nach dem Haag, angeblich um zu vermitteln. An der Grenze der Provinz Holland verwehrte man ihr jedoch die Weiterreise, und hielt sie, nicht gerade auf beleidigende, doch auf ziemlich unhöfische Art so lange zurück, bis sie sich zur Umkehr entschloß (27. Juni 1787 [2]). Die Prinzessin und ihr Gemahl schlugen nun in den übertriebendsten Ausdrücken an allen Höfen Lärm über diesen Angriff auf die Freiheit ihrer allerhöchsten Person, und brachten es dahin, daß Friedrich Wilhelm II. sich verpflichtet fühlte,

---

1) Häusser p. 210. — Görtz Denkwürdigkeiten II. 179.

2) Details über den tragikomischen Vorfall im Politischen Journal für 1787, p. 691. Menzel a. a. O. 95.

für die beleidigte Ehre seiner Schwester einzutreten. Die Vermittelungsversuche, die in Gemeinschaft mit Frankreich bisher gemacht worden waren, brach man ab. Das persönliche Interesse trug über das politische den Sieg davon, und die weise Aufforderung des Preußischen Gesandten in Paris: „Görtz möge doch nicht immer von der geliebten Schwester des Königs, sondern von der Republik sprechen," fand jetzt kein Gehör mehr. Man erfuhr überdies in Berlin, daß bei der bedrängten Lage des Königs von Frankreich von dorther keine Dazwischenkunft zu befürchten sei, und so entschloß sich Friedrich Wilhelm, seiner Schwester mit Waffengewalt Genugthuung zu verschaffen. Nach dem Haag erging eine, in starken Ausdrücken abgefaßte Aufforderung, die Beleidiger der Prinzessin zu bestrafen, und dieser dann selbst schriftliche Abbitte zu leisten. Die Generalstaaten, noch immer in der Hoffnung auf französischen Beistand, lehnten das mit dem Bemerken ab, es sei keine Beleidigung beabsichtigt gewesen, sondern man habe nur eine, die öffentliche Ruhe gefährdende Reise verhindern wollen. — Hierauf ergieng am 9. September ein Ultimatum des Berliner Hofes, und als auch dies wirkungslos blieb, rückte am 13. September ein inzwischen bereitgestelltes Preußisches Corps von 34,000 Mann unter dem Oberbefehl Ferdinand's von Braunschweig in drei Colonnen über die Grenze.

Nach sieben Tagen war die Expedition beendet und ganz Holland in der Gewalt der Preußen[1]). So leicht hatte man sich trotz allen Selbstgefühls, die Sache doch nicht vorgestellt. Schon am 16. September ließ der Reichsgraf v. Salm, Feldmarschall der ständischen Truppen, das von ihm mit 8000 Mann besetzte Utrecht ohne Schwertstreich im Stiche, und verschwand vom Kriegsschauplatze. Eine einzige Bombe genügte, um Gorkum zur Uebergabe zu bringen. Die von den Holländern versuchte Unterwassersetzung des Landes mißlang wegen der vorangegangenen Dürre. Am 20. September war der Erbstatthalter unter Zujauchzen der Oranisch gesinnten Menge in den Haag zurückgekehrt, nachdem er zwei Jahre lang vertrieben gewesen. Amsterdam allein leistete einigen Widerstand. Man dachte sogar daran, die Schleusen zum Zuidersee zu durchbrechen, und die Preußen zu ersäufen; doch unterblieb das in Anbetracht, daß man dadurch dem eigenen Lande noch größeren Schaden als dem Feinde zugefügt hätte. Am 10. Oktober kam eine Capitulation zu Stande. Die Oranischen Flaggen wehten wieder auf den öffentlichen Gebäuden und die Prinzessin durfte Rache üben, indem sie 17 Personen bezeichnete, welche

---

[1]) Weitläufig beschrieben von General v. Pfau, Geschichte des Preußischen Feldzuges in der Provinz Holland. Berlin 1790. Menzel 95—99.

Aemter und Würden verloren und fast Alle auswandern mußten. —

Allgemein glaubte man, daß diese so wunderbar schnell und glücklich abgelaufene Preußische Unternehmung von den nachhaltigsten Folgen sein mußte. „Der Statthalter," sagt Ségur[1]), „kam wieder in Besitz seiner ganzen Macht, England gewann seine unbeschränkte Herrschaft über die Meere zurück, Preußen setzte Europa durch seine nachdrückliche Machtentfaltung in Erstaunen, und Frankreich war um alles Ansehn gebracht, welches dieses mächtige Reich seit uralten Zeiten genossen. In Holland folgte auf die wilde Gährung des Aufstandes eine traurige Ruhe des unumschränkten Despotismus während einiger Jahre." Doch war, wie die nächste Zukunft beweisen sollte, diese Auffassung der Begebenheiten eine sehr einseitige. Schon nach wenigen Jahren stand Frankreich mächtiger und gefürchteter da als jemals, während Preußen durch den leicht und schnell errungenen Erfolg über das Maß seiner wirklichen Kräfte verblendet wurde, und die Widerstandsfähigkeit eines aufgeregten Volkes gegen ein wohlgeschultes Heer unterschätzen lernte, was ihm bald genug zum Verderben gereichen sollte. Friedrich Wilhelm II. wurde durch die Erfolge seiner Armee in so glückliche

---

[1]) Geschichte der vorzüglichsten Begebenheiten unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. Deutsche Uebersetzung p. 78.

Stimmung versetzt, daß er, seinem natürlichen Hange zu ritterlicher Großmuth den besiegten Holländern gegenüber sich hingebend, ohne irgend welchen Ersatz für die aufgewendeten Kosten zu fordern, das siegreiche Heer aus dem eroberten Lande zurückzog. Er versäumte sogar bei dieser Gelegenheit, für sein Volk irgend welche Handels- und Verkehrsvortheile sich auszubedingen, die man ihm ohne Weiteres in reichstem Maße bewilligt hätte. So mußten die steuerpflichtigen Preußischen Unterthanen für die Beleidigung zahlen, die der Schwester ihres Königs, nicht ohne deren Verschulden, zugefügt worden war [1]).

Der König hatte diese Holländische Expedition, wie man heutzutage sagen würde, aus Gefühlspolitik unternommen. Nichtsdestoweniger paßte dieselbe trefflich in die Pläne des klugen Herzberg, der es für die Aufgabe seines Lebens hielt, dem neuen Herrscher die Rolle eines Schiedsrichters der Völker zu sichern, und ihn als

---

[1]) Der ganze Feldzug war sicherlich nicht im Sinne Friedrich's des Großen unternommen. In seinen Memoiren, wo er die 1767 geschlossene Ehe seiner Nichte mit dem Prinzen von Oranien erwähnt, sagt er: „Politische Folgen konnte diese Verbindung nicht haben, man dachte nur daran, eine Prinzessin des Hauses anständig zu versorgen." — Auch der Herzog von Braunschweig war gegen die Expedition gewesen, und hatte nur aus höfischer Gefügigkeit den Oberbefehl übernommen. — Vergl. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts IV. 252. Matériaux par servir à l'histoire des années 1805—1807 (von Lombard) p. 73.

Hort des Gleichgewichts von Europa, auf derselben Achtung gebietenden Höhe zu erhalten, welche Friedrich der Große bis an's Ende seines Lebens zu behaupten verstand [1]). Diese Idee vom Gleichgewichte der Staaten ist sehr alt, und wurde zuerst im 15. Jahrhundert durch Frankreichs Streben nach Uebergewicht erzeugt. Allgemein verbreitet finden wir dieselbe im 18. Jahrhundert, wo die Furcht vor dem allzugroßen Einflusse, den Oesterreich und Rußland mit einander im Bunde, üben könnten, zu der Ueberzeugung führte, es sei der Beruf der übrigen Staaten, namentlich Preußens und der Seemächte, durch festes Zusammenhalten und dadurch, daß sie den Plan der Gegner vereitelten, die sich durch Zerstückelung der Türkei zu vergrößern wünschten, gegen jene beiden gewaltigen Mächte das Gegengewicht zu bilden. Von diesen Ideen, denen auch Friedrich der Große huldigte, waren die Politiker jener Tage, und mit ihnen Graf Herzberg, so erfüllt, daß sie von den wirklichen und wesentlichen Beziehungen, durch welche die Verhältnisse der Völker zu einander bestimmt werden sollten, kaum eine Ahnung hatten. Sie begriffen nicht, daß gemeinsame Sprache und Abstammung und gemeinsame Handels- und Verkehrsinteressen ein viel mächtigeres Band zwischen den Staaten bilden müssen, als die Abwägung eines erklügelten Gleichgewichts.

---

1) Häusser I. 212.

In die Theorie dieses Gleichgewichts paßte es nun vortrefflich, daß der Feldzug gegen Holland eine Tripelallianz zwischen England, Preußen und dem Erbstatthalter zur Folge hatte, die am 15. April und 13. Juni 1788 abgeschlossen ward [1]). Den Inhalt der betreffenden Verträge bezeichnet Menzel [2]) sehr richtig als bedeutungslos für Preußen, da die in demselben ausgesprochene Gewährleistung für die bestehenden Zustände eben so wenig wirkliche Vortheile brachten, als die allgemein hingestellte Zusage, man wolle einander gegenseitig auf den Fuß der meistbegünstigten Nationen behandeln, für die Handels- und Verkehrsverhältnisse von praktischen Folgen war. Von Ersatz der Kriegskosten konnte natürlich nicht erst die Rede sein, da, wie gesagt, der König von Preußen auf denselben großmüthig verzichtet hatte.

Verwunderlich nimmt es sich aus, wenn wir bald nach dieser Affaire, auf Anlaß der Zwistigkeiten des Lütticher Bischofs mit seinen Unterthanen, den König von Preußen in der Rolle eines Deutschen Reichsstandes auftreten sehen. Constantin von Hönsbroeck, seit 1784 Fürstbischof, war 1789 über die Grenzen seiner weltlichen Befugnisse mit den Ständen des Landes in Streit gerathen. Schon machten sich die Wirkungen

---

1) Der Text der Verträge in Marten's Recueil III. p. 133 ff.
2) a. a. O. p. 99.

der ausbrechenden Französischen Revolution überall in den angrenzenden Gegenden fühlbar. Die Belgier, durch die von Joseph II. in seiner übereilten Manier unternommenen Reformen auf geistlichem und weltlichem Gebiete, und durch die kundgewordene Aussicht einer Vertauschung ihres Landes gegen Baiern, zu voller Empörung aufgereizt, theilten den Geist der Unabhängigkeit den durch Sprache und Sitte ihnen nahe verwandten Lüttichern mit. Der Bischof zeigte scheinbar Nachgiebigkeit, entfloh aber alsdann heimlich (27. August[1]), und erwirkte einen Befehl des Reichskammergerichts, welcher den widerspenstigen Unterthanen bei Vermeidung der Reichsexecution unbedingte Unterwerfung unter ihren geistlichen Landesherrn anbefahl. Merkwürdiger Weise war dieser Befehl gerade vom 27. August, dem Tage der Flucht des Bischofs, datirt, wodurch die Hinterlist seines Benehmens klar wurde. Zugleich mußte es höchlich auffallen, daß das sonst so schwerfällige Reichsgericht in diesem Falle sich entschlossen hatte, mit übereilter Schnelligkeit zu handeln; — die Furcht vor den freiheitlichen Bestrebungen in Frankreich, deren ansteckendes Gift man um jeden Preis von dem deutschen Reichskörper fern halten wollte, hatte dieses Wunder bewirkt.

Die ausschreibenden Fürsten des Niederrheinisch-

---

[1]) C. W. v. Dohm: Die Lütticher Revolution im Jahre 1789.

Westphälischen Kreises, Preußen (wegen Cleve), Jülich und Köln (wegen des Bisthums Münster), erhielten den Auftrag, mit gewaffneter Hand dem Unfug zu steuern, und die Störer des Landfriedens zur Ruhe zu bringen. Der König von Preußen versuchte anfangs durch seinen Gesandten von Dohm eine gütliche Vermittelung herbeizuführen, und den Bischof, der sich in Trier aufhielt, zur Rückkehr zu bewegen. Dieser aber forderte hartnäckig die Vollstreckung des Kammergerichtsspruches, indem er vorgab, in Lüttich für seine Sicherheit besorgt zu sein. Nun blieb nichts übrig, als die empörte Stadt zu besetzen. Das geschah, — doch auch jetzt noch suchte Preußen einen billigen Vergleich herbeizuführen, wozu die Mehrzahl der Bürger sich bereit zeigte. Die beiden andern Reichsstände aber steiften sich darauf, daß es ihre Pflicht sei, den erhaltenen Befehl des Kammergerichts wörtlich zu vollstrecken, und erwirkten alsbald ein anderweites Mandat, wonach die Unterwerfung der Lütticher schonungslos in's Werk zu setzen sei. Auch jetzt noch versuchte Friedrich Wilhelm II. sogar durch eigenhändige Schreiben den Bischof zur Milde zu bewegen, und durch den ganzen Winter zogen sich diese Unterhandlungen erfolglos hin. Da hielt es der König unter seiner Würde sich noch länger zum Werkzeug der Rache des Priesterfürsten machen zu lassen; er rief seine Truppen zurück (16. April 1790), was freilich zur Folge hatte, daß die

Empörung nun erst recht hell aufloderte. Erst nachdem der Brand in den benachbarten Oesterreichischen Niederlanden gelöscht, und diese bezwungen waren, gelang es dem Bischof, durch Herbeirufung von 6000 Mann Oesterreichern, seine Unterthanen gewaltsam zum Gehorsam zu bringen, und seine absolute Herrschaft wieder aufzurichten. Er beeilte sich nun durch Verfolgungen und Bestrafungen aller Art seine Rache zu kühlen, bis 1794 durch den Einmarsch der Franzosen, die das Bisthum ihrem Reiche einverleibten, der gesammten Lütticher Pfaffenherrschaft ein Ende gemacht wurde.

Preußens Benehmen in dieser Sache erregte selbstredend den Zorn der andern geistlichen Fürsten. Namentlich mit Köln und Mainz kam es zu sehr unliebsamen Erörterungen[1]), welche leider auf's Klarste bewiesen, daß der Fürstenbund, dem Mainz mit so viel Eifer beigetreten war, sich vollständig unwirksam bewies, wo das Sonderinteresse eines einzelnen Mitgliedes im Spiele war. Es wäre vergebens, leugnen zu wollen, daß Preußischerseits bei Begründung und Erweiterung des Bundes nicht vor allen Dingen die Feindschaft gegen Oesterreich maßgebend gewesen wäre; auch trat, so lange Herzberg am Ruder blieb, der Widerwille und die Eifersucht zwischen beiden Staaten selbst in solchen

---

[1]) Politisches Journal von 1790, p. 175 ff. Menzel, a. a. O., p. 113.

Fällen zu Tage, wo man von der größten Protestantischen Macht Deutschlands ein ganz anderes Verfahren erwartet hätte. Kurz vor der eben erzählten Lütticher Angelegenheit hatte sich das in recht auffallender Weise kund gegeben. 1773 war der Jesuitenorden vom Pabste Clemens XIV. aufgehoben worden. Die klugen Väter von der Gesellschaft Jesu hatten aber deshalb nicht aufgehört im Geheimen ihre Ziele mit Beharrlichkeit weiter zu verfolgen; ja sie schienen jetzt, im Dunkeln wirkend, noch gefährlicher und bedrohlicher als zuvor. Ihnen entgegenzuarbeiten, und Bildung und Aufklärung unter der katholischen Bevölkerung zu verbreiten, hatte Professor Weishaupt in Ingolstadt, selbst einst dem Orden angehörig, die geheime, sich schnell ausbreitende Gesellschaft der Illuminaten gegründet, welche bald viele der besten Männer Deutschlands zu Mitgliedern zählte. Die Baierische Regierung, von jeher der Priesterwirthschaft hold, hob diese Verbindung auf, und verfolgte mit großer Härte die Theilnehmer an derselben. (1784. 1785.) Ein päbstlicher Nuntius wurde in München mit großer Zuvorkommenheit empfangen, einen anderen sandte der Pabst in die Rheingegenden, um überall die, durch die illuminatischen Neuerungen bedrohte Autorität des römischen Stuhles wieder herzustellen. Das schien um so nöthiger, als die mächtigsten der Deutschen Erzbischöfe sich von den neuen Ideen soviel angeeignet hatten, als ihnen

passend vorkam, um ihre Gewalt möglichst unabhängig vom Pabste zu machen, und sich eine, dem absoluten Regimente der weltlichen Fürsten entsprechende Stellung in ihren Sprengeln und Landgebieten zu verschaffen. Im August 1786 verbanden sich die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg zu gemeinschaftlichem Handeln, und setzten in Bad Ems eine Punktation auf, welche ihre Beschwerden enthielt, und namentlich auf Erweiterung der Erzbischöflichen Gerichtsbarkeit, und Beschränkung der Zahlungen und Leistungen hinauslief, die man dem Papste zu entrichten hatte. Kaiser Joseph II. begünstigte seiner ganzen Geistesrichtung nach diese Bestrebungen, — der engere Anschluß der obersten Kirchenfürsten an Oesterreich, welche demgemäß zu befürchten war, schien eine Gefahr, der man Preußischerseits um so mehr entgegentreten zu müssen meinte, weil der Kurfürst von Mainz, der sich soeben erst für den Fürstenbund hatte gewinnen lassen, durch das Gelingen jener gemeinschaftlichen kirchlichen Opposition leicht zum Uebertritt in das Oesterreichische Lager hätte geführt werden können. Dies auf alle Weise zu verhindern, wurde von Berlin aus der Marquis Lucchesini abgesendet, der in den letzten Tagen Friedrichs II. zu den täglichen Gesellschaftern des großen Königs gehört, und dessen diplomatische Gewandtheit Herzberg richtig erkannt hatte. Ihm gelang es in der That, den Kurfürsten von Mainz in den Glauben zu

versetzen, der Pabst wolle aller Eingriffe in die Kurfürstliche Regierung sich enthalten, wenn der Erzkanzler sich nur von der Emser Verbindung lossage. Dies geschah, und die übrigen Theilnehmer hielten, nachdem der angesehenste unter ihnen abgefallen war, nun auch nicht mehr an jener Punktation fest, womit denn die Gefahr beseitigt war. Der Pabst erkannte sehr wohl, welchen Dienst ihm Friedrich Wilhelm II. durch diese Dazwischenkunft geleistet hatte. Er bezeigte sich dankbar, indem er jetzt zum ersten Male die Preußische Königswürde öffentlich anerkannte, und zugleich geschehen ließ, daß der freisinnige, später vielgenannte, und dem Preußischen Hofe, wie man glaubte, sehr ergebene Freiherr v. Dalwig zum Coadjutor in Mainz erwählt wurde, nachdem derselbe versprochen hatte, dereinst als Erzbischof und Primas des Reichs den Grundsätzen des Fürstenbundes getreu zu bleiben.

Gar bald sollte sich zeigen, daß der Kurfürst durch seine Nachgiebigkeit gegen Rom keineswegs das erreicht hatte, was er gehofft. Der Pabst nahm seine alten Prätensionen wieder auf, und es kam zu heftigen Streitigkeiten, die indessen von dem aus Frankreich hereinbrechenden Strom der Ereignisse spurlos mit fortgeschwemmt wurden.

Die bisher erzählten politischen Vorgänge waren allerdings von keinem erheblichen Erfolg für die Machtstellung des Preußischen Staates, ja sie verringerten

nicht unbeträchtlich den Schatz, welchen Friedrich der Große wohl für ganz andere Unternehmungen so sorgsam angehäuft hatte, dennoch erregte es den Neid und die Eifersucht der übrigen Mächte, die mit ansehen mußten, wie Preußen sich überall einmischte, und fast überall seinen schiedsrichterlichen Willen durchsetzte.

In gleicher Art, wie bei der Holländischen Expedition die persönlichen Neigungen des Königs mit Herzberg's politischen Absichten zusammenwirkten, war das auch nachher bei den schwereren Verwickelungen der Fall, die zwischen Preußen und Oesterreich hervortraten.

Herzberg strebte vor allen Dingen dahin, dem Uebergewichte entgegenzuarbeiten, welches Rußland und Oesterreich in ihrer nahen Verbindung auszuüben vermochten, und keinem derselben eine Vergrößerung zu gestatten, wenn nicht auch Preußen einen entsprechenden Zuwachs erhielt. Diesen Bestrebungen war in hohem Maße die persönliche Abneigung Friedrich Wilhelms gegen die Kaiserin Katharina förderlich, die ihm in der That Anlaß zum Hasse gegeben. Wir wissen, wie unglücklich der Versuch Friedrich des Großen ablief, durch die Sendung seines Neffen nach Petersburg, dem Oesterreichischen Einflusse, und namentlich den vertrauten persönlichen Beziehungen entgegenzuwirken, welche sich zwischen der Czarin und Joseph II. gebildet hatten. Der Prinz hatte der Kaiserin so wenig gefallen, daß sie

ihn mit fast beleidigender Eile wieder heimschickte, und bis an's Ende äußerte sie sich in verächtlichem, oft wenig fürstlichen Ausdrücken über seinen Charakter und seine Erscheinung [1]). Friedrich Wilhelm II. ließ sich nun leicht überreden seinen persönlichen Haß auf das politische Gebiet zu übertragen, und den förmlichen Bruch mit Rußland herbeizuführen, den Friedrich II. bis an sein Ende sorgfältig zu verhüten bemüht gewesen. Er hatte in den Oesterreichisch-Russischen Absichten gegen die Türkei weder für Preußen noch für Europa eine gerade dringende Gefahr erblickt, und wollte namentlich erst sicher sein, daß es ihm gelänge Frankreich von Oesterreich zu trennen, und zum Bündniß mit Preußen zu bewegen, bevor er sich mit Rußland geradezu feindlich stellte [2]). Er wolle, sagte er, nicht den Don Quichote der Türken spielen.

Herzberg dachte hierüber anders. Als nämlich Katharinens Triumphzug durch ihre neuen, den Türken abgenommenen Provinzen und ihre Zusammenkunft mit Kaiser Joseph in Cherson, nebst so manchen anderen zusammentreffenden Anzeichen es nicht mehr

---

[1]) 1796 schrieb sie an einen ihrer Generale: „Le Roi de Prusse est une méchante bête et un grand cochon. Thugut, Clerfoyt und Wurmser, von Vivenot. Wien 1869, p. XXXII.

[2]) Dohm's Denkwürdigkeiten II. 39. Bei Röpell, die Preußische Politik 1783—1787, in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.

zweifelhaft erscheinen ließ, daß ein Angriff gegen die Türkei im Werke war, und daß Rußland dem Kaiser bei dessen Vergrößerungsplänen in Deutschland, und namentlich bei dem noch immer beabsichtigten Baierischen Ländertausch gute Dienste leisten wollte, wenn dafür den Russen in der Türkei freie Hand gelassen würde, — da glaubte der Sultan, dieser Verschwörung durch eine plötzliche Kriegserklärung zuvorkommen zu müssen (24. August 1787). Er rechnete dabei auf die Unterstützung Preußens, welches gleichzeitig Rußland angreifen und dessen Kräfte auf diese Weise theilen sollte. — In Berlin war man indessen zu einem solchen Schritte noch keinesweges entschlossen, und es scheint, daß erst auf die Nachricht von der Türkischen Kriegserklärung die weitaussehenden Projecte Herzberg's eine feste Gestalt gewannen. Er wollte die Vermittlerrolle, die er so eben in Holland glänzend durchgeführt, nun im Orient weiter fortsetzen. Auf seinen Rath sollte die Türkei sich zu Abtretungen an Rußland und Oesterreich verstehen, wofür Preußen die alsdann festzustellenden Grenzen des Osmanischen Reiches gegen die Christenheit auf alle Zeiten zu garantiren übernahm. Als Dank für dieses Arrangement sollte Oesterreich und Rußland dem Könige von Preußen die langersehnten Gebiete von Thorn und Danzig zusprechen.

Bevor diese schönen Vermittlungsversuche in's Leben treten konnten, begann der Kampf. Joseph II.

machte plötzlich in der Nacht vom 2. zum 3. Dezember 1787 den Versuch Belgrad zu überrumpeln, und erklärte erst, als dies mißlungen war, den Krieg (9. Februar 1788). Seine Armee hatte er, 200,000 Mann stark, an der türkischen Grenze aufgestellt. Der Krieg, auf dessen Einzelheiten hier nicht einzugehen ist, lief in diesem Jahre so unglücklich für Oesterreich ab, daß Joseph II., nachdem er 40,000 Mann eingebüßt, im November auf drei Monate Waffenstillstand schloß, und krank und mißmuthig nach Wien zurückkehrte. Auch die Russen hatten einen schweren Stand und konnten erst am Ende des Jahres mit Mühe die Festung Oczakow erobern und zerstören. — 1789 dagegen waren die Türken überall unglücklich im Felde; sie wurden in zwei Schlachten von den Russen geschlagen, und Loudon eroberte am 8. October Belgrad. Auch der mit der Pforte verbündete König Gustav III. von Schweden, welcher die Zeit wo Rußland im Süden beschäftigt war, zu einem Einfall in Finnland benutzen wollte, mußte sich nach erfolglosen Kämpfen zu Lande und auf der See zum Frieden bequemen, wodurch die Gefahr für die Türken sich erheblich vergrößerte. Eine Schwächung der Türkei aber, zu Gunsten Oesterreichs und Rußlands, war nach den Gleichgewichtsideen Herzberg's das größte Unglück für Preußen und mußte daher auf alle Weise abgewendet werden. Ein Bündniß mit der Pforte, so glaubte man in Berlin, werde

hinreichen durch den Respect, den die unüberwindliche Armee Friedrichs des Großen einflößte, die Kriegführenden zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und für diese Vermittlerrolle wollte man sich dann als Lohn, wie gesagt, die Erwerbung von Danzig und Thorn ausbedingen, wogegen Oesterreich den Polen das ganze Galizien oder wenigstens ein Stück dieser Provinz zurückgeben sollte. Dies schien um so eher durchzusetzen, als Joseph II. damals durch seine gewaltsamen Maßregeln Ungarn in die heftigste Gährung, und seine belgischen Provinzen in offenen Aufruhr versetzt hatte, also nicht im Stande war, seine ganze Macht ungetheilt gegen die Türkei zu entfalten. Der Preußische Gesandte, welcher das Bündniß mit der Pforte zu Stande bringen sollte, stieß dabei unerwarteter Weise auf die größten Schwierigkeiten. Die Türken zeigten ein sehr sprödes Verhalten, welches erst begreiflich wurde, als man erfuhr, daß sie sich durch List in Besitz der Correspondenz des Berliner Hofes mit dem Gesandten gesetzt hatten, also genau wußten wie weit sie gehen konnten. In der That verstanden sie dem Vertrage eine solche Fassung zu geben, daß Herzberg, als die Ausfertigung zur Ratification nach Berlin gelangte, nichts weniger als erbaut davon war. Preußen hatte darin versprochen gegen Rußland und Oesterreich Krieg zu führen, und denselben fortzusetzen, bis die Türkei die ihr entrissenen Provinzen, und namentlich auch die Krim, zurück-

erhalten hätte, wogegen die Türken sich nur verpflichteten, keinen Frieden zu schließen, ohne Preußen, Polen und Schweden darin einzubegreifen, und wenn künftig eine dieser Mächte von Rußland oder Oesterreich angegriffen würde, mit aller Macht an einem solchen Kriege Theil zu nehmen, für jetzt aber zu bewirken, daß Oesterreich alle bei der Theilung Polens in Besitz genommenen Länder, namentlich auch Galizien, zurückgebe.

Diesem Türkischen Bündnisse folgte bald (29. März 1790) ein Bündniß mit der Krone Polen, welche, durch jenen Angriff Gustav's III. gegen Rußland zu dem Versuche ermuthigt ward, sich wo möglich dem erdrückenden Russischen Einflusse zu entziehen.

Alle mit diesen weiteraussehenden Allianzen zusammenhängenden Verhältnisse erlitten indessen eine plötzliche Umwandlung, als am 20. Februar 1790 Kaiser Joseph starb, nachdem, wie er gramerfüllt in seiner letzten Stunde ausrief, alle seine Pläne gescheitert waren.

Des Kaisers Bruder und Nachfolger, Leopold von Toscana, begriff sofort den ganzen Umfang der Schwierigkeiten, in welche seines Vorgängers leidenschaftliches Verfahren alle Theile der Monarchie versetzt hatte; er beschloß die drohende Gefahr womöglich abzuwenden. Sein klarer Verstand, verbunden mit einem geschmeidigen Wesen und vieler politischer Schlauheit, die er sich

in Italien angeeignet, waren einer solchen Aufgabe wohl gewachsen, — und wahrlich, er hatte Anlaß sein Benehmen auf das vorsichtigste einzurichten. Nicht nur die Niederlande und Ungarn, sondern auch Böhmen und Galizien standen wegen der ihnen entzogenen Sonderrechte in voller Gährung. Auch in den Deutschen Provinzen hatten Joseph's Eingriffe in althergebrachte Gewohnheiten auf geistlichem und weltlichem Gebiete, seine Neuerungen bei der Steuererhebung, die Umwandlung der bäuerlichen Verhältnisse, die theilweise Aufhebung der Klöster und der Leibeigenschaft, allgemeines Mißvergnügen und Unruhe bei der Geistlichkeit und dem Adel erzeugt, und man glaubte sogar zu wissen, daß der Preußische Hof mit allen diesen unzufriedenen Elementen Verbindungen angeknüpft habe, wofür außer andern verdächtigen Anzeichen besonders der Umstand zu sprechen schien, daß General Schönfeld, einer der Anführer der aufständischen Brabanter Schaaren, Aufnahme und schnelle Beförderung im Preußischen Dienste gefunden hatte. Dazu kam, daß Oesterreich politisch fast isolirt dastand, von seinem noch fortdauernden Bündnisse mit Frankreich, bei den daselbst ausgebrochenen Unruhen nichts zu hoffen hatte, und auch aus der Genossenschaft mit Rußland keinen Segen erwachsen sah, während Preußen nicht nur mit England und Holland, sondern jetzt auch mit der Pforte und mit Polen Allianzen geschlossen hatte.

Abgesehen aber von der Gefahr, die ein Krieg gegen Preußen unter solchen Umständen drohte, bedurfte Leopold wegen seiner bevorstehenden Kaiserwahl der Brandenburgischen Kurstimme. So vereinigte sich alles, um ihn auf den Weg persönlichen Entgegenkommens zu drängen. Er begann damit im Innern seines Landes selbst. Den Ungarn wurde die Wiederherstellung der alten feudalen Verfassung zugesagt, dem Adel und der Geistlichkeit Abhilfe ihrer Beschwerden in Aussicht gestellt, auch den Böhmen versprach man, die alten Stände wieder zu berufen, und überhaupt von den Josephinischen Reformen alle diejenigen zu beseitigen, welche den meisten Anstoß erregt hatten. Sobald diese Maßregeln eingeleitet waren, wandte Leopold sich im freundschaftlichsten und friedfertigsten Ton an den König von Preußen. Er wies alle Eroberungsgedanken weit von sich, und versicherte, daß Oesterreich nur deshalb Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammengezogen habe, weil man gefürchtet, Preußen werde die Türken im Kriege mit den Waffen unterstützen. Er selbst wünsche den Frieden, und sei sogar nicht abgeneigt, sich an dem Fürstenbunde zu betheiligen, wenn gegenseitige Gleichheit aller Genossen desselben zugesichert würde [1]).

---

[1]) Die Urkunden zum Theil im dritten Bande von Herzberg's Recueil. — Vieles aus den Preußischen Archiven hat Häusser bei seiner Darstellung (Band I. p. 249 ff.) benutzt.

Von Berlin aus wurde erwidert, daß wenn alle großen Mächte den ferneren Bestand, und eine feste Abgrenzung der Türkei sicher stellten, sich auf solchen Grund hin eine friedliche Uebereinkunft treffen lassen würde, daß aber der König von Preußen ohne Zustimmung seiner Alliirten jetzt noch keine bindende Erklärung abgeben könnte. Es wurden nun rasch hintereinander Vorschläge und Gegenvorschläge gewechselt, die aber zu keinem Resultate führten, weil weder England noch Oesterreich dem Preußischen Staate die Erwerbung von Thorn und Danzig gönnte, beide Mächte es vielmehr vorgezogen hätten, den Stand der Dinge, wie er vor dem Kriege gewesen, wiederhergestellt zu sehen, und diesen Status quo als Basis für einen zu schließenden Frieden anzunehmen. Davon wollte natürlich Herzberg nichts wissen. Die Sachen nahmen eine drohende Gestalt an, indem Preußen für alle Fälle ein Heer in Schlesien zusammengezogen hatte, an dessen Spitze der König sich des Sieges so fest versichert hielt, daß er auf schnelle Entscheidung drang. In Schönwalde, zwischen Glatz und Reichenbach hatte er am 18. Juni sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zur Capitulation, sagte er, sei jetzt keine Zeit mehr, wenn der König von Preußen sich im Lager seiner Truppen befinde. —

Friedrich Wilhelm II. hatte nur seinen Minister des Auswärtigen mit sich genommen, die Begleitung des Englischen und Holländischen Gesandten aber ausdrück-

lich verbeten. Diese jedoch fühlten sich durch eine solche Ausschließung beleidigt und verlangten, daß bei den bevorstehenden Verhandlungen die Vertreter der Seemächte jedenfalls zugezogen werden müßten. Oesterreichischer Seits hatten sich Fürst Reuß und Baron Spielmann im Preußischen Hauptquartier eingefunden. Am 27. Juni begannen die förmlichen Conferenzen. Herzberg trug seinen Plan vor, wonach Oesterreich den Polen das ganze Galizien, oder einen Theil desselben abtreten, dafür durch einen Strich des türkischen Gebietes entschädigt werden, und Preußen Danzig und Thorn erhalten sollte. Es schien Aussicht vorhanden, daß diese Grundlagen angenommen würden, als die Gesandten von England und Holland ankamen und erklärten, sie seien durch die Allianz mit Preußen nicht verpflichtet auf diese Tausch- und Entschädigungspläne einzugehen, sondern würden nur zum Abschluß eines Friedens mitwirken, der den Status quo, wie er vor dem Kriege gewesen, als Grundlage habe. Inzwischen war auch Lucchesini, damals Gesandter in Polen, aus Warschau eingetroffen, und berichtete, daß die Polen ebensowenig zu einem Tausche, als die Türken zu einer Gebietsabtretung an Oesterreich geneigt wären. So schien kein Ende abzusehen. Der König von Preußen, an ernste Beschäftigung nicht gewöhnt, fand die Conferenzverhandlungen, das Lesen der Protokolle, das Anhören der fremden Gesandten, und das fortwährende Drän-

gen Herzberg's äußerst lästig, und sehnte sich aus dem Kriegslager in den üppigen Kreis seiner Potsdamer Umgebungen zurück. Seine Ungeduld machte ihn den Einflüsterungen der Feinde des Ministers zugänglich, und Bischofswerder und seine Genossen verstanden es trefflich, den Monarchen an seiner schwachen Seite zu fassen, indem sie demselben vorstellten, es biete sich hier eine neue Gelegenheit, seine allgemein bewunderte Großmuth zu üben, wenn er, zufrieden mit der erhabenen Rolle eines Vermittlers und Schiedsrichters zwischen der Pforte und den kriegführenden Mächten, den Frieden auf die ihm wohlgefälligen Bedingungen hin dictire und den König von Ungarn und Böhmen nöthige seine Eroberungen, namentlich Belgrad herauszugeben, während auch Preußen seinerseits auf jeden Vortheil verzichte; denn die Erwerbung der Städte Danzig und Thorn wäre gering anzuschlagen gegen den Glanz der hochherzigen Gesinnung, welcher das Haupt des uneigennützigen Friedensstifters umstrahlen würde.

Herzberg merkte bald wie man auf solche Art seine Pläne vernichtete und ihn selbst allmählich seines Einflusses beraubte. Vergebens machte er mündlich und schriftlich die dringendsten Gegenvorstellungen. „Ich bestehe darauf," antwortete ihm der König, „daß alle Weitläufigkeit vermieden wird. Ihre Absichten sind gut, aber Sie schaden dem Staatswohl, wenn Sie nicht jede Verzögerung kurz abschneiden. Wenn ich auf

Thorn und Danzig verzichte, so kann der Wiener Hof kein Ausflüchte machen, sondern muß den Status quo annehmen." Man sieht, der König war überredet worden, er nöthige den Oesterreichern ein Zugeständniß ab, während Leopold doch unter den obwaltenden Umständen von selbst bereit war, viel lieber auf die letzte Eroberung zu verzichten, als den Preußen eine so erhebliche Erwerbung, wie den Seehafen von Danzig zuzugestehen, den überdies die Polen nicht ohne heftigen Widerstand, und nicht ohne Anspruch auf eine bedeutende von Oesterreich zu leistende Entschädigung hergegeben hätten. Da somit die Hauptsache, d. h. die Herstellung des Status quo ante bellum von beiden Theilen zugestanden war, so betrafen die weiteren Verhandlungen eigentlich nur Nebensächliches [1]). Am 27. Juli 1790 wurde der Reichenbacher Vertrag ratificirt, durch welchen Oesterreich versprach, der Pforte alles zurückzugeben, was sie vor dem Kriege besessen, und falls Oesterreich eine Gebietserweiterung an den Grenzen erhalte, was nur unter freier Genehmigung der Pforte geschehen könnte, so müsse Preußen eine entsprechende Entschädigung erhalten. Oesterreich verpflichtet sich, den Russen nicht mehr gegen die Türkei

---

[1]) Auch hier verweisen wir in Betreff der Einzelheiten auf das von Häusser in der Deutschen Geschichte a. a. O. Mitgetheilte.

beizustehen; — den künftigen Frieden soll Preußen mit seinen Alliirten, den Seemächten garantiren, welche auch ihren Einfluß anwenden wollen, daß die Oesterreichischen Niederlande sich unterwerfen, und ihre alte Verfassung wiedererhalten.

Das war nun der dritte Act preußischer Politik seit Friedrich Wilhelm's Thronbesteigung. Er zeigte sich in seinen Folgen ebenso unfruchtbar und noch kostspieliger als die beiden früheren. Herzberg berechnete, daß aus dem Schatze Friedrich des Großen nun bereits 40 Millionen verschwunden waren. — Oesterreich hatte alle Ursache sich zu freuen, so ehrenvoll aus seinen äußeren und inneren Wirren herausgekommen zu sein, und Rußland behielt freie Hand, seine Unternehmungen gegen die Pforte und gegen Polen fortzusetzen. Herzberg's Plan, durch eine kriegerische Demonstration die Gegner einzuschüchtern und dabei für Preußen Vortheile zu erzielen, war vollständig zunichte geworden. Die Art und Weise wie die Reichenbacher Convention zur Ausführung gebracht wurde, gab kein günstiges Zeichen von dem Respect, den man vor Preußen hegte. Zwar schloß Leopold (inzwischen am 30. September 1790 zum Kaiser gewählt) am 4. August 1791 zu Szistowa Frieden mit der Pforte, allein er setzte es durch, daß in demselben weder des Reichenbacher Vertrages, noch der Garantie Preußens und der Seemächte Erwähnung geschah, und die verheißene Zurückgabe

aller Eroberungen umging er theilweise dadurch, daß er behauptete, der Status quo vor dem Kriege müsse hergestellt werden, nicht wie er wirklich gewesen, sondern wie er nach dem Abkommen im Belgrader Frieden von 1739 hätte sein sollen. Oesterreich behielt die Donaufestung Orsowa und bedeutende Waldreviere in Croatien, ohne dafür, wie nach der Reichenbacher Convention hätte geschehen müssen, Preußen zu entschädigen, — ja Kaunitz sprach gleichsam zum Hohne gegen den Preußischen Gesandten aus, daß nachdem die Oesterreichischen Eroberungen an die Pforte zurückgegeben worden, Preußen gehalten sei, für immer auf alle Erwerbungen in Polen zu verzichten [1]). Nur zu schnell wurde es klar, daß das Schiedsrichteramt in Europa, welches Friedrich II. verwaltete, nicht ein Attribut des Preußischen Staates, sondern nur ein Ausfluß der Geistesgröße dieses Königs gewesen, und daß sein schwacher Nachfolger nicht im Stande war, dasselbe fortzuführen, sobald er in Herzberg's Person den Repräsentanten der alten Politik bei Seite geschoben, und sich den Lucchesini's und Bischofswerder's in die Arme geworfen hatte. Den alten Minister Friedrich des Großen ohne weiteres zu entlassen, schämte man sich zwar, allein man griff zu dem kleinlichen Auswege,

---

1) Politisches Journal von 1791, p. 659. Herzberg Recueil III. 109 bei Manso I. 199.

ihn durch wiederholte Kränkungen dahin zu bringen, daß er sich scheinbar freiwillig zurückziehe. Am 1. Mai 1791 setzte ihm der König zwei neue Minister des Auswärtigen, Schulenburg-Kehnert und Alvensleben an die Seite, und verbot künftig die Depeschen aus Wien und Petersburg dem Grafen Herzberg mitzutheilen. Darauf forderte derselbe am 5. Juli seine Entlassung, die ihm in gnädigen Ausdrücken mit der Aufforderung gewährt wurde, die Leitung der Akademie und des Seidenbaues beizubehalten, auch die Geschichte Friedrich's des Großen aus den Archiven zu schreiben. — Tiefgekränkt zog Herzberg sich zurück. Bis an sein Ende wurden ihm kleinliche Kränkungen aller Art nicht erspart. Am tiefsten schmerzte ihn der Gedanke, daß Preußen die Wege der Politik verließ, die er für die einzig richtigen und heilsamen hielt, und daß an die Stelle des Kampfes gegen Oesterreich nunmehr eine enge Verbindung mit diesem Erbfeinde treten sollte. — Herzberg war schwach genug, 1794 noch einmal seine Dienste anzubieten, um Preußen aus den drohenden Gefahren zu retten. Zurückgewiesen starb der siebzigjährige Greis tiefgekränkt 1795.

Wie sehr man gleichzeitig in Wien und Berlin bemüht war die eingetretene Umwandlung der politischen Anschauungen an den Tag zu legen, bewies die zwar in anständiger Form, aber dennoch ebenso wirksame Beseitigung des achtzigjährigen Kaunitz, des

unversöhnlichsten Preußenfeindes. Unter dem Anscheine eines Gehilfen wurde demselben noch bei Lebzeiten der Nachfolger an die Seite gesetzt.

Neuntes Kapitel.

Ursachen des Krieges gegen Frankreich.

Ueberblickt man die eben erzählten Vorgänge und die Verhandlungen, welche mit so vielem Eifer und so großem Aufwand von Intriguen geführt wurden, so betrafen dieselben doch nur geringfügige Gebietsabtretungen und kleinliche diplomatische Schachzüge zwischen zwei deutschen Mächten, welche beide nicht einmal den ernsten Willen hatten, einander mit dem Schwerdte in der Hand zu bekämpfen. Macht man sich dabei klar, daß über diesen Gegnern bereits wahrnehmbar das drohende Gewitter am Himmel stand, welches binnen Kurzem sich entladen, und mit seinen gewaltigen Schlägen Feind und Freund zertrümmern, und ihre Macht auf lange Zeit vom Erdboden wegfegen sollte, — so kann man sich eines wehmüthigen Gefühles über die Kurzsichtigkeit und Eitelkeit der Fürsten und Staatsmänner nicht erwehren, die wie Kinder am Fuße eines Vulkans, sich ihren Spielen hingaben, ohne die Gefahr zu begreifen, die über ihren Häuptern schwebte.

Oesterreich und Preußen hielten zunächst noch ihre Blicke auf Rußland gerichtet, welches eigentlich allein den Vortheil von jenen Reichenbach'schen Abmachungen gezogen, weil nun von keiner Seite mehr seinem Vordringen gegen Constantinopel ernstlich gewehrt werden konnte; denn was dem entgegen von den anderen Mächten geschah, hatte keinen Erfolg.

Zunächst schickte England den Lord Elgin, Preußen den Obrist Bischofswerder nach Wien, um den Kaiser zum Beitritt zu der Tripelallianz zu bewegen, damit man mit vereinten Kräften den Frieden zwischen Rußland und der Türkei vermitteln könnte. Bei dieser Gelegenheit kamen allerdings auch die inneren Angelegenheiten Deutschlands, und die Maßregeln zur Sprache, welche das Reich den Ereignissen in Frankreich gegenüber ergreifen sollte; allein man glaubte dazu volle Zeit zu haben, um das alles mit althergebrachter Gründlichkeit und Weitschweifigkeit in Erwägung zu ziehen [1]). Unbegreiflich war die Verblendung, mit der

---

[1]) Häusser I. 275 schreibt auf Anlaß ähnlicher Betrachtungen: Sollte man es z. B. für möglich halten, daß die Baufälligkeit des Kammergerichtsgebäudes zu Wetzlar, namentlich Fragen wie die: Ob der Maurermeister Schneider die Schuld trage, und die Reparatur im Betrage von 1500 Gulden sogleich vorzunehmen, oder zu verschieben sei, die deutsche Reichsversammlung in einem Augenblick beschäftigte, in welchem die ganze alte Ordnung Europas in voller Auflösung begriffen war? Und diese Sache zieht sich in den zwei Jahren 1790 und 1791 durch die Reichsverhandlungen hin.

man gemächlichen Schrittes auf der zerbröckelnden Oberfläche weiter ging, unter der bereits aller Orten die Flammen glühten, welche Europas staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse in ganz neue Formen umschmelzen sollten. Daß dieser Vulkan zuerst in Frankreich zum Ausbruch kam, war durch die Natur der dortigen Verhältnisse geboten, weil nirgends schwerer als in diesem Lande der Druck Jahrhunderte alter feudaler Mißbräuche auf dem Volke lastete, nirgends das Unwesen des Zunftzwanges und der Aemterverkäuflichkeit zu solcher Höhe gediehen war wie in Frankreich, wo noch überdies eine verkehrte Finanzwirthschaft den Staatsbankerot herbeizuführen schien, dem unter der schmachvollen Regierung Ludwig's XV. ein liederlicher und verschwenderischer Hof mit vollen Segeln entgegengesteuert war, während die von oben her über immer weitere Kreise sich ausbreitende Unsittlichkeit, wie ein Pesthauch die Bevölkerung vergiftet hatte. Zwei Drittel des gesammten Grund und Bodens befand sich in den Händen des Adels und der Geistlichkeit. Die bäuerlichen Wirthe, welche den Ueberrest besaßen, waren zwar nicht Leibeigene, wie in den meisten übrigen Ländern, dafür aber hatten sie ihre Aecker in so kleine Theile zersplittert, daß dem Einzelnen zu wenig zum Leben, und kaum zu viel zum Verhungern übrig blieb. Unerschwinglich hohe Abgaben mußten sie den großen Gutseigenthümern zahlen, die ihre Einkünfte in Paris

vergeudeten, und die Landleute durch hartherzige Pächter und Verwalter ausplündern ließen. Persönliche Dienste, so niedriger oft unglaublicher Art hatten die Hintersassen dem Adel zu leisten, daß sie fast unter das Thier herabgewürdigt wurden; und wenn der Deutsche Leibeigne mit seinen Herren noch einigermaßen in patriarchalischem Zusammenhange stand, und in Krankheits- und Unglücksfällen zu ihm seine Zuflucht nehmen konnte, so bestand ein solches Band in Frankreich nicht[1]). Die Hälfte des Rohertrages war der gewöhnliche Pachtschilling, den der Bauer zu entrichten hatte, — gerade das Doppelte von dem Betrage, der in dem reichen England gefordert wurde; und der so bedrückten Landbevölkerung war außerdem noch fast die ganze Last des Staatshaushaltes aufgebürdet, weil Adel und Geistlichkeit eine schrankenlose Abgabenfreiheit genossen. Ohne Bildung und Unterricht wuchsen die Bewohner der Dörfer heran, nur in wenigen Provinzen, z. B. in der Vendée, fand sich ein menschliches Verhältniß zwischen Gutsbesitzern und Bauern. Im übrigen Lande war durch jene unnatürlichen Zustände ein leicht

---

[1]) Eine überaus anschauliche Darstellung dieser Verhältnisse findet man in dem trefflichen Buche: Histoire d'un paysan 1789. par Erckmann-Chatrian. Vierte Ausgabe 1868. On aurait cru que les seigneurs et les couvents avaient entrepris d'exterminer les malheureux paysans, et qu'ils cherchaient tous les moyens d'y parvenir. p. 12.

erklärlicher Ingrimm gegen die Unterdrücker groß gezogen worden.

Zu diesen Unterdrückern zählte das Volk auch die hohe Geistlichkeit, welche als Grundherrschaft dieselben Lasten wie der Adel auf die Schultern des gemeinen Mannes wälzte. Der Kirche selbst galt dieser Haß in keiner Weise, denn die Masse des Volkes war in Frankreich stets eifrig katholisch, und mit ihren Landpfarrern vertrugen sich die Bauern sehr gut, da diese geistlichen Hirten in der Regel eben so arme Proletarier waren, wie der Bedürftigste in der Gemeinde.

Vielleicht nicht ganz so groß wie auf dem Lande, war in den Städten die Summe des Elends, doch gingen auch hier die Zustände mit erschreckender Eile der Auflösung entgegen. Unter den Handwerkern hatten sich dadurch, daß seit Ludwig XIII. das Meisterrecht von der Krone erkauft werden mußte, eine geschlossene Gewerbsaristokratie gebildet, die mit der in diesen Kreisen heimischen Eifersucht alle nicht zünftigen Arbeiter ausschloß, so daß man in Paris allein 80,000 Gesellen zählte, die heimlich gegen das Verbot ihr Handwerk trieben, und bei ausbrechenden Unruhen eine furchtbare Genossenschaft bildeten. Bei dem Uebergewicht der Hauptstadt, und bei dem entscheidenden Einfluß der dortigen Vorgänge auf das ganze Land, sollte dieses stets zu Neuerungen aufgelegte Proletariat gar bald die unheilvollste Bedeutung gewinnen.

So vielen bedrohlichen Elementen gegenüber fehlten dem Staate die beiden Hauptbedingungen aller politischen Macht: Geld und eine zuverlässige Armee. Mit den Staatseinnahmen war so gewirthschaftet worden, daß schon 1787 ein Deficit von 198 Millionen im Budget figurirte, — in der Zeit von 1781—1787 hatte man 850 Millionen mehr ausgegeben als eingenommen, und diese gewaltigen Summen waren zum großen Theil für Luxusausgaben aller Art verschleudert, während das Nützliche und Nothwendige auf's Dürftigste abgefunden wurde: Brücken und Chausseen z. B. mit vier, die öffentlichen Bauten mit zwei Millionen Franken, und für wissenschaftliche Anstalten sollte gar eine Million genügen [1]).

Nicht besser als mit den Finanzen war es mit der Armee bestellt; es genügt zum Beweise der Angabe, daß Sold und Unterhalt der Truppen 44 Millionen, die Gehälter der Officiere dagegen 46 Millionen betrugen. Diese Officiere gehörten, vom Hauptmann aufwärts, sämmtlich dem Adel an, und 1781 wurden sogar vier Ahnen verlangt. Viele Regimenter waren Eigenthum fremder oder einheimischer Großen, die aus einer vom Kriegsminister aufgestellten Liste den Obristen, und dieser wieder alle anderen Officiere ernannte. — Auch

---

[1]) v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. II. Ausgabe I. p. 40.

bei den übrigen Regimentern ernannte der Obrist die Hälfte der Officiere. Da es 1171 Generale in der Armee gab, kann man sich denken, wie groß die Anzahl sämmtlicher Officiere sein mußte. Die erwachsenen Söhne des vierahnigen Adels waren nicht in genügender Zahl vorhanden, weshalb es nichts ungewöhnliches war, junge Burschen von 14 bis 16 Jahren als Obristen an der Spitze von Regimentern zu sehen. Die kärglich besoldeten Gemeinen waren schlecht disciplinirt, weshalb man nach den schlimmen Erfahrungen im siebenjährigen Kriege die Armee nach dem Preußischen Vorbilde zu reformiren unternahm; da das aber praktisch hauptsächlich auf Einführung der Fuchtelhiebe hinauslief, so bemächtigte sich ein meuterischer Geist schlimmster Art der Truppen[1]). Die Zustände waren nach jeder Richtung hin unhaltbar geworden, Jedermann fühlte das Herannahen des Umsturzes; und doch, wie nach den irdischen Gesetzen aus der zerstörenden Verwesung alles Organischen, neue Triebe der jungen Saat in üppiger Lebenskraft emporschießen, so hatte sich auch in diese staatliche Fäulniß schon der Same gesenkt, dem eine neue Zeit entsprießen sollte.

Im schroffen Gegensatze zu den verkommenen mora=

---

[1]) Ein Lieutenant, dem befohlen war einem Soldaten 50 Hiebe mit der flachen Klinge zu ertheilen, hielt nach dem 24. inne, und erstach sich dann selbst vor der Front des Regiments.

lischen und politischen Zuständen, unter denen man lebte, hatte sich bei den gebildeten Schichten der Gesellschaft die idealste Vorstellung von dem ausgebildet, was nach dem geahnten Zusammensturz alles Bestehenden sich neu entwickeln sollte. Die Köpfe waren durch die, seit der Mitte des Jahrhunderts erschienenen Werke der sogenannten Revolutionsschriftsteller mit solchen Bildern erfüllt; vor allen war es Jean Jaques Rousseau, der durch die Gluth der Begeisterung und den Zauber seiner Darstellung Alles mit sich fortriß. Das Wesen seiner Staatsanschauungen läßt sich kurz in folgenden Sätzen zusammenfassen: Alles Uebel ist Folge einer falschen Cultur. Die Menschen müssen zu ihrer ursprünglichen Einfachheit zurückkehren, und mit allen geselligen und politischen Einrichtungen vollständig reinen Tisch machen. Auf die leere Tafel ist sodann ein neues Staatsgebäude zu errichten, hervorgehend aus der einzigen Quelle alles Rechts, dem allgemeinen Volkswillen. Könige und Regenten sind nicht von Gottes Gnaden eingesetzt, sondern Diener des Volkes. Das Volk kann sie entlassen, wenn es seinen Willen dahin erklärt. Das Buch von dem Gesellschaftsvertrage (contract social), welches die Folgerungen aus diesen Sätzen darlegte, war das Evangelium der Zukunft geworden, und daß dasselbe in der That sich auf geeignetem Boden verwirklichen lasse, hatten so eben erst die

brittischen Kolonien in Nordamerika bewiesen, welche, sich von dem tyrannischen Mutterlande losreißend, unter ihrer nach Rousseau's Idealen entworfenen Verfassung zu einem mächtigen Staatenbunde emporblühten. Frankreich hatte sich, aus herkömmlicher Feindschaft gegen England zum Verbündeten der neuen Republik gemacht, und die Söhne seiner edelsten Geschlechter über das Meer gesandt um an Washington's Seite zu kämpfen. Heimgekehrt wußten diese dann zu erzählen, wie ein freies Volk auf den Trümmern gestürzter Herrschaft sich einzurichten verstand.

In Frankreich hatte 1774 der zwanzigjährige Ludwig XVI. den Thron bestiegen. Als er den Tod seines Großvaters, Ludwig's XV., erfuhr, warf er sich mit seiner jungen Gemahlin auf die Knie, und bat Gott um Beistand: „Wir sind noch zu jung um zu regieren!" rief er aus; — und wahrlich, auch ein starker gereifter Mann hätte nicht ohne Zagen die entsetzliche Erbschaft angetreten.

Den besten Willen brachte der neue König mit auf den Thron. Sittenrein, von einfachen Gewohnheiten, und erfüllt von dem Wunsche, seinem Volke ein Wohlthäter zu werden, hätte er in ruhigen Zeiten einen ehrenvollen Platz unter den Regenten eingenommen; aber für die gewaltige Aufgabe zu der er berufen war, fehlte ihm Charakterfestigkeit und Kühnheit. Auch war er nicht scharfsichtig genug, um alsbald zu erkennen,

daß die Weltlage für halbe Maßregeln nicht angethan war, sondern daß rasch und gründlich durchgegriffen werden mußte. Statt dessen begann er mit schwankenden Versuchen Einzelnes zu verbessern, und gab sich den widersprechenden Rathschlägen seiner schnell wechselnden Minister hin, um den hereinbrechenden Staatsbankerot zu beschwören. Geschah ein Ansatz zur Aufhebung der schreiendsten Mißbräuche des Feudalwesens, so bewirkte Adel und Geistlichkeit durch ihren Einfluß schnell die Zurücknahme des eben Bewilligten. Bei der Armee wußte der gutmüthige König sich weder Liebe noch Achtung zu verschaffen. Er trug niemals Uniform, und wenn er in seltenen Fällen einmal einer Parade beiwohnte, so geschah es im Hofkleide, den Hut unter dem Arm. Wohlbeleibt, plump und ungeschickt in seinen Bewegungen, wurde er den Parisern lächerlich, bald fast verächtlich, und während er selbst auf diese Weise in der öffentlichen Meinung sank, war seine jungen Gemahlin, Maria Theresien's Tochter, so unglücklich, durch leichten Sinn und Mangel an Vorsicht die übelsten Nachreden und den schlimmsten Haß auf sich zu ziehen. Man haßte sie wegen ihrer Deutschen Abkunft, und äußerte laut den Verdacht, daß sie mit den Schätzen des Landes ihren Bruder, den Kaiser, bereicherte.

So vereinigte sich alles, um auf das Haupt Ludwig's XVI. den Fluch herabzuziehen, daß die Sünden der Väter an ihren Söhnen und Enkeln heim-

gesucht werden sollen. Immer weiter griff die Zersetzung aller Verhältnisse um sich, immer höher thürmte sich die Schuldenmasse auf, — man sah dem Augenblick entgegen, wo die Wogen über dem Throne zusammenschlagen mußten. Da dämmerte, leider zu spät, die Erkenntniß auf, daß die absolute Alleinherrschaft nicht länger zu halten sei; man sah sich nach Hülfe bei der Nation um. Zuerst wurde 1787 der unglückliche Versuch gemacht, die sogenannten Notabeln zu berufen [1]), was aber nur die allgemeine Aufregung steigerte, statt sie zu beruhigen. Streitigkeiten der Regierung mit den Parlamentern, welche das Volk immer noch als die einzigen Stützen seines Rechtes gegenüber der Krone betrachtete, gossen Oel in das Feuer. Die Parlamente widersetzten sich geradezu, als man sie auflösen wollte. Gewalt zu brauchen schien kaum räthlich, weil man der Armee nicht sicher war. Die Erschöpfung aller Kassen zwang zu verzweifelten

---

[1]) Eine ständische Versammlung mit berathender Stimme, in der Zusammensetzung unserem jetzigen Herrenhause nicht unähnlich, mit starker Vertretung der hohen Geistlichkeit (7 Erzbischöfe und 7 Bischöfe). Seit Heinrich IV. Zeiten hatte man sie nicht einberufen. Im Februar 1787 erschienen diese 140 Herren in Versailles. Da sie weder das Recht der Steuerbewilligung noch der Gesetzgebung hatten, so konnten sie nichts durchsetzen und wurden in Paris verlacht. Man nannte sie Jaherren, und bot nickende Pagoden unter dem Namen der Notabeln auf den Straßen feil.

Maßregeln. Am 16. August wurden die Zahlungen aus königlichen Kassen theils eingeschränkt, theils auf ein Jahr lang ganz ausgesetzt. Unruhen brachen aus, ein neuer Ministerwechsel trat ein, aber die Zustände wurden nicht gebessert. Da ließ sich der König durch Necker, der bereits früher das Finanzministerium verwaltet hatte, dann entlassen war, und nun auf allgemeinen Wunsch zurückberufen wurde, dazu bewegen, die alten Stände des Reiches (états généraux), welche 1614 zum letzten Male beisammen gewesen, wieder einzuberufen. Mit unbeschreiblichem Jubel wurde dieser Entschluß begrüßt; es schien endlich das Zauberwort gefunden, welches den Fluch, der auf dem Lande lastete, zu bannen stark genug wäre. Die Wahlen setzten das Land in fieberhafte Aufregung. Nach den Ständen der Geistlichkeit, des Adels und der Bürger und Bauern (dritter Stand) waren diese Versammlungen gebildet gewesen. Nach derselben Gliederung wurden sie auch jetzt gewählt, und traten am 5. Mai 1789 in Versailles zusammen; aber sofort kam es zum Bruch mit der Vergangenheit durch die Frage, ob, wie sonst nach Ständen, oder nach Köpfen abzustimmen sei, d. h. da man dem dritten Stand eine doppelte Anzahl von Vertretern bewilligt hatte, ob Adel und Geistlichkeit, oder ob der dritte Stand die Entscheidung haben sollte. In dem Streite hierüber, der durch zahllose aufregende Flugschriften geführt wurde, schlug die berühmte

Phrase des Abbé Sieyes durch: „Was ist der dritte Stand? Nichts! — Was soll er sein? — Alles!"

Hätte der König sich jetzt aufrichtig und entschlossen an die Spitze der Bewegung gestellt, und aus freiem Antriebe das gefördert, was er doch nicht hindern konnte, so wäre es vielleicht möglich gewesen, die ungeheure Bewegung in ruhige und gesetzliche Bahnen zu leiten. Statt dessen ließ Ludwig XVI. sich durch seine Brüder und deren Anhang bewegen, der lauten Stimme des ganzen Volkes entgegenzutreten. Am 23. Juni 1789 erschien er persönlich in der Sitzung der Abgeordneten, und schloß nachdem er eine Reihe von freisinnigen Verheißungen verkündet hatte, mit den Worten: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sofort auseinander zu gehen und sich morgen in den abgesonderten Berathungsräumen Stand für Stand zur Wiederaufnahme Ihrer Arbeiten einzufinden." — Als der König den Saal verließ, folgten ihm beinahe alle Bischöfe, viele Pfarrer und ein großer Theil des Adels. Die übrigen blieben zurück in offenbarem Ungehorsam gegen den königlichen Befehl. Statt sie mit Gewalt auseinander zu treiben, schickte der König den Ober-Ceremonienmeister Marquis Brezé, der mit unsicherer Stimme nur die Worte vorbrachte: „Meine Herren, Sie haben den Befehl des Königs vernommen!" — Mirabeau erhob sich zur Erwiderung und sprach jene so berühmt gewordenen Worte: „Sagt Eurem Herrn, daß

wir hier versammelt sind nach dem Willen des Volkes, und daß wir nicht weichen werden, es sei denn vor der Uebermacht der Bayonette [1])!"

Als dem Könige diese Antwort hinterbracht wurde, fand er nicht die Kraft, seinen Befehlen Gehorsam zu schaffen: „Wenn sie nicht gehen wollen," sagte er, „nun so mögen sie zusammenbleiben!" —

Damit hatte der That nach die Monarchie abgedankt, die Gewalt war in die Hände der Volksvertretung übergegangen. Auf abschüssiger Bahn rollten nun die Ereignisse mit wachsender Schnelligkeit weiter. In Paris brachen Unruhen aus, die am 14. Juli zum Sturme der Bastille führten. Die allgemeine Empörung nahm solchen Umfang an, daß das Land Gefahr lief einer vollständigen Anarchie anheimzufallen. Voll Zuversicht, eine solche Gefahr durch Aufopferung der verhaßten Standesvorrechte abwenden zu können, entschlossen sich die Mitglieder der Nationalversammlung dieses Opfer zu bringen. In hochherziger Selbstverleugnung wetteiferten Geistlichkeit und Adel, Städte und Provinzen mit einander, durch ihre Vertreter allen der Freiheit und Gleichheit widersprechenden Privilegien zu entsagen. In der Nacht vom 4. August erfolgten jene ewig denk-

[1]) So nach der volksmäßigen Ueberlieferung. Etwas anders lauten die Worte in dem amtlichen Bericht des Moniteur. Häusser, Franz. Rev. 146.

würdigen Beschlüsse, welche dem ganzen Wuste aller verjährten Mißbräuche ein Ende machen sollten. Die Leibeigenschaft wurde im ganzen Lande aufgehoben, gutsherrliche Gerichtsbarkeit und Jagdberechtigung beseitigt, alle Zehnten und Herrenrechte für ablösbar erklärt, Gleichberechtigung aller Franzosen zu allen Aemtern, gleiche Besteuerung aller Stände beschlossen, die Rechtsungleichheit in den verschiedenen Städten und Landschaften abgeschafft, Geschworenengerichte und unentgeldliche Rechtspflege in Aussicht gestellt, und auf diese Weise das Volk mit einer Fülle von Freiheiten überschüttet, wie es in einer Monarchie niemals erhört worden.

Leider hatten die Franzosen unter der langen Mißregierung, welche dem Sinken der Größe Ludwig's XIV. folgte, nicht die politische Reife erlangen können, um ein solches Uebermaß von Freiheit zu ertragen. Nachdem noch bis 1791 die Hoffnung einer gedeihlichen Entwickelung der Dinge fortgedauert hatte, wurde vom Auslande her die unter der Asche glimmende anarchische Gluth zu hellauflodernder Flamme angefacht und an die Stelle der Vernunftrepublik, die man errichten wollte, trat eine Pöbel- und Schreckensherrschaft, wie die Welt sie nie gesehen.

Obgleich nämlich Adel und Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl sich den Beschlüssen der Volksvertretung willig oder unwillig gefügt hatten, so waren die könig-

lichen Prinzen, und in ihrem Gefolge ein ungeheurer Schwarm von weltlichen und geistlichen Vornehmen, über die Grenzen entflohen, und hatten sich namentlich in den benachbarten Deutschen Provinzen niedergelassen, um die Fürsten daselbst zu gewaltsamem Einschreiten gegen die Revolution aufzustacheln, — was ihnen leider nur zu gut gelang.

In Deutschland hatte die erste Kunde von den Vorgängen in Frankreich, die Erklärung der Menschenrechte, die Abschaffung der feudalen Lasten und die verheißene Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen, den größten Jubel im Kreise aller Gebildeten erregt. Klopstock, der gefeiertste Dichter der Nation, gab seine Begeisterung in einer schwungvollen Ode kund. Allein nach Deutscher Art äußerte sich die Beistimmung mehr in gefühlvollen Reden und Wünschen, als in Thaten, und vor den gewaltsamen blutigen Auftritten, die bald in Paris erfolgten, bebte man erschrocken zurück. Gern hätten die Fürsten ihre Grenzen gegen die Pest der von Westen eindringenden neuen Ideen vollständig abgesperrt; denn sie erkannten gar wohl die Gefahr des eigenen Hauses bei dem Brande des Nachbars. Durch scharfe Verbote gegen aufreizende Schriften, durch strenge Censur, verschiedentlich durch Einführung geheimer Polizei, wollten sie der Ansteckung vorbeugen; und wo sich thatsächliche Nachwirkungen des erwachten Unabhängigkeitssinnes zeigten, schritt man zu gewalt=

samer Unterdrückung, wie wir an dem Beispiele von Lüttich gesehen haben. Zu seinem Bedauern aber wurde das Deutsche Reich bald in die Nothwendigkeit versetzt, von den französischen Vorgängen nicht blos in ablehnender Weise Notiz zu nehmen. Vom Elsaß her sollte die Rache für das Verbrechen kommen, welches man beging, als Deutschland diese schöne Provinz im Westphälischen Frieden an Frankreich abtrat. Mit dieser Landschaft und in derselben, waren nämlich eine Menge, umschlossener Gebiete und Gerechtsame geistlicher und weltlicher Deutscher Fürsten unter Französische Oberhoheit gekommen, und bisher geschützt worden. Durch die Aufhebung aller gutsherrlichen Privilegien aber, und durch die Einführung der neuen Verwaltung und Gerichtsbarkeit in Frankreich, wurden die Rechte jener Fürsten theils ganz aufgehoben, theils wesentlich gekränkt. Zwar stellte 1790 die Nationalversammlung gewisse Entschädigungen deshalb in Aussicht, allein damit wollten die Beschädigten sich nicht begnügen; namentlich erhoben die geistlichen Fürsten ein großes Geschrei, und hätten am liebsten den Kaiser sogleich zu einer Kriegserklärung gedrängt. Während man darüber auf dem Reichstage zu Regensburg des Breiteren verhandelte, war in Frankreich eine Krisis ausgebrochen, welche die gesammte Lage der Dinge umwandelte. Ludwig XVI. hatte sich thörichterweise zu einem Fluchtversuche bereden lassen, und das Ausland um

Vermittelung angerufen. Die Flucht, auf's ungeschickteste eingeleitet, war mißlungen (20. Juni 1791), der König wurde gewaltsam nach Paris zurückgeführt und als Gefangener gehalten, bis er am 14. September die ihm vorgelegte, von der Nationalversammlung entworfene neue Verfassung des Reichs beschworen hatte, welche bis auf den heutigen Tag die wesentliche Grundlage aller constitutionellen Verfassungen in Europa geblieben ist, und im weitesten Umfange alle die Bürgschaften der Volksfreiheit aufstellte, deren voller Verwirklichung die Nationen noch immer vergebens entgegen sehen [1]).

Während man in Wien und Berlin zu keinem festen Entschlusse kommen konnte, was solchen Vorgängen gegenüber zu thun wäre, hatten sich im westlichen Deutschland bereits Dinge begeben, welche als ausgesprochene Feindseligkeiten gegen Frankreich gedeutet werden mußten. Die ausgewanderten Prinzen und Adligen hatten mit ihrem Anhange in den kleinen Fürstenthümern, namentlich bei dem Kurfürsten von Trier nicht nur freundliche Aufnahme gefunden, sondern man gestattete ihnen auch, sich gewissermaßen als die eigentlichen Vertreter der Nation zu behaben. Die Grafen von Provence und Artois, des Königs Brüder, hatten ihr Ministerium, ihren Generalstab, und bildeten

---

[1]) Häusser, Gesch. der Revolution I. 246.

aus dem Schwarm der Begleiter bewaffnete Kompagnien, die in den Rheinischen Städten in Garnison lagen, und sich mit vielem Geräusch und prahlerischen Redensarten darauf vorbereiteten, als Sieger und Befreier ihres Monarchen in Paris einzuziehen. Zwar wußte man in der Hauptstadt Frankreichs sehr wohl, daß ein solcher Dünkel mehr lächerlich als furchtbar war, indessen gab es doch den republikanisch gesinnten Massen und ihren Clubs erwünschten Vorwand, um das Land mit Angst von einem feindlichen Ueberfall zu erfüllen, und die gemäßigten Elemente der Bevölkerung zum Schweigen zu bringen.

Zur selbigen Zeit (Frühjahr 1791) war Bischofswerder als Preußischer Bevollmächtigter bei Kaiser Leopold, den er auf dessen Reise nach Italien begleitete. Leopold war keineswegs geneigt, der Verbindung mit Rußland zu Gunsten des Preußischen Nebenbuhlers zu entsagen, dem er noch so eben im Reichenbacher Vertrage die mühsamen Erfolge so vieler Feldzüge hatte opfern müssen [1]). Erst als er versichert war, daß Preußen seine Ansprüche auf Danzig und Thorn aufgeben wollte, beschleunigte er den Abschluß des Friedens mit der Türkei, ohne deshalb jedoch den Russen feindlich gegenüber treten zu wollen. Willkommen waren ihm aber die Anträge Bischofswerders, soweit dieselben

[1]) Hüffer, Oesterreich und Preußen p. 19.

sich auf gemeinschaftliche Maßregeln gegen die Französische Revolution bezogen. Er durfte ehrenhalber die Mißhandlungen, welche seine Schwester, die Königin Marie Antoinette, erfuhr, nicht ruhig mit ansehen. Zu einer sofortigen Kriegserklärung aber konnte er sich nicht entschließen, sondern wünschte ein drohendes Bündniß aller großen Mächte herbeizuführen, unter dessen Druck die Gewalthaber in Paris zur Nachgiebigkeit gezwungen werden sollten. Friedrich Wilhelm II. faßte diese Verhältnisse, seinem Naturell gemäß, mehr von der persönlichen Gefühlsseite, als von dem rein politischen Standpunkte auf; er erklärte die Sache Ludwig's XVI. für die Sache aller Könige, und war der Ueberzeugung, daß es ihm mit seiner Armee ebenso leicht gelingen würde in Frankreich Siege zu erfechten, wie es in Holland geschehen. Unter einer Französischen Armee stellte man sich in Preußen immer noch die Haufen vor, welche in Roßbach schmachvoll reißaus genommen, und so groß war des Königs Meinung von der Ueberlegenheit seiner Truppen, daß er glaubte gleichzeitig gegen Frankreich und gegen Rußland Krieg führen zu können; denn als die Kaiserin Katharina ein für alle Mal verweigerte, sich bei ihren Händeln mit den Türken drein reden zu lassen, war man in Berlin schon entschlossen gewesen, ein Heer gegen die Donau vorrücken zu lassen, und den König von Schweden durch Subsidien zu einem neuen Angriff von Norden her

gegen das Czarenreich zu bestimmen. Noch mehr ermuthigt zu solchem Unternehmen fühlte man sich, weil auch der König von England gedroht hatte, den Krieg zu erklären, falls Rußland sich weigerte, den Türken die gemachten Eroberungen zurückzugeben. Allein die Aussicht auf Englands Beistand wurde hinfällig, als das Parlament seine Unterstützung zu einem Kriege verweigerte, welcher das Land nicht nahe genug anzugehen schien. Das Londoner Cabinet stellte seine Rüstungen ein und ließ die Czarin gewähren.

Obgleich nun durch diesen Abfall Englands die Tripelallianz wesentlich unwirksam geworden war, so wollte doch die große Partei, welche in Preußen noch immer der Politik Friedrich des Großen anhing, von einem Bündnisse mit Oesterreich nichts wissen. Dessenungeachtet kam dasselbe zu Stande. Kaiser Leopold hatte bei Bischofswerder eine persönliche Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm II. in Anregung gebracht, welche angenommen wurde, und die entscheidende Wendung klar machte, welche die gesammte Preußische Politik genommen, seit Herzberg's Einfluß beseitigt war. Im August 1791 kamen die beiden Monarchen mit ihren Thronfolgern bei dem Kurfürsten von Sachsen in Pilnitz zusammen. Ungebeten, und sogar sehr unwillkommen stellte sich auch der Graf v. Artois ein. Am 17. August einigte man sich zu einer Erklärung, welche eigentlich Niemanden befriedigte, und unmittelbar keine weiteren

Folgen hatte, als die Französische Nation noch mehr gegen die Verbündeten aufzubringen. Man sprach sich dahin aus: Ludwig des XVI. Sache müsse für die Sache aller Souveräne angesehen werden, von denen man erwarte, sie werden im Verein mit Oesterreich und Preußen Maßregeln treffen, um dem Könige von Frankreich seine volle Freiheit wieder zu geben. Für diesen Fall seien der Kaiser und der König von Preußen entschlossen, gemeinschaftlich zu handeln; schon jetzt aber würden sie ihre Truppen in Bereitschaft halten, um zu geeigneter Zeit einzuschreiten. Damit war denn zwischen den beiden Deutschen Mächten der Bund geschlossen, über den, wie der ehrliche Gallus sagt[1]) „die Politiker murreten und die Menschheit seufzete."

Wenn häufig wiederholt worden, das Pilnitzer Abkommen sei die Ursache des Krieges gewesen, so ist das irrig. Der Krieg brach aus, weil die Parteiführer in Frankreich, die Girondisten sowohl als die Jakobiner, ihn brauchten, um sich im Innern Raum zu verschaffen, und aus diesem Grunde trieb seit dem Tage von Pilnitz alles dem Kriege entgegen. Die gesetzgebende Versammlung zwang den König von Frankreich in drohendem Tone über die Unterstützung der Emigranten Klage zu führen, Ludwig XVI. wagte keinen Widerstand. Im Dezember 1791 theilte er mit: dem Kur-

---

[1]) Brandenburgische Geschichte Bd. VI. p. 145.

fürsten von Trier sei erklärt, man werde ihn als Feind betrachten, wenn bis zum 15. Januar 1792 das Heer der Emigranten nicht aufgelöst wäre. Kaiser Leopold und auch der Kurfürst selbst betheuerten hierauf ihre friedfertigen Absichten. Zugleich aber wurde dem Kaiserlichen Generalcommandanten in den Niederlanden, Marschall Bender, Befehl ertheilt, den Kurfürsten zu schützen, falls dessen Gebiet verletzt werden sollte. In Paris aber zeigte man nachträglich an, daß nicht nur die Deutschen Fürsten, sondern alle Mächte Europa's sich verbinden würden um die öffentliche Ruhe aufrecht zu halten. Als Antwort hierauf wurde jeder Franzose (womit hauptsächlich der König selbst gemeint war) für einen Verräther erklärt, der zu einem Eingriff des Auslandes in die inneren Streitigkeiten Frankreich's die Hand bieten, oder anrathen würde, die Deutschen Fürsten im Elsaß anders als durch Geld zu entschädigen. Der Kaiser möge sich hierüber bis zum 4. März 1792 unzweideutig aussprechen, sonst würde man ihm den Krieg erklären. — Diese Drohung beschleunigte den Abschluß eines förmlichen Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich, welches am 7. Februar 1792 zu Stande kam [1]), und demzufolge man zwar an der Erhaltung des Friedens zu arbeiten, jedoch, wenn dies

[1]) Der Text des Vertrages im Juniheft des politischen Journals von 1792 bei Hüffer 27. Häusser I. 333. (Dritte Ausgabe.)

erfolglos wäre, einander mit 20,000 Mann gegenseitig zu unterstützen versprach. Rußland und Sachsen sollten zum Beitritt aufgefordert werden. Der Pariser Regierung ertheilte man die geforderte Auskunft dahin, daß die Coalition der Mächte im vorigen Jahre durch die Gefangenhaltung des Königs veranlaßt worden; jetzt, da Ludwig XVI. die Constitution freiwillig angenommen, falle dieser Grund fort, doch sei wegen der anarchischen Bestrebungen der Jakobiner eine Wiederholung ähnlicher Vorkommenheiten zu befürchten, wenn schon der Kaiser überzeugt wäre, daß die Mehrheit der Nation dem verbrecherischen Treiben fremd bleibe. Was übrigens die Emigranten betreffe, so habe man auf Oesterreichischem Gebiete keine Bewaffnung derselben geduldet, auch den Kurfürsten von Trier und die anderen Reichsstände ernstlich ermahnt, die gegen sie erhobenen Beschwerden abzustellen.

Nichtsdestoweniger fuhren die Ausgewanderten fort sich in den Rheinischen Städten zu sammeln und zu ordnen. Ihr Hauptquartier in Coblenz betrachteten sie förmlich als Sitz des Französischen Königthums, was von verschiedenen Höfen durch Anknüpfung diplomatischer Verbindungen mit den Prinzen anerkannt wurde. Ein Schwedischer und auch ein Russischer Gesandter fanden sich ein. König Gustav III. hatte den romantischen Plan gefaßt mit 20,000 Schweden die Emigranten nach Paris zurückzuführen, und den

Thron Ludwig XVI. wieder aufzurichten. Er hoffte in Frankreich als Befreier des Landes gefeiert zu werden, wie einst Gustav Adolph in Deutschland. Katharina's Absichten waren nicht so romantisch; sie wünschte Oesterreich und Preußen womöglich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, um inzwischen ihre Absichten in Polen und gegen die Türkei ungestört ausführen zu können [1]). Unter diesen Umständen konnte auch die obenerwähnte Oesterreichische Note in Paris keinen beruhigenden Eindruck machen.

An dem Tage, als dieselben übergeben wurde (1. März 1792), war Kaiser Leopold nach kurzer Krankheit ganz unerwartet gestorben [2]). Der Tod dieses Fürsten war deshalb von großer Bedeutung, weil er in der That den Frieden gewollt hatte, und denselben vermöge seiner großen politischen Gewandheit auch vielleicht noch einige Zeitlang erhalten hätte. Sein 24jähriger Sohn Franz II., welcher ihm, zunächst als König von Ungarn und Böhmen, folgte, war ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten und zweideutigem Charakter.

---

[1]) Ich zerbreche mir den Kopf, schrieb sie im Dezember 1791 an einen Vertrauten, um das Wiener und Berliner Cabinet in die Französischen Angelegenheiten zu verwickeln, damit sie mich bei den vielen Unternehmungen nicht hindern, die vor mir liegen. v. Sybel, Rev.-Gesch. II. 151 (nicht 131 wie bei Hüffer) aus Smitt Suworoff II. 389.

[2]) Man muthmaßte eine Vergiftung, was jedoch in keiner Weise durch die Umstände bestätigt wird.

Eigensinnig, kleinlich, mißtrauisch, eifersüchtig auf seine Brüder, dabei pfiffig genug, wo es darauf ankam seine unbeschränkte Herrschaft gegen Eingriffe zu schützen, wußte er durch den Schein derber Biederkeit, den er anzunehmen pflegte, und durch die Leichtigkeit, mit der er den Zutritt zu seiner Person gestattete, sich auf wohlfeile Art bei der Mitwelt in den Ruf eines patriarchalischen Landesvaters zu setzen, wofür ihn dann die Nachwelt desto härter beurtheilte. Daß er eher zum Kriege neige als sein Vorgänger, galt für ausgemacht. Die Allianz mit Preußen erklärte er für das Beste, was sein Vater gethan. In Paris war es unterdessen gelungen, die letzte Wiener Depesche als ein Aufreizungsmittel zu gebrauchen, um das noch monarchisch gesinnte Ministerium zu stürzen. Die Partei der Gironde kam an's Ruder, und Dumouriez, dessen Name bald in Aller Munde sein sollte, erhielt die Leitung des Auswärtigen. Sofort änderte sich der Ton gegenüber den fremden Höfen; und man vernahm zum ersten Male die Sprache der Clubs in den diplomatischen Noten. König Franz wurde aufgefordert, kategorisch zu erklären, ob er alle gegen Frankreich feindselig abgeschlossenen Verbindungen auflösen, und seine Truppen ohne Säumen zurückziehen wolle. Andernfalls müsse man den Krieg als erklärt betrachten, weil man alsdann den gerechten Unwillen einer stolzen und freien Nation nicht würde zurückhalten können.

Der Wiener Hof antwortete in würdigem Tone. Man könne, hieß es, der Französischen Aufforderung nicht eher entsprechen, bis die Deutschen Fürsten im Elsaß entschädigt worden, und der Pabst für die Gewaltsamkeit Genugthuung erhalten, mit der man ihm Avignon entrissen[1]); auch müsse die Französische Regierung im Innern solche Maßregeln treffen, daß die anderen Staaten nicht mehr täglich dem Ausbruch von Unruhen entgegenzusehen genöthigt sind. Als Antwort hierauf trug Ludwig XVI., der jetzt ein willenloses Werkzeug in den Händen der Demokraten geworden war, auf Kriegserklärung gegen Oesterreich an, die auch am 20. April 1792 erfolgte.

Es gehörte der ganze Taumel der Leidenschaft und des Uebermuthes der Französischen Nation dazu, um in der Verfassung, in der man sich befand, ganz Europa herauszufordern. Die Armee war vollständig demoralisirt, die Finanzen ruinirt, alle Festungen im erbärmlichsten Zustande. Allein der Krieg war in der That für die Parteien in Frankreich das einzige Rettungsmittel geworden, um aus den Zuständen herauszukommen, die sich mit jedem Tage unerträglicher gestalteten. Die Republikaner hofften bei Gelegenheit des

---

[1]) Gleich zu Anfang hatte die Nationalversammlung die Besetzung von Avignon verfügt, welche dann sehr tumultuarisch, unter Verübung von allerlei Grausamkeiten erfolgt war.

ausbrechenden Kampfes das Königthum völlig zu beseitigen; die Freunde der Ruhe und der Ordnung erwarteten, daß ein Feldherr sich erheben würde, der die empörten Elemente im Innern zu Boden schlüge, — eine dritte Partei betrachtete den Krieg als Reinigungsmittel, um das Land von dem Gesindel zu befreien, welches in Paris das Wort führte. Allein ganz abgesehen von diesem Parteitreiben war der Krieg eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden. Er konnte vielleicht noch verschoben, aber niemals beseitigt werden. Die neuen revolutionairen Ideen durften nicht Eigenthum eines einzelnen Volkes bleiben, sie gehörten der gesammten Menschheit, und mußten ihre Rundreise machen. Auf friedlichem Wege konnte das nicht geschehen, so lange die übrigen Staaten an ihren feudalen Einrichtungen festhielten, und nicht im entferntesten daran dachten, die Ideen von 1789 freiwillig bei sich zur Geltung zu bringen. Der Pilnitzer Vertrag und die Vorgänge in Koblenz haben den Eintritt der Ereignisse vielleicht um etwas beschleunigt[1]), allein auch ohne diese Vorgänge wäre es schnell genug zum Kriege gekommen. Erkannten doch die Revolutionsredner selbst es an, daß die Deutschen Fürsten, namentlich Kaiser Leopold, den Frieden zu erhalten wünschten, und daß Oesterreich nur in so weit kriegerische Maß-

---

[1]) Häusser I. 341.

regeln traf, als die unglückliche Lage Marie Antoinettens und die Sicherung der Belgischen Grenzen es unumgänglich zu fordern schienen. Brissot, einer der entschiedensten Beförderer des Krieges, hatte das noch am 16. Dezember 1791 bei den Jakobinern offen ausgesprochen[1]: „In Berlin wie in Wien," sagte er, „wünscht man den Frieden, weil man seiner bedarf; man will nur den Schein haben, als unterstütze man die Sache der Könige. Auch der Vertrag zu Pilnitz hatte keine andere Bedeutung."

Zehntes Kapitel.

Ausbruch des Krieges. Feldzug in der Champagne.

Kaum waren acht Tage seit der Französischen Kriegserklärung vom 20. April 1792 vergangen, als auch schon der Vortrab der von Rochambeau befehligten Nordarmee in die Niederlande einrückte. So demoralisirt waren diese Truppen, daß sie beim Anblick des ersten ihnen entgegenkommenden Oesterreichischen Corps sich schleunigst nach Valenciennes zurückzogen. Eine andere Abtheilung unter General Dillon löste sich ebenfalls, sobald die Oesterreicher erschienen, in wilder

[1]) Häffer a. a. O. p. 30.

Flucht auf und ermordete ihren Anführer, der sie zum Stehen bringen wollte. Rochambeau nahm alsbald den Abschied. Sein Nachfolger, Luckner, bemächtigte sich zwar einiger Plätze, allein beim Herannahen der Oesterreicher hielt auch er nicht Stand, sondern führte seine Truppen nach Frankreich zurück. Hätten die Deutschen damals gerüstet auftreten können, ja hätte Oesterreich allein, statt der 28,000 Mann die es zusammengebracht, eines der großen Heere in Bereitschaft gehabt, die man so eben erst den Türken gegenübergestellt, so würde gar wohl ein rasch entschlossenes Vordringen selbst bis Paris nicht zu den Unmöglichkeiten gehört haben. Aber die Abneigung der Deutschen Fürsten gegen den Krieg hatte die Rüstungen verzögert. Nach den ersten Mißerfolgen der Franzosen trat beinahe Waffenruhe ein; nur langsam bewegte sich das Preußische Heer dem Rheine zu [1]). Indessen wirkte die drohende Gefahr doch soweit auf die Deutsche Umständlichkeit, daß man die Wahl Franz des Zweiten mehr als gewöhnlich beschleunigte. Schon am 14. Juli konnte die Krönung vor sich gehen, bei der man zum letzten Male den alten Byzantinischen Pomp dieses verwunderlichen Schauspiels erblicken sollte.

Auf dem Rückwege in seine Staaten traf der neue Kaiser mit Friedrich Wilhelm II. in Mainz zusammen,

---

1) Hüffer 32.

wo ein glänzender Kreis von Königen, Kurfürsten und sonstigen Größen sich eingefunden, die allesammt nicht ahnten, wie schnell es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende gehen sollte.

In Preußen hatten die Rüstungen für den, in Gemeinschaft mit Oesterreich zu unternehmenden Feldzug bereits im Februar 1792 begonnen. Der alte Herzog von Braunschweig sprach sich für eine methodische Kriegführung mit einem starken Heere aus[1]), welches sich von den Niederlanden aus zunächst der Französischen Grenzfestungen bemächtigen sollte. Friedrich Wilhelm II. aber und seine Günstlinge stimmten für rasches Vordringen. Sie waren durch die Mißerfolge Rochambeau's und Luckner's jetzt vollständig überzeugt, daß „ein militärischer Spaziergang“ sie nach Paris führen würde[2]). Man dachte noch immer an eine zweite Auflage der Holländischen Expedition. Bischofswerder ließ den Officieren sagen, „sie sollten nicht so viel Pferde kaufen. Die Komödie würde nicht lange dauern; im Herbste hoffte man wieder zu Hause zu sein.“

Am 26. Juni 1792 erging das Preußische Kriegsmanifest. Der Zweck des Feldzuges wurde in der

---

[1]) Menzel 144.

[2]) Sehr anschaulich berichtet der erste Band von Massenbach's Memoiren über diese Vorgänge.

Hauptsache dahin angegeben: der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, das Königthum wieder herzustellen und das Blendwerk mißverstandener Freiheit zu zerstören, damit die sanften Bande der Anhänglichkeit und des Vertrauens der Völker zu ihren Fürsten, in deren Person sie sonst ihre väterlichen Freunde und Beschützer gesehen, wieder angeknüpft würden.

In Mainz einigten sich der Kaiser und der König von Preußen dahin, daß Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl über die gesammte Unternehmung erhalten sollte, obgleich der König mit seinen ältesten Söhnen bei der Armee gegenwärtig war. Es ist unbegreiflich, daß man die Collisionen übersehen konnte, zu der dieser Umstand führen mußte. Bei den ferneren Vorbereitungen gestattete man leider den Emigranten sich breit zu machen. Diese verblendeten Menschen bestärkten noch die Verbündeten in ihren falschen Vorstellungen über die Französischen Zustände, und veranlaßten durch ihren Einfluß die Abfassung jenes berüchtigten Manifestes welches am 21. Juli aus dem Hauptquartier in Coblenz erlassen wurde, und für welches man den Herzog von Braunschweig, der dasselbe in der That mißbilligte, dennoch nicht mit Unrecht verantwortlich gemacht hat, weil er nicht den Muth besaß, seine Unterschrift schließlich zu verweigern. Alle Franzosen wurden in diesem Schriftstück aufgefordert, unvorzüglich zum Gehorsam gegen ihren König zurück-

zukehren. Die Mitglieder der Nationalversammlung und alle Behörden sollten mit Leib und Leben für jede Verletzung der Königlichen Familie verantwortlich sein, und im Uebertretungsfalle ohne Gnade nach Kriegsrecht gestraft werden. Sollte der Pöbel das Schloß der Tuillerien stürmen, oder den König und dessen Familie im Geringsten beleidigen, so werde man die Stadt Paris gänzlich zerstören und vom Erdboden vertilgen, die Verbrecher aber der verdienten Todesstrafe überliefern."

Nichts konnte den Leitern der Bewegung in Frankreich willkommener sein, als dieser unkluge Aufruf. In Tausenden von Exemplaren verbreiteten sie denselben, und bewirkten dadurch, daß auch diejenigen, welche sich bis jetzt den Ereignissen möglichst fern gehalten hatten, nunmehr mit glühendem Hasse gegen die verbündeten Mächte erfüllt wurden, und sich zum Eintritte in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes drängten. Denn nichts Geringeres schien im Plane der Feinde zu liegen, als nach Wiederherstellung der alten unerträg- Mißbräuche, alle die welche zur Befreiung des Landes mitgewirkt hatten, dem blinden Hasse der Emigranten und ihres Anhanges Preis zu geben.

Doppelt verderblich wirkten die Drohungen des Manifestes, weil den großen Worten nicht der Nachdruck der That auf dem Fuße folgte.

Durch kleinliche Versehen bei der Proviantirung

der Preußischen Armee wurde der Marsch derselben dermaßen verzögert, daß man erst am 19. August an die Französische Grenze gelangte. — Inzwischen hatten die Pariser Zeit gehabt, bereits am 10. desselben Monats die Tuillerien zu stürmen, und am 13. den König und dessen Familie als Gefangene in den sogenannten Tempel einzuschließen.

Die Französischen Soldaten waren bereits ganz von republikanischer Gesinnung erfüllt. Der Versuch Lafayette's, welcher die Ardennenarmee befehligte, seine Schaaren für die Wiederherstellung des constitutionellen Königthums zu gewinnen, fiel so unglücklich aus, daß der General mit seinem Stabe entfliehen mußte. An der Holländischen Grenze fiel er den Oesterreichern in die Hände, die ihn in eine Festung einsperrten, und damit auch die noch einigermaßen königlich gesinnten Französischen Officiere sich gründlich zu Feinden machten.

An Lafayette's Stelle übernahm nunmehr Dumouriez, der aus dem Ministerium ausgetreten war, den Oberbefehl. Hätten die Verbündeten sich beeilt, von der Verwirrung, die diese Vorgänge im Französischen Lager veranlaßten, Vortheil zu ziehen, so wären vielleicht bedeutende Erfolge zu erringen gewesen; allein der Herzog von Braunschweig war zu raschem Handeln nicht zu bewegen, und überdies in der schlimmsten Laune, als sich herausstellte, daß statt der 110,000 Mann, aus welchen seine Armee bestehen sollte, kaum

70—80,000 Mann beisammen waren. Seine bedächtigen Maßnahmen, seine festgehaltene Absicht, eine der Grenzfestungen nach der andern zu erobern, wurden beständig von des Königs Ungeduld durchkreuzt, der zum schnellen Vordringen antrieb. Man wußte, wie Göthe sagt, nicht zu entscheiden bei wem die oberste Gewalt sei, wer im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe[1]).

Dieser Mangel an Einheit des Oberbefehls war nicht die alleinige Ursache des Mißlingens der ganzen Unternehmung. Von allen Seiten vereinigten sich Fehler und Unglücksfälle, um die Erfolge dieses Feldzuges in der Champagne zu vereiteln, der in seinen Nachwirkungen noch verhängnißvoller werden sollte, als in seinem Verlaufe.

Die ersten Anfänge zwar ließen das unglückliche Ende noch nicht vermuthen; denn nachdem am 21. August die Preußen, durch 20,000 Oesterreicher verstärkt, welche Marschall Clerfoyt ihnen zugeführt, vor Longwy angelangt waren, erfolgte schon zwei Tage später (23. August) die Uebergabe dieses festen Platzes mit allen Waffen und Vorräthen an die Verbündeten. Die Besatzung durfte sich zu Dumouriez's Armee begeben. Die Emigranten, welche in ihrer hochmüthigen Verblendung sich durchaus als die Hauptpersonen bei

---

1) Göthe, Ausgabe von 1840. Bd. 25 p. 17.

dem ganzen Feldzuge betrachteten, hatten die Dreistigkeit zu fordern, daß die eroberte Festung und alles was man darin vorgefunden, ihnen als den Repräsentanten der Französischen Monarchie zur Verfügung gestellt würde; und es bedurfte ganz ernstlicher Worte, um diesen Leuten ihren Standpunkt klar zu machen[1]). Inzwischen rückte ein zweites Oesterreichisches Corps unter Hohenlohe über Mannheim heran, um Thionville zu belagern und die linke Flanke der Preußen zu decken. Nach der Einnahme von Longwy kam Verdun an die Reihe, welches sich beinahe eben so schnell ergab. Am 2. September konnten die Alliirten einrücken. Die Besatzung hatte auch hier freien Abzug erhalten. Die Freude der Eroberer wurde einigermaßen gedämpft als sie erfuhren, daß der Commandant Beaurepaire, von den Einwohnern zur Capitulation gedrängt, sich in die Versammlung des Magistrats begeben, und nachdem er die Punktation der Uebergabe unterzeichnet, mit einem Pistol sich erschossen habe. Dies gab zu erkennen, wie Französisches Ehrgefühl und Vaterlandsliebe noch nicht erloschen sei, und daß man die ersten raschen Erfolge nicht der Feigheit und Gesinnungslosigkeit der Gegner, sondern nur der überwältigenden Verwirrung aller Verhältnisse zu danken hatte. Was aber bei entschlossener Benutzung solcher Umstände hätte erreicht

---

[1]) Häusser 369, Note.

werden können, wurde durch die verkehrten Maßregeln vereitelt, die man Preußischer Seits für die Verpflegung und Fortschaffung der Armee getroffen. Um nicht als Eroberer sondern als Befreier Frankreichs aufzutreten, wollte man sich selbst beköstigen. Die von weit her nachgefahrenen Brodtransporte blieben unterwegs auf schlechten durchweichten Straßen stecken, das Brod kam zu spät, und dann verdorben und ungenießbar an, so daß die Truppen gar bald an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel litten. Strömender Regen hatte die Wege ungangbar, und dadurch das Vorrücken der Armee äußerst beschwerlich gemacht. Sogar an Trinkwasser fehlte es auf dem Marsche oft so sehr, daß die Soldaten um sich zu erquicken die vom Regen gefüllten Vertiefungen ausschöpfen mußten, welche die Pferdehufe in dem lehmigten Boden zurückgelassen. Bald stellte sich in Folge solcher Zustände die Ruhr ein, an welcher ein so großer Theil der Mannschaften erkrankte, daß die ärztlichen Kräfte nicht ausreichten, und man viele Hunderte hilflos zurücklassen und dem Erbarmen der Einwohner preisgeben mußte. Dazu kam, daß die Emigranten sich selbst und die Alliirten über die Stimmung in Frankreich gründlich getäuscht hatten. Jubelnd sollte ihrer Meinung nach die Bevölkerung den einziehenden Truppen entgegen eilen; man hoffte die Französische Armee würde mit fliegenden Fahnen in das Lager der Preußen übergehen, um in Gemein=

schaft mit denselben ihren gefangenen König zu befreien. In der That war der Empfang Friedrich Wilhelm's II. in Longwy anscheinend freundlich genug gewesen. Allein bei weiterem Vordringen wurde man nur zu bald gewahr, daß man sich in Feindes Land befinde. Den übelsten Eindruck machte es, daß Preußen und Oesterreicher die Vorräthe an Korn und Schlachtvieh, die sie bald überall in großer Menge „requirirten," mit Anweisungen auf die Kassen Ludwig's XVI. bezahlten, was wie Hohn und Spott aussah, obgleich es ganz ernsthaft gemeint war, ja noch mehr, — die Emigranten führten, wie Göthe als Augenzeuge erzählt, große Frachtwagen voll nachgemachten Französischen Papiergeldes (Assignaten) bei sich, mit dem sie ihre Bedürfnisse bezahlten, bis der Betrug offenbar wurde, und das Mißtrauen und die Wuth des Volkes auf's Höchste sich steigerte.

Trotz aller dieser Fehler und Unfälle hätten demnach für den Augenblick günstige Erfolge erzielt werden können, weil die Franzosen unbegreiflicher Weise versäumt hatten den Gebirgsrücken des Argonnerwaldes militärisch zu besetzen, der sich mit vielen Schluchten und Engpässen, zwischen der Maas und Aisne auf dem über Chalons nach Paris führenden Wege hinstreckt. Nach der Aussage aller Sachverständigen wäre Dumouriez in eine geradezu verzweifelte Lage gekommen, wenn die Preußen sich sofort dieses Gebirges bemächtigt hätten; allein wie sehr auch der König zu schnellem

Vorrücken drängte, und noch immer hoffte seinen Siegesmarsch bis Paris auszudehnen, — der Herzog war von seiner Bedächtigkeit nicht abzubringen, und erklärte, daß man durch Absendung eines Corps zur Besetzung der Argonnerpässe, die Hauptarmee nicht schwächen dürfe. Die Franzosen gewannen dadurch Zeit, das Versäumte nachzuholen, und während die Alliirten acht Tage in der Nähe von Verdun verweilten, um Vorbereitungen zum Ausmarsch zu treffen, besetzte Dumouriez (4. und 5. September) die Argonnerpässe. Zehn Tage später kam es zu einem Treffen bei Croix aux Bois, wo eine Abtheilung Franzosen von Clerfayt geschlagen wurde. Fünfzehnhundert Oesterreichische Husaren konnten durch ihr bloßes Erscheinen ein 10,000 Mann starkes feindliches Corps in die Flucht treiben. Dumouriez mußte bis St. Ménéhould an der Aisne zurückweichen. Leider konnten die Alliirten diesen Sieg nicht benutzen, weil sie wieder einmal genöthigt waren, drei Tage lang auf ihre Proviantwagen zu warten. Dadurch gewann Dumouriez Zeit, den General Kellermann zur Verstärkung an sich zu ziehen, und die langen Hügelreihen zwischen St. Ménéhould und Valmy zu besetzen (19. September). Friedrich Wilhelm II. begriff gar wohl, was man versäumt hatte; aber durch falsche Rapporte verleitet, welche irrthümlich den Rückzug der Franzosen gemeldet, ließ er die Armee links ab nach St. Jean la Tourbe führen,

um dem Feinde, den man auf der Flucht glaubte, den Rückzug abzuschneiden. Zu spät wurde der Irrthum am Morgen des 20. September erkannt, als man zu größter Ueberraschung sich den Franzosen gegenüber fand, welche in voller Schlachtordnung auf den Höhen standen. Schnell besetzten die Preußen nun auch ihrerseits ein hochgelegenes Vorwerk, La Lune, und man begann von beiden Seiten auf einander ein so furchtbares Kanonenfeuer zu eröffnen, daß von dem Gedröhn die Regenwolken verjagt wurden. Als durch wohlgezielte Schüsse einige Französische Pulverwagen in die Luft gesprengt wurden, entstand die größte Verwirrung in den feindlichen Reihen; die Officiere hatten Mühe ihre Truppen von der Flucht zurückzuhalten. Im Preußischen Heere erkannte man allgemein, daß ein Angriff, in diesem Augenblicke unternommen, zum Siege, vielleicht zur Vernichtung des Feindes führen könnte, allein der Herzog von Braunschweig hatte wieder Bedenken, und wußte dieselben auch dem Könige mitzutheilen, welcher mit Ungestüm eine Schlacht verlangt hatte. So geschah weiter nichts, als daß das zwecklose Kanonenfeuer bis um 5 Uhr Nachmittags fortdauerte, was vielen Hunderten von Menschen ganz unnützer Weise das Leben kostete.

Wenn diese Kanonade von Valmy auch an jenem 20. September 1792 nur viel Lärmen um nichts machte, so hat sie dennoch eine ebenso große als traurige

Berühmtheit erlangt. Da auf das Schießen weiter kein Angriff in der Nähe erfolgte, so hielten die Franzosen sich überzeugt, es fehle den Preußen an Muth sich heranzuwagen. Hiedurch wuchs ihr eigener Muth, und sie betrachteten seit diesem Tage die Armee Friedrichs II. nicht mehr in dem Glanze der Unüberwindlichkeit, welche der Name des großen Königs noch über das Grab hinaus um die einst von ihm geführten Schaaren verbreitet hatte.

„Wir waren," sagt ein Preußischer Officier [1]), „in ihrer Meinung gefallen, — sie in der ihrigen gestiegen. Sie hatten die Feuerprobe bestanden. Sie hatten mehr von uns erwartet. Es war mehr verloren als eine Schlacht — die Meinung war dahin. Der 20. September 1792 hat der Welt eine andere Gestalt gegeben. Die Göttin des Sieges reichte uns den Kranz, und wir verschmähten ihn."

Während der Kanonade war ein Trupp Französischer Reiter in den Rücken der Preußischen Aufstellung gekommen, und hatte daselbst verschiedene Personen aus dem Gefolge des Königs und des Herzogs von Braunschweig, welche bei den aufgefahrenen Gepäckwagen Sicherheit gesucht, gefangen genommen und mit sich fortgeführt. Unter denselben war auch des Königs Cabinetssecretair Lombard, ein Mann von verhängniß-

---

[1]) Massenbach's Memoiren I. 94. 95. bei Menzel 157. Note.

voller Berühmtheit, dessen Name in den traurigsten Tagen der Preußischen Geschichte nur zu oft genannt werden sollte.

Dumouriez benutzte den Zufall, der ihm diese einflußreiche Persönlichkeit zuführte, um mit dem Könige Unterhandlungen anzuknüpfen. Es lag in seinem Interesse nicht minder als im Interesse der Preußen, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Dumouriez wollte Zeit gewinnen, seine Stellung zu verbessern und seine Armee durch Zuzüge zu verstärken, um mit desto größerem Nachdruck die von ihm beabsichtigte Eroberung der Niederlande auszuführen. Dazu war es für ihn von höchster Wichtigkeit, die Preußen aus dem Lande zu entfernen, und sie zugleich, indem er geheim mit ihnen unterhandelte, den Oesterreichern verdächtig zu machen; denn auf diese Weise wurde der Same der Zwietracht zwischen den Verbündeten gestreut, und die Coalition konnte möglicherweise gesprengt werden. Er schlug deshalb einen einstweiligen Waffenstillstand vor, der auch angenommen wurde; denn die Preußen ihrerseits konnten unter den obwaltenden Verhältnissen nur wünschen, einigermaßen mit Ehren aus einer Unternehmung herauszukommen, die jetzt, nachdem man mehr als ein Mal die günstigsten Augenblicke ungenutzt gelassen, so gut wie gar keine Aussicht auf Erfolg mehr bot. Von Tag zu Tag hatte sich der Zustand der Truppen verschlimmert; die mangelhafte Ernährung,

der Genuß des vielen unreifen Obstes, welches man aus Hunger verzehren mußte, hatte die Ruhr in erschreckender Weise immer weiter verbreitet. Das fortdauernd schlechte Wetter, die täglich grundloser werdenden Wege — Alles drängte zu schleuniger Umkehr. Diese an sich schon höchst traurige Lage[1]) ward noch dadurch verschlimmert, daß die erbitterten Soldaten und Officiere, wie man wohl wußte, den Führern vorwarfen, durch Mangel an Entschlossenheit die Armee Friedrich's des Großen um den ererbten Ruhm der Unbesiegbarkeit gebracht zu haben.

Die Unterhandlungen mit Dumouriez[2]) wurden zwischen diesem und dem Obristen Mannstein zum Theil in persönlichen Zusammenkünften geführt, an denen auch der Französische General Kellermann, und ein gewisser zweideutiger General Heymann als Unterhändler Ludwig's XVI. Theil nahmen. Es stellte sich dabei heraus, wie wenig man noch immer in den Umgebungen des Königs die wahre Lage der Dinge

---

[1]) Ueber die Mühseligkeiten und Beschwerden der Soldaten während dieses Feldzuges bietet Laukhard's Selbstbiographie Bd. III. eine interessante Ergänzung zu Göthe's Mittheilungen. Was der sonst nicht eben achtungswerthe Mann erzählt, trägt gerade in diesem Abschnitte gar sehr das Gepräge der Wahrheit, um so mehr als er keine Veranlassung hatte, zu verschweigen oder zu entstellen was er gesehen.

[2]) Ausführlich nach archivalischen Quellen dargestellt von Häusser I. 380 ff.

erkannte; denn als Bedingung für ihren Abzug aus dem Lande stellten die Preußen die Forderung auf, daß Ludwig XVI. freigelassen und seine königliche Würde wieder aufgerichtet werden sollte, und daß ferner die Franzosen auf alle auswärtigen Eroberungen verzichten sollten. Dumouriez dagegen trat immer deutlicher mit der Forderung heran, die Preußen müßten sich von dem Oesterreichischen Bündnisse losmachen und eine Allianz mit Frankreich schließen.

Während man auf solche Art herüber und hinüber verhandelte, waren die Dinge in Frankreich wieder um einen bedeutenden Schritt vorwärts gerückt. Am 21. September hatte der Nationalconvent das Königthum für abgeschafft erklärt, und es ließ sich vorher sehen, daß man dem unglücklichen Ludwig den Prozeß machen würde.

Der König von Preußen gerieth bei diesen Nachrichten in die heftigste Aufregung. Er befahl den Waffenstillstand zu kündigen und am 29. eine Schlacht zu liefern. Zugleich wurde der Herzog von Braunschweig veranlaßt, in einem abermaligen, dem berufenen Coblenzer Schriftstücke an Heftigkeit der Sprache ähnlichen Manifeste, die Herstellung der königlichen Gewalt und die Sicherung der königlichen Familie von den Französischen Gewalthabern zu fordern.

In Paris hatte Danton mit großem Geschick die Oberleitung der militairischen Angelegenheiten über=

nommen. Von ihm erging an Dumouriez die Weisung, vor allen Dingen den Französischen Boden von den fremden Truppen zu befreien, und den Preußen, die er nicht als natürliche Feinde betrachten wolle, den Abzug zu erleichtern. Da nun gleichzeitig im Hauptquartier Friedrich Wilhelm's II. die Nachricht eintraf, daß England und Holland die geforderte Theilnahme am Kriege gegen Frankreich abgelehnt hatten, und daß, um das Mißgeschick voll zu machen, ein Französisches Corps im Begriff stehe, in die Deutschen Rheinlande einzubrechen, so mußten alle Gedanken an die Fortsetzung eines Angriffskrieges gegen Frankreich aufgegeben werden; um so mehr, als durch die eingerissenen Krankheiten sich die Zahl der dienstunfähigen Mannschaften in schreckenvollster Weise vermehrten.

Bei dem Drange dieser Umstände kam denn am 30. September zwischen Dumouriez und dem Herzog von Braunschweig ein im höchsten Geheimniß getroffenes Abkommen zu Stande, die Feindseligkeiten beiderseits einzustellen. Die Preußen versprachen Longwy und Verdun zu räumen und sich bis an die Maas zurückzuziehen.

Mit schwerem Herzen fügte der König sich in diese Nothwendigkeit. Unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen trat die Armee den noch immer gefahrvollen Rückzug an; denn man mußte sich sagen,

daß die Franzosen durch einen aus dem Hinterhalt unternommenen Angriff gar leicht die ganze durch Hunger und Krankheit erschöpfte Schaar hätten vernichten können.

Göthe hat mit ergreifender Wahrheit die Auftritte geschildert, bei denen er selbst zugegen war[1]). Am 2. Oktober gelangte die Armee an die Aisne. Ueber zwei daselbst geschlagene Brücken zogen die Truppen in düsterster Stimmung der Deutschen Grenze entgegen. „Der König und sein Generalstab ritt von weiten her, hielt an der Brücke eine Zeitlang still, als wenn er sich's noch einmal übersehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Ebenso erschien der Herzog von Braunschweig an der anderen Brücke, zauderte und ritt herüber[2])."

Während des ganzen Weges wurden übrigens kluger Weise die Verhandlungen wegen eines Separatfriedens mit Französischen Abgesandten fortgesetzt, um desto sicherer an die Grenze zu gelangen[3]). Dumouriez

---

[1]) p. 85.

[2]) Die Jacobiner rasten, als sie erfuhren, wie leicht Dumouriez die Preußen hatte davon kommen lassen. „Man hätte Friedrich Wilhelm II. und den Herzog von Braunschweig gefangen nehmen und aufhängen sollen, damit den Königen die Lust vergehe, Frankreich mit ihren Soldaten zu überschwemmen!" rief Marat.

[3]) Häusser p. 394.

wurde dabei in ähnlicher Weise listig hintergangen, wie er selbst vorher die Preußischen Unterhändler getäuscht hatte. Man ließ die Möglichkeit eines Bündnisses mit Frankreich durchschimmern bis man in Sicherheit war. Sobald aber die Deutsche Grenze überschritten war, erfolgte die bestimmte Erklärung, daß an keinen Frieden zu denken sei, in welchen Oesterreich nicht mit einbegriffen werde.

Dies diplomatische Kunststück blieb indessen nicht ohne üble Folgen. Die Feinde Preußens fanden Glauben, wenn sie erzählten, Ferdinand von Braunschweig stehe im geheimen Bunde mit Frankreich; er habe sich durch große Geldsummen und Geschenke bestechen lassen[1]), und Preußen werde sich in Folge dessen von dem Bündniß mit Oesterreich zurückziehen. Die Freundschaft zwischen den beiden Deutschen Mächten, die so lange als erbitterte Feinde sich gegenüber gestanden hatten, war noch zu neu, als daß man nicht zum Argwohn gegen einander geneigt sein sollte. Die Franzosen boten alles auf, das Mißtrauen zwischen den den Verbündeten wach zu erhalten, und bezeigten sich deshalb auf alle Weise freundlich gegen Preußen und gehässig gegen Oesterreich.

Obgleich vom Feinde unbelästigt, war der Rückzug der Preußen über Luxemburg und Trier dennoch von

---

[1]) Hüffer p. 33.

unsäglichen Leiden und Entbehrungen begleitet [1]). Mit jedem Tage steigerte sich der Mißmuth der Soldaten und Officiere, je mehr sie gewahr wurden, wie zwecklos das Wohl vieler Tausende geopfert, welche Summen bei einem so schlecht ausgeführten Unternehmen vergeudet worden. An 12,000 Menschen sollen während dieses Feldzuges, bei weitem der größte Theil durch Krankheit, um's Leben gekommen sein. Die Wuth mancher höheren Officiere steigerte sich, wie Göthe erzählt, fast bis zum Wahnsinn als sie mit ansehen mußten, wie man durch geheime Verträge die Sicherheit des Rückzuges von denselben Menschen erkaufte, die man so eben in den Manifesten als die verworfensten Verbrecher bezeichnet hatte. Den Preußischen Kriegerstolz verletzte es auf's Tiefste, unter den Urkunden, welche über die Rückgabe von Longwy und Verdun aufgesetzt wurden, das königliche Siegel neben dem Siegel der Französischen Republik zu erblicken.

---

[1]) In Trier war bei Beginn des Feldzuges Lieutenant v. Fritsch mit einer kleinen Besatzung zurückgelassen worden. Die Franzosen dachten sich der Festung durch einen Handstreich zu bemächtigen, indem sie ein Streifcorps mit Geschützen dorthin schickten. Der wackere Fritsch machte einen Ausfall, und zwang die Franzosen, welche wahrscheinlich vermutheten, daß noch andere Streitkräfte gegen sie bereit seien, zum Rückzuge. Für diese Tapferkeit erhielt Fritsch von dem heimkehrenden Könige den Orden pour le mérite, und war auf diese Art vielleicht der einzige Officier, dem der verhängnißvolle Feldzug zu einer Freude verholfen hatte. Göthe p. 122.

Aber viel Schlimmeres sollte man alsbald erleben! Der verhängnißvolle Rückzug aus der Champagne war noch in vollem Gange, als man erfuhr, daß der Französische Commandant der Festung Landau, General Custine, plötzlich mit einer Heerschaar den Rhein überschritten, und sich der großen in Speier zurückgelassenen Oesterreichischen Magazine bemächtigt habe. General Erbach, der dieselben unter seiner Aufsicht gehabt, war nämlich beordert worden, der Hauptarmee nach dem Elsaß zu folgen, und hatte deshalb nur 2000 Mann zur Bedeckung der großen ihm anvertrauten Vorräthe zurücklassen können. Custine überrumpelte Speier, machte die schwache Besatzung zu Kriegsgefangenen und faßte alsbald den Plan, sich der Festung Mainz zu bemächtigen, die als Schlüssel der Deutschen Rheinlande gelten konnte. Die gefüllten Magazine in Speier und Worms setzten die Fanzosen, denen es selbst an den nothwendigsten Ausrüstungsgegenständen gefehlt hatte, in Stand, sich vollständig mit Waffen, Zelten und Armaturstücken zu versehen, und nun erst in Gestalt ordentlicher Truppen aufzutreten.

Die Sorge für die hochwichtige Festung Mainz hatten die ausrückenden Alliirten einer geringen Zahl kurfürstlicher Invaliden und Rekruten, und einer kleinen Schaar buntscheckig zusammengesetzter Reichstruppen anvertraut, — eine unbegreifliche Sorglosigkeit des sonst übervorsichtigen Herzogs von Braunschweig, die nur

aus der übermüthigen Zuversicht sich erklärt, mit der die Verbündeten ihren Kriegszug unternommen hatten, ohne sich die Möglichkeit einer so schmählichen Retirade, wie er jetzt erfolgt war, auch nur träumen zu lassen.

Inzwischen brachten die Mainzer Vorgänge, und was damit zusammenhängt, die ganze Kläglichkeit der damaligen Deutschen Kleinstaaterei zur widerlichsten Erscheinung. Kurfürst Carl Friedrich Graf Erbach, der bestimmt war, der letzte Kurfürst von Mainz zu sein, hatte die Gefahr, die seit dem Ausbruch der Französischen Revolution seiner Herrschaft drohte, mit unbegreiflichem Leichtsinn unterschätzt. Aufgeblasen durch seine Würde als Primas des Deutschen Reiches, hatte er große Politik treiben, und den Kaiser zum Kriege drängen wollen, um sich und seinen geistlichen Mitfürsten Genugthuung für die Verluste an Rechten und Gütern zu schaffen, die sie im Elsaß eingebüßt. Daheim, in Mitten eines von intriguanten Weibern und Pfaffen beherrschten Hofes, hatte er in sorgloser Ueppigkeit gelebt, zugleich mit den Flittern moderner Freigeisterei sich schmückend. Ueber diesem leichtfertigen Treiben blieb alles Wesentliche vernachlässigt. Zwar fehlte es nicht an Warnungen einzelner besonnener Leute, die den Kurfürsten auf die Wehrlosigkeit des Landes und auf den schlechten Zustand der Mainzer Festungswerke aufmerksam machten, deren man bei einem immerhin

nicht unmöglichen Angriffe doch bedürfen könnte; allein Carl Friedrich ließ es nach wie vor geschehen, daß die Gräben und Wälle, welche zum Schutz der Stadt, ja zum Schutz des ganzen Rheinlandes dienen sollten, theilweise in Lustgärten des Kurfürsten und seiner Großen umgewandelt wurden, während man doch das Deutsche Reich zu Beiträgen für die Verbesserung der Festungswerke anrief.

Einige Arbeiten, die nach dieser Richtung hin begonnen wurden, stellte man ein, als die Verbündeten ihren vermeinten Siegeszug nach Frankreich antraten. Den Uebermuth der Emigrirten begünstigte man hier fast ebensosehr wie in Coblenz [1]). Für die Hebung des Volkes war, seit der vorigen Regierung, so gut wie nichts geschehen. Die Landbewohner mußten hier, wie fast überall in den kleinen Staaten, für den Luxus des Adels und der Geistlichkeit die Mittel aufbringen, und waren durch den Druck, der auf ihnen lastete, sehr geneigt gemacht, den Verheißungen von Freiheit und Gleichheit zu lauschen, die trotz der geistigen Grenzsperre aus Frankreich zu ihnen herübertönten.

In Paris kannte man diese Zustände sehr wohl aus den Gesandschaftsberichten und beschloß davon Nutzen

---

[1]) Wer sich über die Einzelheiten der Mainzer revolutionären Episode näher unterrichten will, findet eine Nachweisung der gleichzeitigen Literatur bei Häusser I. 404 und 428, Note.

zu ziehen. Die Kunde, daß Custine Speier, und bald darauf auch Worms ohne Widerstand genommen, bereitete der Sorglosigkeit des Kurfürsten ein schreckliches Ende. Er und alle benachbarten kleinen Fürsten bis tief in's Innere von Deutschland hin, wurden von Furcht und Entsetzen ergriffen. Am 4. Oktober schon entfloh Carl Friedrich nach Würzburg. Alsbald folgte ihm fast der gesammte Adel und die höhere Geistlichkeit, die keine andere Sorge kannte, als ihre Personen und ihre Schätze möglichst in Sicherheit zu bringen. Der Rheinstrom bedeckte sich mit Schiffen, welche die Kostbarkeiten der Großen hinwegführten. Das Reichsarchiv wurde nach Düsseldorf geschafft, wo die erbärmliche Kurpfälzische Regierung sich durch unterwürfiges Betragen die Gunst der Franzosen zu erwerben suchte. In Mainz wurde General v. Gymrich als Gouverneur zurückgelassen, ein unfähiger, gesinnungsloser Mann, der schon am 5. Oktober einem zusammengerufenen Kriegsrathe vorschlug, die Außenwerke der Festung Preis zu geben. Der einzige Mann von Gesinnung, der sich dem widersetzte, war der Obrist Eikemeier, welcher nachwies, daß es möglich sei, sich wenigstens eine Zeitlang ehrenvoll zu halten. Am 16. erfuhr man, daß Custine heranrücke, am 18. Oktober konnte man das Heer desselben bereits von den Thürmen beobachten. Es waren 15,000 Mann, die Furcht aber ließ diese Zahl dreifach so groß erscheinen. Am 19.

erschien ein Französischer Obrist und forderte zur Uebergabe auf. Schon am nächsten Tage beschloß der Kriegsrath sich zu fügen, und am 21. Oktober capitulirte die Festung. Die Truppen erhielten freien Abzug, — die großen Vorräthe an Proviant und Munition mußten den Franzosen überliefert werden.

Die Nachricht von diesem unglaublichen Ereigniß wirkte wie ein Donnerschlag. Die Fürsten und Prälaten rings umher nahmen Reißaus, und ließen Land und Leute im Stich. Aus Würzburg und Bamberg, aus Trier und Cöln, sogar aus Kassel und Darmstadt flüchteten die geistlichen und weltlichen Herrscher; in Regensburg bereitete der Reichstag sich zur Abreise auf der Donau. Keiner von diesen hatte, als es noch Zeit war, daran gedacht, sich in tüchtigen Vertheidigungszustand zu setzen, um das eigne Land und das gemeinsame Vaterland im Fall der Noth vertheidigen zu können. Für den frevelhaftesten Luxus, hie und da, wie in Darmstadt, für zwecklose Soldatenspielereien waren die Einkünfte vergeudet worden. Es war ein unverdienter Glücksfall, daß Custine es versäumte eine Abtheilung seiner Truppen alsbald in das von dem Kurfürsten von Trier im Stich gelassene Coblenz zu werfen. Diese Stadt wäre so wenig als der Ehrenbreitenstein zu halten gewesen, allein er ließ unbegreiflicher Weise den aus der Champagne abziehenden Alliirten Zeit, den Platz durch eine vorangeschickte

Schaar der braven Hessischen Truppen zu besetzen, bis bald darauf auch der König von Preußen eintraf, der in Coblenz sein Hauptquartier aufschlug. Frankfurt dagegen wurde von den Franzosen besetzt und stark gebrandschatzt, bis am 2. Dezember Hessen und Preußen die Stadt wieder befreiten, und von den Eindringlingen säuberten.

In Mainz hatten sich unterdessen seltsame Dinge begeben. Die Französische Republik, oder vielmehr das Jakobinerthum, errichtete hier eine kleine Filialgesellschaft, mit Freiheitsbäumen, Clubs und allem revolutionairen Zubehör. Die Einwohner schienen von den Verheißungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von der Parole: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, höchlich erbaut, bis sich zu ihrem Schaden herausstellte, daß die fremden Beglücker die Gleichheit in der Plünderung Aller einführten, und die Hütten ebenso ausraubten wie die Paläste; — und dennoch verschwinden vor den Augen der Nachwelt die Uebel, welche diese im wilden politischen Rausche vollführte Unternehmung über das Land brachte, gegen die Segnungen, welche dauernd zurückblieben. Die Decrete der revolutionairen Eroberer fegten den alten feudalen Plunder der Leibeigenschaft, der Frohndienste und Zehnten, das zur wahren Landplage gewordene fürstliche Jagdrecht und ähnliche Dinge, die zwar während einer kurzen traurigen Reactionsperiode nachher noch

einmal in ein Scheindasein zurückgerufen wurden, hinweg, und ganz Europa dankt es den Ideen von 1789, daß diese Dinge, wenngleich oft spät genug, doch nunmehr für immer beseitigt und begraben sind.

Aber nicht blos nach der Rheinseite hin quoll der Strom der Französischen Revolution über die Grenzen. Ihre Südarmee hatte bereits im September Nizza und Savoyen besetzt, und in zwei Französische Departements verwandelt. Die Nordarmee unter Dumouriez, nach dem Abzug der Preußen auf 80,000 Mann verstärkt, brach gegen Belgien auf, um dasselbe den Oesterreichern zu entreißen, deren Feldherr, Herzog von Sachsen-Teschen, am 6. November 1792 bei Jemappe, unweit von Mons, in blutiger Schlacht besiegt wurde, worauf fast das ganze Land, mit Ausnahme von Luxemburg, sich unterwarf. Auch Aachen wurde in Besitz genommen; und in Lüttich ereilte den Bischof jetzt die Strafe für sein hinterlistiges Benehmen gegen die eigenen Unterthanen. Er wurde verjagt, und die von den Oesterreichischen Executionstruppen vernichtete alte Verfassung wiederhergestellt.

Das Alles waren bereits vollendete Thatsachen, als endlich am 23. November das heilige Römische Reich Deutscher Nation sich soweit aufraffte, um ernstliche Kriegsrüstungen zu beschließen. Es sollten 120,000 Mann auf die Beine gebracht werden, was doch im besten Falle eine sehr unzureichende Angriffs- oder Ver-

theidigungsarmee gegen Frankreich abgegeben hätte. Allein die Ausführung blieb noch weit hinter der Absicht zurück. Carl Theodor von Baiern, durch den Besitz Baierns und des Pfälzischen Kurfürstenthums, nächst Oesterreich und Preußen der größte Territorialherr in Deutschland, machte alle möglichen Ausflüchte, um sich der Theilnahme an einem Reichskriege zu entziehen. Er wollte neutral bleiben, und hoffte für sich aus den freundschaftlichen Beziehungen, in denen er zu den Französischen Machthabern zu stehen wähnte, die größten Vortheile zu ernten. War er doch sogar mit der revolutionairen Regierung in Mainz in diplomatische Beziehungen getreten. Er hatte im Ganzen nur 9000 Soldaten unter den Waffen, und es bedurfte der strengsten kaiserlichen Befehle, um ihn zur Vermehrung dieser Streitkräfte zu bewegen. Auch das wäre vielleicht ohne Wirkung geblieben, wenn nicht England ihm Subsidien versprochen hätte. Die kleinen Reichsunmittelbaren in Franken und Schwaben stellten wieder gerade so buntscheckige und unbrauchbare Haufen Gesindels zur Reichsarmee, wie dieselben im siebenjährigen Kriege zum allgemeinen Gespött geworden, und wenn auch Oesterreich und Preußen bereit waren, weit mehr als ihre matrikelmäßigen Heerestheile in's Feld zu schicken, so erwies sich auch dies noch als völlig unzureichend für die umfassenden Ziele, die man erreichen wollte.

Schlimmer als alle jene Uebelstände der Deutschen

Heeresverfassung war der Umschwung, der sich in den Anschauungen des Königs von Preußen und seiner nächsten Umgebungen inzwischen vollzogen hatte. Friedrich Wilhelm II. war zu dem Feldzuge nach der Champagne hauptsächlich durch die Hoffnung bewogen worden, er werde das Französische Königthum retten und Ludwig XVI. aus seiner gefahrvollen Lage befreien können. Nach der Einkerkerung der königlichen Familie im Tempel wäre es thöricht gewesen, noch ferner an die Verwirklichung solcher Pläne zu denken; und mit der Hinrichtung des Königs (21. Januar 1793) verschwand der Hauptgegenstand des Krieges mit Frankreich. Der unglückliche Rückzug aus diesem Lande war überdies nur zu sehr geeignet, den Kriegseifer des Königs abzukühlen, so daß er eigentlich von da an beschloß lediglich die ihm als Deutschen Reichsfürsten obliegenden Pflichten zu erfüllen und namentlich zur Wiedereroberung der Festung Mainz mitzuwirken. In dieser Auffassung wurde er durch die Männer bestärkt, die in dieser Zeit zu größtem Ansehen gelangten. Nach Graf Schulenburg's Rücktritt war Graf Haugwitz zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten berufen worden, neben ihm übten Lucchesini und Lombard (letzterer als Cabinets-Sekretair) entscheidenden Einfluß. Alle drei hingen der verderblichen Vorstellung an, Preußen müsse sich bei den Verwickelungen im Westen möglichst neutral erhalten, und allerdings war die Wahl des

richtigen Weges so einfach nicht. Hätte man in die Zukunft schauen, und die Schwere der Verwickelungen, welche von Osten und Westen her gleichzeitig den Preußischen Staat bedrohten, gegeneinander abwägen können, so wären allerdings die Polnischen Angelegenheiten den Französischen gegenüber kaum in Betracht gekommen; allein in der Zeit von der wir reden, war die Aussicht, nach dem Untergange Polens das Russische Reich dereinst zum unmittelbaren Grenznachbar zu bekommen, so bedrohlich, daß sie bei den Erwägungen des Berliner Cabinets auf's allererheblichste in die Schale fallen mußte.

Elftes Kapitel.

Zweite und dritte Theilung Polens.

Zu der Zeit als die Tripelallianz zwischen Preußen, England und Holland zu Stande kam, waren, wie wir gehört haben, auch Schweden und Polen vermocht worden, sich den Verbündeten anzuschließen, um Rußland zum Frieden mit der Türkei zu zwingen. War auch das Landgebiet der Polnischen Republik nach der ersten Theilung noch immer bedeutend genug, um bei den Europäischen Verwickelungen in Betracht zu kommen, so hatten unter den Polnischen Staatsmännern die

einsichtsvolleren und mit wahrer Liebe für ihr Vaterland erfüllten, sich schon längst klar gemacht, daß nur eine vollständige Umgestaltung der Staatsverwaltung, die Republik vor einer abermaligen Theilung den drei mächtigen Nachbarn gegenüber bewahren könnte. Polen mußte über eine starke Armee gebieten können, und die Hauptquelle der beständigen inneren Zwisten durch Errichtung des erblichen Königthums verstopfen, wenn sein Fortbestehen nicht in jedem Augenblick gefährdet sein sollte. Eine solche Kräftigung des unglücklichen Reiches zu verhindern, lag vor allen Dingen in Rußlands Interesse. Die Czarin hatte grade darum die Garantie der alten Polnischen Verfassung übernommen, um jede Besserung der unheilvollen Zustände zu verhindern, an denen die Republik zu Grunde gehen sollte. Dennoch hatte sie nicht verhindern können, daß 1787 sich der große Reichstag versammelte, welcher vier Jahre lang tagte und die neue Verfassung berieth, ohne zu ahnen, daß kein anderer Reichstag in Polen mehr gehalten werden sollte. Preußen zeigte sich den reformatorischen Bestrebungen dieser Versammlung geneigt, obgleich die Hauptabsicht, welche man in Berlin bei Abschluß des Polnischen Bündnisses gehabt, die Erwerbung von Thorn und Danzig, nicht in Erfüllung gegangen war. Lucchesini, welcher seit dem April 1789 Preußischer Gesandter in Warschau war, erklärte im Namen seines Königs, daß keine fremde Macht auf

Grund einer Gewährleistung der früheren Verfassung die Republik hindern dürfe, sich eine neue bessere zu geben [1]). Auf Grund dieser Aeußerung hielt man sich der thätigen Unterstützung Preußens versichert, falls Rußland eine gewaltsame Einmischung versuchen sollte; und obgleich innerhalb des Reichstages selbst sich eine mächtige Partei im Sinne der Kaiserin aussprach, weil das Fortbestehen der alten Wirthschaft durchaus im persönlichen Interesse des Polnischen Adels lag, so gelang es doch, den König Stanislaus für die Preußische Auffassung zu gewinnen, wodurch der Bruch mit Rußland entschieden war. Auf alle Weise suchte seitdem Lucchesini das Zustandekommen der Verfassung zu fördern. Die Berathungen des Reichstages erregten in ganz Europa die größte Theilnahme. Es schien als sollten hier die neueren Freiheitsideen zu einer friedlichen und gedeihlichen Umwandlung des Staates führen. Am 7. September 1789, während in Versailles die constituirende Nationalversammlung tagte, wurde in Warschau der Ausschuß ernannt, welcher die Verfassung entwerfen sollte. Am 5. Mai 1791 wurde dieselbe publicirt und beschworen, und im ganzen Lande mit Jubel aufgenommen. Polen war in eine erbliche constitutionelle Monarchie verwandelt; die Krone sollte nach Stanislaus Tode an die Nachkommenschaft des

---

[1]) Herzberg Recueil II. 483.

Kurfürsten von Sachsen fallen. — Die vollziehende Gewalt wird dem Könige zugesprochen, der dieselbe unter Beistand eines Ministerrathes von sechs Personen ausübt. Eine Volksvertretung in zwei Kammern (Senatoren und Landboten) bildet in Gemeinschaft mit dem Könige die gesetzgebende Gewalt. Die Armee soll ein Volksheer zur Vertheidigung des Landes sein. Verbesserung der bäuerlichen Verhältnisse, allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft wird in Aussicht gestellt. Die katholische Religion bleibt die herrschende, den Dissidenten aber ist volle Glaubensfreiheit zugesichert [1]). Das liberum veto bleibt auf ewige Zeiten abgeschafft. —

Herzberg, der damals noch dem Namen nach Preußischer Minister des Auswärtigen war, bot vergeblich Alles auf, um seinem Könige begreiflich zu machen, daß Polen, durch eine weise Verfassung gekräftigt, dem Preußischen Interesse gefährlich wäre. Friedrich Wilhelm II. sprach sich dessenungeachtet sehr befriedigt über die Warschauer Vorgänge aus, und ließ durch seinen

---

[1]) Bezeichnend für den Zeitgeist ist es, daß man sich an die beiden Französischen Philosophen J. J. Rousseau und Mably gewendet hatte, um ihr Gutachten über eine neue Verfassung zu hören. Rousseau schrieb zu dem Ende die wunderlich phantastische Abhandlung Considerations sur le gouvernement de Pologne, die sich in seinen Werken findet. Er wollte das liberum veto für die Grundgesetze beibehalten, und nur in Verwaltungsangelegenheiten abgeschafft wissen.

Gesandten erklären, er preise den wichtigen Schritt, den die Polnische Nation gethan, und hoffe, daß derselbe zur Wiedergeburt ihres Staates führen werde. Dem Sächsischen Hofe wurde von Berlin aus feierlich zu der Thronfolge Glück gewünscht, obgleich der Kurfürst sich eher ablehnend gegen die ihm zugedachte Würde verhielt, und die Annahme der Krone an solche Bedingungen knüpfte, die in Polen voraussichtlich nicht angenommen werden konnten [1]). Bei der Pilnitzer Zusammenkunft soll zwischen Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. verabredet worden sein, die Integrität des Polnischen Gebietes, und die Aufrechthaltung der neuen Verfassung für äußerst wünschenswerth zu erklären, und Rußland zum Beitritt zu dieser Erklärung aufzufordern [2]).

Man darf glauben, daß der König von Preußen damals seine aufrichtige Meinung aussprach, und daß ihm einleuchtete, was auch heute noch bei vielen der einsichtigsten Politiker für unwidersprechlich gilt, daß nämlich ein starkes Polen eine schützende Vormauer Deutschlands gegen Rußland gebildet hätte, während die bisherige Zerrissenheit und Schwäche der Republik dahin führen konnte, das ganze Land in die Hände der

---

[1]) Oginsky, Denkwürdigkeiten I. 98, bei Menzel 182.

[2]) Vom Entstehen und Untergang der Constitution vom 5. Mai 1791, daselbst I. 72, II. 198, bei Manso I. 317, Note.

eroberungssüchtigen Kaiserin Katharina zu liefern und Preußen in eine bedrohliche Nachbarschaft mit Rußland zu bringen.

In der That hatte die Czarin kaum am 9. Januar 1792 zu Jassy ihren Frieden mit den Türken geschlossen, als sie auch schon mit der Erklärung hervortrat, daß sie die neue Polnische Constitution nicht anerkenne, sondern auf Herstellung der alten von ihr garantirten Verfassung dringen müsse. Sie brachte zwei ihrer Hauptanhänger, Xavier Branicki und Felix Potocki dahin, daß dieselben am 14. Mai 1792 sich zu Targovice an die Spitze einer Conföderation stellten, und von ihren Genossen eine Urkunde unterzeichnen ließen, in welcher die Verfassung von 1791 als das Grab der Monarchie bezeichnet und die Wiederherstellung der alten Polnischen Wirthschaft verlangt wurde [1]). Gleichzeitig erfolgte eine förmliche Kriegserklärung Rußlands, und eine Armee der Kaiserin rückte in das Land ein. Die Hauptabtheilungen des Polnischen Heeres, welches übrigens bei weitem noch nicht die Stärke erreicht hatte,

---

[1]) Eine kurze übersichtliche Darstellung der Polnischen Geschichte und der Verfassung der Republik, aus der man sich über diese Dinge im Allgemeinen belehren kann, findet man in dem Artikel „Polen" der dritten Ausgabe von Rotteck's und Welker's Staatslexicon Bd. XI. p. 497—566 von J. Caro, im übrigen wird auf die bei der Darstellung der ersten Theilung Polens angeführten Werke verwiesen.

die es verfassungsmäßig haben sollte, standen unter dem Prinzen von Würtemberg bei Grodno, und unter Joseph Poniatowski an den Grenzen der Ukraine. Bei dem letzten Corps befand sich Kosciuszko.

Der Reichstag entsandte den Grafen Ignatz Potocki nach Berlin, um auf Grund des Polnisch-Preußischen Vertheidigungsbündnisses Beistand zu fordern. Friedrich Wilhelm II. ließ indessen durch seine Gesandten erklären, er habe an der Aufstellung der Constitution keinen Antheil und halte sich nicht für verpflichtet die Anhänger derselben zu schützen. Auf das hierauf von Stanislaus August eigenhändig an den König gerichtete Schreiben erfolgte am 8. Juni 1793 nochmals ein ablehnender Bescheid, der die Weigerung in so gewundenen und geschraubten Ausdrücken zu rechtfertigen suchte, daß dies im Namen des Königs von Preußen verfaßte Schriftstück den übelsten Eindruck machte [1]).

Inzwischen hatte der Polnische Reichstag sich am 31. Mai vertagt und überließ in unbegreiflicher Verblendung den schwankenden König allen Eindrücken der Furcht, den die Russischen Drohungen auf ihn übten. Statt sich an die Spitze des Heeres zu stellen, wo er hingehörte, blieb er in Warschau, und während er in hochtönenden Proclamationen die Nation zu tapferer Selbstvertheidigung aufrief, empfahl er sich gleich-

---

[1]) Die wesentlichen Stellen u. a. bei Menzel p. 194.

zeitig der Gnade Katharina's, die er bat, ihren Enkel Constantin zu seinem Nachfolger zu ernennen. Die Czarin antwortete mit der Aufforderung, die alte Constitution wieder herzustellen, und den Anschluß des Königs an die Russenfreundliche Conföderation von Targowice auszusprechen. Eingeschüchtert gehorchte Stanislaus August, und obgleich ein Theil seiner Minister ihm vorstellte, daß hinreichende Mittel für eine kräftige Vertheidigung vorhanden wären, unterschrieb er die Conföderation, was in dem gegenwärtigen Augenblicke um so weniger Eile gehabt hätte, als kurz vorher Kosciuszko über eine Abtheilung der Russischen Armee bei Dubienka einen glänzenden Sieg erfochten.

Des Königs Feigherzigkeit erfüllte die Nation mit unaussprechlichem Schmerze. Viele der edelsten Männer wanderten in's Ausland. Die Conföderirten waren am Ruder. Felix Potocki benahm sich wie ein Dictator. Am 21. Dezember wurde eine constituirende Commission niedergesetzt, welche den Polen „die Freiheit ihrer Väter" wiedergeben sollte. Ein Gesandter überbrachte der Czarin den Dank für „die Rettung Polens [1])."

Während dieser Vorgänge trat die Umwandlung immer deutlicher hervor, welche sich in den Anschauungen

---

[1]) Caro, l. c. p. 522.

der Preußischen Regierung und namentlich des Königs selbst vollzogen hatte. Die politischen Grundsätze, welche bei den Polnischen Reichstagsverhandlungen sich geltend gemacht hatten, erinnerten zu sehr an die Französischen Freiheitsideen von 1789, um nicht den König Friedrich Wilhelm II. mit Besorgniß und Widerwillen zu erfüllen. Dazu kam, daß man über Rußlands Absichten nicht in's Klare kommen konnte. Man erfuhr, daß die Kaiserin unmittelbar nach dem Frieden zu Jassy einem ihrer Günstlinge den Entschluß, gewaltsam einzugreifen, mit den Worten angezeigt hatte: „Wenn sich Oesterreich und Preußen widersetzen, so schlage ich ihnen Entschädigung oder Theilung vor." So kam Alles zusammen, um die hochherzigen Gesinnungen des Königs von Preußen zu erschüttern. Es liegt in der menschlichen Natur, und findet auf Fürsten und Staaten so gut wie auf einzelne Personen Anwendung, daß nur in den seltensten Fällen uneigennütziger Edelmuth Bestand hat, wenn ihm das materielle Interesse oder ein Widerspruch mit den Anschauungen, die man in besonderer Vorliebe hegt, entgegentritt. Hier vereinigte sich Beides. Wie sollte der König ferner eine Nation begünstigen, die sich dem gottlosen Revolutionstreiben zuzuwenden schien, welches er zur selben Zeit in Frankreich mit dem Schwerdte zu bekämpfen auszog; und wie sollte er sich für die Integrität eines Landes begeistern, dessen Zerstückelung ihm großen, langersehnten

Vortheil versprach und den endlichen Besitz von Thorn und Danzig in Aussicht stellte? Dazu kam, daß seine eigene Sicherheit zu fordern schien, die Quelle von Unruhen zu verstopfen, die dem Preußischen Staate von Osten her drohten, während er sich nach Westen hin in einen bedenklichen Krieg eingelassen hatte. Unter solchen Umständen konnte die Entscheidung nicht lange zweifelhaft sein. Die psychologische Erklärung dessen, was nun geschah, hat Häusser mit kurzen Worten treffend ausgesprochen [1]): „Es liegt in der Natur der Dinge, daß bei einer Umkehr, wie sie Preußen jetzt machte, von der Allianz mit Polen zur Theilung Polens, die Strömungen sich nicht etwa in einer neutralen Mitte halten, sondern die frühere Freundschaft schlägt um so rascher in Feindseligkeit um, je weniger man das Bewußtsein eigenen Unrechts unterdrücken kann. Vor einem Jahre hatte man der Polnischen Umwälzung beifällig zugenickt; jetzt fand die Preußische Regierung, daß der Polnische Reichstag um nichts besser sei, als die revolutionaire Versammlung in Frankreich." Eine Deklaration Sr. Preußischen Majestät vom 6. Januar 1793 verkündete, daß eine kluge Politik nicht gestatte, bei Eröffnung des neuen Feldzuges gegen Frankreich einen Feind im Rücken zu behalten, dessen unüberlegte Unternehmungen ihm Verlegenheiten bereiten könnten. Er habe

---

1) I. p. 354.

deshalb beschlossen, eine hinreichende Truppenzahl in das Gebiet der Republik Polen einrücken zu lassen, um seine angrenzenden Provinzen zu decken.

Schon drei Wochen später (24. Januar) überschritten aus Schlesien, der Neumark und aus Westpreußen drei Armeecorps unter Möllendorf's Oberbefehl die Polnische Grenze. Hier rief man in der Verzweiflung die Hilfe des Russischen Generals Igelström an, allein dieser hatte Befehl, die Preußen gewähren zu lassen. Man versuchte nun in Berlin, Oesterreichs Zustimmung zu einer Besitznahme Polnischer Landestheile zu erhalten, und erfuhr, daß der kaiserliche Hof nicht unzugänglich wäre, wenn man ihm ebenfalls eine Vergrößerung zukommen ließe. Bei dieser Gelegenheit brachte man das alte Baierische Tauschproject wieder zur Sprache, und während der Unterhandlungen erklärte Oesterreich sich sogar bereit, in eine Theilung Polens zu willigen, falls eine beiderseitige Gebietserweiterung in Deutschland damit Hand in Hand ginge. Man wies dabei auf die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth hin, welche eben erst durch Verzichtleistung des letzten Markgrafen an Preußen gefallen waren, und deren Abtretung man ansprechen zu dürfen glaubte. Das fand man in Berlin geradezu „insolent [1])."

Es wäre unbegreiflich, wie die beiden Hauptmächte

---

1) Häusser p. 319.

Deutschlands sich beim Beginne eines zweiten Feldzuges gegen Frankreich in eine so kleinliche ländergierige Politik verwickeln konnten, wenn beide sich nicht in dem verderblichen Irrthum befunden hätten, als sei das Mißlingen der Unternehmung von 1792 lediglich der Ungunst der Witterung und der im Heere der Verbündeten ausgebrochenen Krankheit zuzuschreiben, während nunmehr ein kurzer kräftiger Angriff genügen werde, um mit den republikanischen Pöbelhorden schnell fertig zu werden. So standen die östlichen und westlichen Angelegenheiten in Wechselwirkung. Für den Zusammenhang der Darstellung jedoch erscheint es förderlich, hier alsbald den weiteren Verlauf und das Ende der Polnischen Theilung in aller Kürze soweit zu berichten, als dieselbe für die Preußische Geschichte von Einfluß ist, und erst alsdann zu den ferneren Unternehmungen der Alliirten gegen Frankreich überzugehen. —

Der Untergang Polens ist längst als eine geschichtliche Nothwendigkeit anerkannt. Während die Germanen mit mehr oder weniger Bewußtsein dahin strebten, ihre Cultur nach Osten hin auszubreiten, lernte Rußland, welches Jahrhunderte lang gegen Asien vorgedrungen war, zuletzt begreifen, daß sein colossales Reich auf diesem Wege niemals dazu gelangen könnte, in die Europäische Staatenfamilie einzutreten; daß schlimmere als Chinesische Zustände seiner harrten, wenn es sich nicht dem Westen näherte, und dessen Bildung sich

aneignete. Peter des Großen Reisen, seine Studien in Holland, sind symbolisch für die Richtung, die er seinem Volke zu geben trachtete[1]). So lag Polen in der Mitte zwischen zwei mächtigen einander entgegenstrebenden Nationalitäten, und mußte durch die von Osten und Westen vorrückenden Nachbarn erdrückt werden; um so gewisser, als der unglücklichen Republik die Grundlagen fehlten, auf denen allein ein Staat sich erhalten und emporwachsen kann. Erscheint es doch fast wie ein Wunder, daß ein Land, wo die „Polnische Wirthschaft" herrschte, wo eine kriegerische Adelskaste alle übrige Einwohner zur Knechtschaft herabgedrückt hatte, wo das liberum veto und die gewaltthätige Opposition der Conföderation zu Staatsgrundgesetzen erhoben waren, überhaupt so lange zu bestehen vermochte. Dazu kam noch der Nationalhaß zwischen Russen und Polen, der hier von jeher fast noch heftiger entbrannte, als es sonst auch bei sprach- und stammverwandten Nationen, bei Dänen und Deutschen, bei Spaniern und Portugiesen der Fall ist, weil bei den beiden slavischen Völkern zu dem nationalen Widerwillen noch gegenseitiger Religionshaß hinzukam, wobei man nicht vergessen darf, daß im Innern von Polen sich Katholiken und

---

[1]) Für die Russische Auffassung der Sache ist von hohem Interesse: Ssolowjoff, Geschichte des Falles von Polen. Deutsch von Spörer, Gotha 1865.

Dissidenten befehdeten, und dem Auslande eine beständige Handhabe zu verderblicher Einmischung darboten.

Alle diese zusammenwirkenden unseligen Verhältnisse machen es erklärlich, wie ein Land von vierzehn Millionen Einwohner zwei Mal ohne erheblichen Widerstand von den Nachbarn getheilt, und zuletzt gänzlich von ihnen verschlungen werden konnte. Eine Thatsache ohne Beispiel in der Geschichte! Aber wenn auch, wie gesagt, die Nachwelt den endlichen Untergang der Republik als geschichtliche Nothwendigkeit anerkannt hat, so brandmarkt sie die Art und Weise, wie diese Nothwendigkeit sich vollzog, darum nicht minder als ein politisches Verbrechen; und laut verdammen muß man die Gewaltthätigkeit und die Hinterlist, mit welcher Rußland, Oesterreich und Preußen verfuhren, als die unglückliche Nation zu dem einzigen Rettungsmittel greifen wollte, welches ihr noch ein geordnetes Dasein hätte ermöglichen können. Ohne Scham erklärten die drei mächtigen Nachbarn, die Abschaffung der Mißbräuche nicht dulden zu dürfen, an denen die Republik zu Grunde ging; — indem sie die Vernichtung der Constitution von 1791 erzwangen, brachen sie den letzten Rettungsanker, der das Staatsschiff vor dem Zerscheitern bewahren konnte. Am verwerflichsten ist das Benehmen des Preußischen Cabinetts, welches im Anfang die beginnende Wiedergeburt des Nachbarlandes freundlich und theilnehmend begrüßt hatte. Erst

als man von der Beute, die man den Russen nicht ganz entreißen konnte, sich selbst den möglich größten Antheil zuzueignen wünschte, überfielen Preußische Heere ein Land, mit dem man in feierlich geschlossenem Vertheidigungsbündnisse stand. In dem Besitzergreifungspatent hieß es: Man müsse der Verbreitung des jakobinischen Giftes Schranken setzen! Aber welches Mittel wäre dagegen wirksamer gewesen, als die Errichtung der Erbmonarchie in Polen!

Das feige und verrätherische Benehmen Stanislaus August's beschleunigte die Katastrophe. Ein abgedankter Geliebter der Czarin war nicht der Mann, den man auf dem Throne dulden durfte. Die Preußischen Truppen waren kaum über die Grenze gerückt, als sie sich auch bereits der Woiwodschaften Posen, Gnesen und Kalisch ohne Widerstand bemächtigt hatten. Danzig allein versuchte sich zu vertheidigen. Allein bereits am 3. April war auch diese wichtige Handelsstadt erobert. Ueber die Grenzen des in Besitz zu nehmenden Gebietes hatte man sich schon am 25. Januar mit Rußland durch einen förmlichen Theilungsvertrag geeinigt [1]). Eine Bekanntmachung Friedrich Wilhelm's II. erklärte die Einwohner der vergewaltigten Districte für Preußische Unterthanen, und forderte sie auf, ihrem rechtmäßigen Herrn den Huldigungseid

---

[1]) Der Text desselben u. A. im politischen Journal von 1793, p. 76.

zu leisten. Es sei nöthig gewesen, hieß es, der Republik Polen solchen Schranken zu setzen, welche ihrer inneren Lage mehr angemessen seien, und ihr erleichtern würde, sich eine feste Regierung zu verschaffen. Mit höhnendem Uebermuthe ließ nun auch Rußland, welches sich den Löwenantheil zugeeignet hatte [1]), die Huldigung am Jahrestage der Verfassung von 1791 fordern. Ein Reichstag, den man nach Grodno berief, sollte dem Raube die gesetzliche Form geben. Durch Drohungen, Einkerkerungen und Gewaltmaßregeln aller Art, besonders durch die hinterlistige Vorspiegelung, man werde die Preußischen Eroberungen zurückerhalten, wenn man die Ansprüche der Kaiserin anerkannte, setzte der Russische Gesandte es durch, daß die wenigen Senatoren und Landboten, die sich eingefunden hatten, einen Abtretungsvertrag nach seinem Verlangen unterzeichneten (23. Juli). Kaum aber war das geschehen, als auch der Preußische Gesandte von Buchholz dasselbe für seinen Monarchen verlangte. Der Widerstand war diesmal noch heftiger. Der Russische Gesandte unterstützte durch Wiederholung seiner Eigenmächtigkeiten den Preußischen Bundesgenossen, und ließ die am meisten widerstrebenden Landboten durch Kosacken aus der Stadt bringen. Die

[1]) Der Russische Antheil umfaßte 4000 Quadratmeilen, der Preußische kaum Tausend. Die Kaiserin selbst hatte auf die Karte von Polen eigenhändig eine Linie gezogen, die 4553 Quadratmeilen abschnitt.

übrigen mußten sich am 23. September versammeln. Sie hatten einander gelobt, durch Stillschweigen jeden Beschluß unmöglich zu machen. Russische Truppen umstellten den Saal und erklärten, niemand herauszulassen, bis man sich dem Willen der Kaiserin gefügt hätte. Durch keine Drohungen ließen die Unglücklichen sich zum Reden bewegen; schweigend saßen sie bis drei Uhr am Morgen nebeneinander. Da stellte der Russisch gesinnte Marschall Bielinski noch einmal die Frage, ob man dem Geheiß der Kaiserin Folge leisten wollte. Als auch hierauf alles stumm blieb, erklärte er das Schweigen der Versammlung für Einwilligung, und ließ den Beschluß, den keiner gefaßt hatte, in das Protokoll eintragen. — Das war die zweite Theilung Polens [1]).

Der Eifer, mit dem Katharina bei diesen verhängnißvollen Vorgängen die Preußischen Absichten beförderte, war keineswegs uneigennützig, sondern wird durch die Drohung Friedrich Wilhelm's II. erklärt: Er werde, um seine Ansprüche durchzusetzen, nöthigenfalls sein gegen Frankreich agirendes Heer bis auf 20,000 Mann vermindern und mit einer großen Armee in Polen erscheinen. Beide Eventualitäten waren der Kaiserin, der alles daran lag, den König am Rheine beschäftigt zu wissen, um in Polen freies Spiel zu haben, gleich ungelegen, weshalb sie es vorzog, die von den Preußen

---

[1]) Caro a. a. O.

besetzten Districte ihnen Preis zu geben. Dieselben wurden durch eine Linie abgegrenzt, welche von der Mündung der Bzura in die Weichsel nach Norden bis an die altpreußische Grenze, gegen Süden bis zur Pilica sich erstreckte. Diese neue Erwerbung erhielt den Namen Süd-Preußen.

Zwei Drittel ihres alten Gebietes hatte die Republik Polen durch die beiden Theilungen verloren. Der Ueberrest, in welchem Stanislaus August Titularkönig blieb, wurde durch eine erzwungene Allianz mit Rußland (16. Oktober 1793) so ziemlich zu einer Provinz dieses Reiches herabgedrückt. Alle Kriege beider Staaten sollten gemeinschaftlich sein, Rußland den Feldherrn ernennen, und das Recht haben, zu jeder Zeit Soldaten in Polen einmarschiren zu lassen. Polen durfte ohne Rußlands Vorwissen mit keiner anderen Macht Verträge schließen, und versprach seine Armee bis auf 15,000 Mann zu reduciren. Warschau blieb bis auf Weiteres von den Russen besetzt.

Als es zur Ausführung dieser Maßregel kam, und als namentlich die Entlassung des größten Theiles der Armee vor sich gehen sollte, kam die stille Gährung, von der die ganze Nation erfüllt war, zum Ausbruch. Eine geheimnißvolle Verschwörung hatte sich den Russischen Spionen zum Trotz über das Land verbreitet. General Madalinski warf sich mit den Truppen, die er hätte entlassen sollen, in die Stadt Krakau und vertrieb die

Russen aus derselben. Da kehrte auch Kosciuszko aus der Fremde zurück, wo er vergebens bemüht gewesen war Beistand für Polen zu werben. Schnell bildete sich eine Conföderation, welche diesen edelsten und tapfersten Feldherrn zum Generalissimus mit der Gewalt eines Dictators ernannte. Man erklärte die Verfassung von 1791 für wiederhergestellt (24. März 1794). Die unter Igelström heraneilenden Russen schlug Kosciuszko am 4. April bei Raclawice. Auf die Nachricht von diesem Siege verbreitete sich die Erhebung schnell über das ganze Land. Die Russen wurden aus Warschau vertrieben, wobei mehr als 2000 von ihnen der Volkswuth zum Opfer fielen; ein Nationalrath, als oberste Behörde, wurde eingesetzt und von König Stanislaus anerkannt, weshalb auch ein großer Theil der fremden Mächte ihre Gesandten von Warschau nicht abberiefen. Man durfte auf glänzende Entwickelung eines solchen Anfanges hoffen; — allein nur zu bald kam das alte und unheilbare Uebel der Polen, ihre Unverträglichkeit und Unzuverlässigkeit zum Ausbruch, und lähmte alle Anstrengungen Kosciuszko's. Dieser hatte erkannt, daß mit dem Adel allein nichts durchzusetzen wäre, wenn man nicht zugleich die Landbevölkerung für die vaterländische Sache in Begeisterung setzte. Er versprach derselben Erlösung aus der Leibeigenschaft und Befreiung von ihren Lasten; dadurch machte er den Adel gegen sich rebellisch, und nur die fast

abgöttische Verehrung, welche Kosciuszko genoß, war im Stande offene Empörung zu verhindern.

Dennoch aber wurde die Ausführung seiner großartigen Pläne durch diese inneren Zwistigkeiten verzögert und gelähmt. Nutzlos verstrich so viel Zeit, daß Ende Mai eine Preußische Armee von 50,000 Mann unter General Favrart widerstandslos über die Schlesische Grenze einrücken konnte. König Friedrich Wilhelm II. mit seinen beiden ältesten Prinzen erschien selbst in Person, und führte dem Namen nach den Oberbefehl.

Die Preußen setzten sich alsbald mit dem Russischen Corps des General Denisow in Verbindung. Kosciuszko rückte im Eilmarsch heran, traf die Russen auf der Straße von Krakau nach Warschau, und drängte sie zurück (5. Juni). Als er aber andern Tages den errungenen Vortheil verfolgen wollte, fand er unvermuthet bei Szcekoczyn [1]) die Preußen seinem linken Flügel gegenüber aufgestellt. Mit nur 13,000 Mann unternahm er den Angriff gegen 40,000. Er unterlag der Uebermacht und mußte nach hartnäckigem Kampfe sich auf Warschau zurückziehen. Die Preußischen Kanonen hatten besonders unter den mit Sensen bewaffneten Bauern arg gewüthet, so daß diese Schaaren entflohen

---

[1]) Die Schlacht bei diesem Orte wird auch Schlacht bei Raffka genannt.

und sich ferner nicht mehr bei der Armee einfanden. Inzwischen hatte auch die Stadt Krakau sich ohne Schwerdtstreich den Preußen ergeben (15. Juni), was in Warschau die größte Aufregung hervorrief. Daselbst-bildete sich ein Pöbel- und Schreckensregiment aus, welches eine Zeitlang große Willkür und Grausamkeit übte, bis Kosciuszko in die Hauptstadt einrückte und Ordnung machte. Hinter ihm her waren die Preußen vorgedrungen, um in Gemeinschaft mit einem Corps von 9000 Russen Warschau von zwei Seiten zugleich zu belagern. Die Russische Hauptarmee war mit der Eroberung von Lithauen beschäftigt, welches sich auch bald unterwarf. Vor Warschau konnten die Verbündeten keine Fortschritte machen, weil es ihnen an Schießbedarf fehlte, indem die Polen verschiedene Schiffe, welche Kanonen von Graudenz auf der Weichsel heranbringen sollten, in den Grund gebohrt hatten. Bald trat dazu in der Preußischen Armee auch Mangel an Lebensmitteln ein, Krankheiten brachen aus, — der Zustand wurde unerträglich. Nachdem unter so erschwerenden Umständen die Belagerung viele Wochen lang fortgesetzt war, kam die Nachricht, daß in Südpreußen ein großer Theil des Adels und der Städte sich zu offenem Aufstande erhoben hätten. Durch das Zusammentreffen so vieler Unfälle sah sich der König bewogen, am 6. September die Belagerung einzustellen, und einige Meilen südwestlich von Warschau die Armee, von welcher

verschiedene Corps zur Bekämpfung der Empörten abgesendet werden mußten, hinter eilig aufgeworfenen Verschanzungen in Sicherheit zu bringen. Wie zu erwarten war, hielt Friedrich Wilhelm II. in einer so unbequemen Lage nicht lange aus. Am 18. September übergab er dem General Schwerin den Oberbefehl mit der Weisung, sich möglichst lange in dem Lager zu behaupten, und reiste über Breslau nach Berlin zurück, wo er sich alsbald seinen üppigen Lebensgewohnheiten völlig hingab. Das Russische Corps, welches bestimmt war unter General Fersen in Gemeinschaft mit den Preußen die Belagerung zu unternehmen, zog sich nach Lublin zurück. Preußen hatte, von Rußland nur lau, von Oesterreich gar nicht unterstützt, mit eigenen Kräften die Niederwerfung des Polnischen Aufstandes unternommen, in der Hoffnung, nach dem Gelingen die Bedingungen für die Theilung Polens seinen Wünschen gemäß aufstellen zu können; allein dieser Versuch war ebenso unglücklich abgelaufen wie jener erste Feldzug gegen Frankreich.

Katharina von Rußland freute sich über diesen Mißerfolg, der ihr gestattete, nunmehr in der Polnischen Angelegenheit das entscheidende Wort zu sprechen. Sie beorderte den wunderlichen, ebenso tapfern als genialen Suwaroff mit 40,000 Mann in der Richtung nach Warschau vorzurücken, und den Wirrnissen daselbst ein schnelles Ende zu bereiten. Gleichzeitig trat auch Oester=

reich aus seiner bisherigen Zuschauerrolle heraus; denn da es voraussichtlich bald zur Theilung der Beute kommen mußte, wollte man dabei nicht leer ausgehen. Unter dem Vorwand, die eigenen Grenzen zu decken, rückte ein Oesterreichisches Armeecorps in Volhynien ein. Katharina ließ das ruhig geschehen, weil sie lieber dem Kaiser als dem Könige von Preußen eine Vergrößerung gönnte [1]).

Polens Schicksal eilte nun schnell seiner Erfüllung entgegen. Suwaroff schlug und vernichtete das Corps des General Sierakowski am 8. September 1794 bei Brzesc. Acht Stunden lang wurde mit der blanken Waffe gekämpft. Kaum 500 Polen retteten sich durch die Flucht, nur sehr wenige wurden Gefangene, die übrigen deckten mit ihren Leichen das Schlachtfeld. Suwaroff zog dem General Fersen entgegen, um sich mit ihm zu vereinigen. Dies zu hindern raffte Kosciuszko alle Truppen zusammen, deren er habhaft werden konnte. Am 10. Oktober traf er bei Maciejowice, zehn Meilen von Warschau, mit Fersen zusammen. An Truppenzahl waren die Russen den Polen überlegen. Diese aber hatten eine günstigere Stellung auf trockenem erhöhtem Boden, während die Russen in einer

---

[1]) Die hierauf bezüglichen Verhandlungen und Intriguen sind im 4. Kapitel des III. Bandes von Sybel und den Acten des Preußischen Staatsarchivs zusammengestellt.

sumpfigen Niederung standen, wo Roß und Mann bei jedem Schritt einsanken. Mörderisches Feuer von beiden Seiten bedeckte schnell den Boden mit Todten. Ungestüm stürzten die Polen hervor, um in's Handgemenge zu kommen, aber die Russischen Geschütze streckten so Viele von ihnen nieder, daß die Leichen einen Wall bildeten, der den Sensenmännern den Weg verlegte. Nach verzweifeltem Widerstande wandten die Polen sich zur Flucht, 5000 Getödtete und 1500 Gefangene zurücklassend. Kosciuszko, dem schon drei Pferde unter dem Leibe erschossen waren, sprengte auf dem vierten den Fliehenden nach, um sie zum Stehen zu bringen, — durch einen Fehlsprung seines Rosses wurde er zu Boden geschleudert. Den schwerverwundeten Feldherrn, der sich in der Kleidung nur wenig von einem gemeinen Soldaten unterschied, fanden die nacheilenden Russen. Einem Kosaken, der ihn ausplündern wollte, gab er sich zu erkennen. Auf einer Bahre von Lanzen trug man den Verwundeten in Fersen's Hauptquartier. Wohl mochte der gefangene Dictator fühlen, was mit seiner Person dem Vaterlande verloren ging! Polen war nun verloren! Und nur zu bezeichnend hat die Sage dem vom Pferde stürzenden Kosciuszko den Ausruf in den Mund gelegt: Finis Poloniae!

Schnell rückten nunmehr die Russen zur Belagerung von Warschau vor, um so schneller, weil man den

Preußen nicht Zeit lassen wollte, zur Theilnahme heranzueilen.

Am 4. November mit Tagesanbruch begann Suwaroff die Erstürmung von Praga. Bald war diese Vorstadt Warschau's genommen. Ein furchtbares Gemetzel begann. Nachdem 8000 Mann von der Polnischen Besatzung niedergehauen waren, wurden von den wehrlosen Einwohnern 12,000 Männer, Weiber und Kinder hingeschlachtet. Eine Deputation des Nationalraths erschien aus Warschau, um zu capituliren. Suwaroff wies sie ab. Mit Insurgenten unterhandle er nicht. Da fand sich am folgenden Tage bittend der Stadtmagistrat ein. Ihm versprach er Sicherheit für Leben und Eigenthum der Bürger, und Vergebung für alles Vergangene [1]). Die Polnische Armee war noch immer 45,000 Mann stark, hatte 200 Kanonen und eine gefüllte Kriegskasse. Dennoch gab man jeden Gedanken an ferneren Widerstand auf, um nicht in Warschau eine Wiederholung der Greuelthaten von Praga zu erleben. Am 8. November 1794 hielt Suwaroff seinen Einzug. Die meisten der Insurgentenführer hatten sich der abziehenden Armee angeschlossen,

---

[1]) Die Häupter der Bewegung wurden dessenungeachtet nach Petersburg geschafft und in Haft gehalten. Auch Kosciuszko erst durch Paul I. in Freiheit gesetzt. Er ging zuletzt nach der Schweiz, und starb in Solothurn an einem Sturz mit dem Pferde 1817.

deren Trümmer einige Tage lang planlos im Lande umherirrten, und sich am 18. bei Radoszice den Russen ergaben. König Stanislaus, der dreißig Jahre lang die Krone mit so wenig Ehre getragen, mußte sich nach Grodno zurückziehen. Kaiser Paul berief ihn nach Petersburg, wo er, persönlich zwar beliebt, aber wenig geachtet, 1798 gestorben ist.

Die Polnische Republik war vernichtet. Man schritt zur Theilung des entseelten Staatskörpers. Schon am 3. Januar 1795 hatten Oesterreich und Rußland zu Wien sich darüber verständigt, daß der größte Theil des Landes den beiden Kaiserhöfen verbleiben und nur ein kleiner Rest an Preußen abgetreten werden sollte. Bis zum 21. Oktober 1796 zogen sich die Verhandlungen über die Theilungsgrenzen hin. Mißgunst, Neid und Habsucht sind die leitenden Genien bei diesem Geschäfte gewesen, dessen Einzelnheiten für den Diplomaten interessant genug, für jeden Anderen aber nur widerwärtig sind [1]). Die schließliche Uebereinkunft wurde am 26. Januar 1797 vollzogen. Bei Brzesc

---

[1]) Zu der Darstellung im dritten Bande von Sybel's Revolutionsgeschichte ist jetzt berichtigend und ergänzend die treffliche Erzählung Hüffer's (Ergänzungsband p. 124 ff.) hinzugekommen, p. 129 daselbst sind diese Polnischen Theilungsverhandlungen, die widerwärtige Unterwürfigkeit gegenüber der Czarin, und die Art und Weise wie die Deutschen Mächte sich zur Förderung der Russischen Pläne gegen einander gebrauchen ließen, trefflich charakterisirt.

trafen die Grenzen zusammen. Die Weichsel sollte Preußen von Oesterreich, der Bug Oesterreich von Rußland, der Niemen Rußland von Preußen trennen. Letzteres erhielt Warschau, wo der König schon am 9. Januar eine Besatzung von 12,000 Mann hatte einrücken und sich die Huldigung leisten lassen, die nach dem officiellen Berichte unter allgemeinem Jubel stattfand[1])! Man kann sich denken, von welcher Art dieser Jubel gewesen ist. Preußen hat durch die beiden letzten Theilungen Polens ungefähr 2000 Quadratmeilen mit zwei Millionen Einwohnern erhalten. Rußland nahm für sich 6500 Quadratmeilen mit vier Millionen Einwohnern. — Oesterreichs Antheil von 1794 betrug 834 Quadratmeilen. Ein Theil der neuen Preußischen Erwerbung wurde zu Südpreußen geschlagen. Den Rest, mit einem Theil der älteren Eroberungen verbunden, nannte man Neuostpreußen. Heil und Segen hat die Zerstückelung der unglücklichen Republik den Theilungsmächten nicht gebracht. Waren auch die Polen niemals im Stande einen wohlgeordneten Staat zu gründen, so ist dennoch die Lebenskraft und die Vaterlandsliebe bei diesem Volke so unvertilgbar, daß bis auf den heutigen Tag stets von Neuem die Versuche sich wiederholen, das untergegangene Reich aus seinen Trümmern zu erwecken; — und weder die unter Rußlands eiser-

---

[1]) Politisches Journal von 1796, p. 752. 871.

nem Joche seufzenden Polen, noch die, welche unter dem milderen Scepter Oesterreichs und Preußens wohnen, oder die als Verbannte in der Fremde weilen, wollen daran glauben, daß das Ende Polens für immer gekommen sei.

Zwölftes Kapitel.

Europäische Coalition gegen Frankreich.

Die Polnischen Angelegenheiten, von denen wir so eben eine Uebersicht gegeben, stehen in engstem Zusammenhange mit dem, was sich gleichzeitig im Westen an der Französischen Grenze begab. Wir kehren nunmehr zu den dortigen Verwickelungen zurück.

Ludwig des Sechszehnten Sache ist die Sache aller Könige! Dieser Nothschrei gab dem Gefühl der Besorgniß Ausdruck, welches Oesterreich und Preußen in Pilnitz zusammenführte und den unglücklichen Feldzug in der Champagne zur Folge hatte; — und doch waren nicht die Könige und Fürsten die am meisten Bedrohten. Daß man sie Alle verjagen und die Europäischen Staaten in Republiken verwandeln sollte, damit hatte es gute Wege. Viel bedrohlicher wirkten die Französischen Ideen auf dem socialen Gebiete. Adel und Geistlichkeit, überhaupt die besitzenden Klassen der Gesellschaft waren

es, die Gefahr liefen. Das erkannte man alsbald in England, dessen gerühmte freie Verfassung doch wesentlich auf der absoluten Herrschaft der Geburt und des Geldes beruht, und wo auch die Staatskirche bis auf den heutigen Tag als eine Versorgungsanstalt für die jungen Söhne der Lords und der Gentry betrachtet wird.

Die Stimmen, welche sich zu Gunsten der Revolutionsideen in Großbritannien erhoben, blieben vereinzelt, und dienten nur dazu, die Massen gegen dieselben zu fanatisiren; denn so monarchisch und aristokratisch gesinnt ist diese Nation, so sehr hält die Bevölkerung bis in die untersten Schichten hinab, an dem Althergebrachten fest, daß es leicht war, die allgemeine Ueberzeugung hervorzurufen: Ein Krieg gegen Frankreich sei ein Vertheidigungskampf für Kirche und König, und zugleich für die geliebten Landessitten und Landesgewohnheiten.

Die Französischen Gewalthaber verkannten diese Verhältnisse von Grund aus. Sie ertheilten einigen ganz unbedeutenden Englischen Privatpersonen, die im Namen republikanischer Verbindungen nach Paris gekommen waren, feierlich Audienz, und versprachen ihnen Unterstützung bei der angeblich in Aussicht stehenden Erhebung des brittischen Volkes. Den Unwillen, den das Bekanntwerden dieser Abgeschmacktheiten im Lande erregte, benutzte der jüngere Pitt, damals Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, sehr geschickt, um den

Franzosenhaß auf's Höchste zu steigern. — Als nun gar Ende Januar 1793 die Nachricht von Ludwig's XVI. Hinrichtung eintraf, erhielt der Französische Gesandte sofort die Weisung, London binnen 24 Stunden und England binnen 8 Tagen zu verlassen. Als Antwort erfolgte in Paris schon am 1. Februar die Kriegserklärung an England und Holland zugleich. In das gesammte Europäische Staatensystem war damit die Brandfackel geschleudert, die erst nach länger als 20 Jahren erlöschen sollte. Englischer Einfluß, und das noch wirksamere Englische Gold, brachten eine Coalition gegen die Französische Republik zusammen, an der nächst Holland, Oesterreich und Preußen, bald auch das Deutsche Reich, Spanien, Portugal und Sardinien sich betheiligten. Auch die Kaiserin von Rußland erklärte sich bereit, eine Flotte und 40,000 Mann zu schicken, sobald die Engländer in Belgien eingerückt sein würden. Gleichzeitig versprach sie künftig dem Englischen Handel auf Kosten des Französischen bedeutende Vortheile zu gewähren, wofür sie sich aber ausbedung, daß man ihren Absichten auf Polen kein Hinderniß in den Weg legte [1]). Im Sommer wurde dann noch Neapels Beitritt erkauft, und der Plan zu einem Angriff längs der ganzen Ausdehnung der Französischen

---

[1]) Der Wortlaut der im März abgeschlossenen Verträge bei Martens, Recueil des traités V. 117 ff.

Grenzen entworfen. Die Preußen sollten Mainz zurückerobern, und von da aus einschreiten, den Oesterreichern fiel der Angriff in den Niederlanden zu, England und Holland wollten zu Lande und zu See gleichzeitig vorgehen. Die Truppen der kleinen Deutschen Fürsten wurden theils den Oesterreichern, theils den Preußen zugetheilt, der Landgraf von Hessen verkaufte seine Leute wieder an England, indem er gestattete, dieselben nöthigen Falls auch in Irland zu verwenden [1]).

So großartige Verabredungen schienen ebenso großartige Erfolge zu sichern, um so mehr als gleichzeitig innerhalb Frankreichs der Bürgerkrieg in helle Flammen ausgebrochen war. Die Vendée hatte sich für die Sache der Bourbons erhoben, und in Paris wüthete die Schreckensherrschaft, welche nothwendig binnen Kurzem sich selbst vernichten, oder von einer andern Partei vernichtet werden mußte.

Leider fehlte es den Verbündeten an Entschlossenheit, und noch mehr an einer kräftigen einheitlichen Leitung, um das Zusammentreffen so vieler günstiger Umstände zu benutzen, und durch einen schnellen Marsch auf Paris den ganzen Krieg zu entscheiden. Der Herzog von Braunschweig, welcher auch diesmal wieder die Preußische Armee befehligte, ließ sich von seiner vor-

[1]) Daselbst 133.

sichtig methodischen Kriegführung nicht abbringen, ohne zu begreifen, daß gegenüber den ganz regellosen Ausnahmezuständen die er bekämpfen sollte, nur ein geniales, alle alte Schulweisheit durchbrechendes Verfahren zum Ziele führen konnte.

Wir haben am Ende des vorletzten Kapitels die Franzosen im Besitze der Niederlande verlassen. Die Oesterreichische Armee war durch Ungunst der Witterung, durch Krankheit, und durch die Verluste im Kampfe so zusammengeschmolzen, daß man daran dachte über den Rhein zurückzugehen. Die dringendsten Vorstellungen Friedrich Wilhelm's II. waren nöthig, um die Ausführung eines so unheilvollen Entschlusses zu hindern. Das Preußische Hauptquartier befand sich noch in Coblenz, wo man den aus der Champagne heimkehrenden Truppen die höchstnothwendige Erholung gönnte. Gegen Ende des Jahres 1792 brach der König auf, um vor allen Dingen das rechte Rheinufer vom Feinde zu säubern und Mainz wiederzuerobern. Am 2. Dezember erstürmten Preußen und Hessen Frankfurt, wodurch Custine sich genöthigt sah, fast alle von ihm besetzten Plätze, mit Ausnahme Castells am Ende der Mainzer Brücke, und der kleinen Feste Königsstein zu räumen, welche letztere im März 1793 ebenfalls von den Preußen genommen ward. Während man sich nun zur Belagerung von Mainz anschickte, wurde leider Oesterreichs und Preußens Zusammenwirken für das Eine was

Noth hat, durch die gleichzeitig zwischen ihnen fortlaufenden Verhandlungen über die Polnischen Angelegenheiten gestört. Beide Mächte, die als Verbündete den Franzosen gegenüberstanden, und auf innigste Eintracht in diesem Kampfe angewiesen waren, traten im Osten als eifersüchtige Nebenbuhler einander gegenüber. Die Frage über die Entschädigungen, die man für die Mühen und Kosten des Krieges sich sichern wollte, brachte das alte Baierische Tauschproject wieder auf die Tagesordnung, dabei wollte keiner dem andern gestatten, sich durch Polnische Annexionen zu vergrößern; — es kam zu den kleinlichsten und unerquicklichsten Verhandlungen, die mit einer ziemlich zweideutig gefaßten Verabredung endeten, wonach Preußen die Oesterreichischen Absichten auf Baiern zu begünstigen versprach, falls Oesterreich gestatten wollte, daß der König schon jetzt sich in Besitz der begehrten Polnischen Landesgebiete setzte. Die einflußreiche Umgebung Friedrich Wilhelm's II., welche noch immer diese Polnische Angelegenheit für bei weitem wichtiger als die Französische ansah[1]), hatte dem Könige die Ueberzeugung beigebracht, er müsse die Hauptmacht seiner Truppen für den Osten verfügbar halten. Deshalb überließ er diesmal bei dem Kriege gegen Frankreich den Oesterreichern die erste Stelle, während Preußen auf den zweiten Platz zurücktrat.

---

[1]) Häusser I. 432.

In Frankfurt a/M. fanden lange Berathungen über den Feldzugsplan statt, an denen für Preußen der Herzog von Braunschweig, und des Königs Liebling, Obrist Mannstein, für Oesterreich Feldmarschall-Lieutenant Graf Wartensleben Theil nahmen. Man kam überein, vor allen Dingen Mainz wiederzuerobern, und die Franzosen aus den Niederlanden zu vertreiben. Die Oesterreicher sollten das von den Emigranten noch tapfer vertheidigte Mastricht entsetzen, und daselbst sich behaupten, bis Mainz wieder in Deutschen Händen sei. Man hielt jedes weitere Vorgehen für gefährlich, so lange man den Feind in dieser Hauptfestung im Rücken hatte. Ein Preußisches Corps an der Mosel sollte die Oesterreicher an der Maas, ein Oesterreichisches unter Wurmser die Preußen am Mittelrheine unterstützen.

Oberfeldherr der Oesterreicher war Herzog Josias von Coburg[1]). Dieser bedächtig ausgeklügelte Plan, nach welchem vier Deutsche Armeen sich darauf beschränken sollten, eine Festung zu entsetzen, und auf die Eroberung einer zweiten zu warten, wurde durch den Einfluß des später so berühmt gewordenen jungen Erzherzogs Karl (Bruder des Kaiser Franz) und des bewährten General Clerfayt, wesentlich verbessert.

---

[1]) Vergleiche die meisterhafte Lebensbeschreibung desselben von A. von Witzleben. 3 Bände. Berlin 1859.

Beide drangen darauf, die Verschanzungen der Franzosen an der Roer, von deren mangelhafter Beschaffenheit und Vertheidigung man Kundschaft hatte, schleunigst zu überfallen [1]). Das geschah! In der Nacht zum 1. März 1793 erfolgte bei Jülich und Dühren der Uebergang über die Roer. Die Franzosen, unter dem abentheuerlichen General Miranda, wurden aus ihrer Stellung verdrängt, und in wilder Flucht der Heimath zugejagt. Einige sollen erst vor Paris Halt gemacht haben. Die verfolgenden Oesterreicher eroberten Lüttich und Aachen zurück und entsetzten Mastricht. An Gefangenen und Deserteuren verloren die Revolutionstruppen 12,000 Mann und mußten mehr als 100 Kanonen im Stich lassen.

Statt diesen glänzenden Erfolg zu benutzen, zögerte Coburg nunmehr, um gehorsam den Frankfurter Verabredungen, auf die Eroberung von Mainz zu warten. In der Zwischenzeit wurde in Lüttich ein strenges Strafgericht über die revolutionär gesinnten Einwohner gehalten und 600,000 Gulden von ihnen erpreßt, das Fürstbischöfliche allgemein verabscheute Regiment wieder aufgerichtet, und jede Widersetzlichkeit mit dem Galgen bedroht [2]). Man schien zu glauben, daß die Rückkehr

---

[1]) Menzel 214. Häusser I. 454.

[2]) Politisches Journal 1793, p. 415.

zu den alten verrotteten Zuständen eine dauernde geworden sei.

Dumouriez, der sich nach Holland gewendet hatte und im Begriff stand, das ganze Land zu unterwerfen, wurde durch Miranda's Niederlage zur Umkehr gezwungen. Er hatte von den Schreckensmännern in Paris Befehl erhalten, die vorrückenden Oesterreicher anzugreifen. Bei Neerwinden kam es am 18. März zur Schlacht, die aber unglücklich für die Franzosen ablief. Der junge Herzog von Chartres [1]) und der Erzherzog Carl standen hier einander gegenüber. Zwar erlitten die Oesterreicher großen Verlust, aber noch größeren die Franzosen, deren Lage durch die einreißende Demoralisation der Armee fast verzweifelt wurde. Haufenweise liefen die Soldaten davon. Nach wenigen Tagen hatte Dumouriez kaum noch 20,000 Mann in seinem Lager. Dazu kam, daß die Republikaner trotz ihren Freiheit athmenden Proclamationen, sich in Belgien und Holland nicht minder als in Deuschland, durch ihre Raubsucht und ihren Uebermuth die gesammte Bevölkerung zu Feinden gemacht hatten. Nachdem sie nun im Felde geschlagen waren, blieb ihnen nichts übrig als eiliger Rückzug. Für den Feldherrn war das eine Lebensfrage, weil die Terroristen in Paris den ebenso grau-

---

[1]) Er war später von 1830—1848 unter dem Namen Philipp König der Franzosen.

samen als wirksamen Grundsatz aufgestellt hatten, daß ungeschickte, oder was in ihren Augen gleichbedeutend war, unglückliche Generale ihre Mißerfolge durch die Guillotine büßen mußten.

Diesem Schicksal zu entrinnen, faßte Dumouriez den Entschluß zum Feinde überzugehen. Er versprach den Oesterreichern, mit ihnen vereinigt, seine Armee nach Paris zu führen, die Familie Ludwig's XVI. zu befreien und dessen Sohn zum König ausrufen zu lassen. Den Conventsdeputirten, die bereits abgeschickt waren den verdächtigen General in dessen eigenem Lager zu verhaften, kam Dumouriez zuvor, indem er vier von ihnen festnehmen ließ, während durch einen folgenschweren Zufall der fünfte, Carnot, entkam, derselbe, der bald nachher als Kriegsminister der Reformator der Französischen Armee werden sollte.

Der Herzog von Coburg ging auf die Anträge des feindlichen Generals ein, und während man darüber hin und her verhandelte, wurde wiederum ein günstiger Moment versäumt, in welchem man die Verwirrung des Französischen Heeres hätte benutzen und schnell vorgehen können. Statt dessen bewilligten die Oesterreicher Waffenstillstand, in der Hoffnung, es werde die Französische Armee während der Dauer desselben mit fliegenden Fahnen in das Oesterreichische Lager herüber kommen. Allein Dumouriez hatte dasselbe Schicksal, wie Lafayette vor ihm. Die Truppen ließen ihn im

Stich, er selbst mußte zu den Oesterreichern flüchten [1]). Die im Französischen Heere durch diesen unerhörten Vorgang entstehende Rathlosigkeit und Verwirrung ließ der Herzog von Coburg auch diesmal wieder unbenutzt, und verdarb bis zum Mai die Zeit mit Unterhandlungen über Zuzüge, die der inzwischen gelandete Herzog von York ihm an Englischen und Französischen Truppen zuführen sollte. Erst gegen Ende des Monats, als die Franzosen Zeit gehabt hatten, sich wieder zu ordnen und Verstärkungen herbeizurufen, wurden die Grenzen Frankreichs überschritten. Auch hier beschränkte man sich indessen auf Unternehmungen, welche im Verhältniß zu dem großen Ziele, das man hätte im Auge haben sollen, kleinlich genug waren. Die Festung Condé wurde belagert und am 11. Juni genommen. Am 28. Juli mußte sich Valenciennes den Oesterreichern ergeben. Die Engländer, 22,000 Mann stark, verbrachten die Zeit mit der Belagerung von Dünkirchen, welches sie für sich behalten wollten, wobei sie noch von

---

[1]) Dumouriez trieb sich nachher in allen Ländern herum, und starb erst 1824 in London, wo er eine Englische Pension bezog. Unter dem Titel la vie du General Dumouriez hat er 1795 in Hamburg drei Bände Memoiren erscheinen lassen, die viel interessante Einzelheiten enthalten. Nicht ohne Ironie hebt er alle Gelegenheiten hervor, welche die Oesterreicher ungenützt vorüberließen, während es ihnen leicht gewesen wäre, dem Feldzuge von 1793 die günstigste Wendung zu geben.

15,000 Oesterreichern unterstützt wurden. Allein General Houchard, jetzt Oberbefehlshaber der Französischen Nordarmee, entsetzte den Platz nach einem dreitägigen mörderischen Gefechte bei Hondschoote (6.—8. Septbr.).

Während dieser Vorgänge in den Niederlanden wurde nun auch Mainz von den Preußen, Sachsen und Hessen unter General Kalkreuth's Oberbefehl belagert. Man hatte sich die Eroberung dieses Platzes viel zu leicht vorgestellt, und nicht einmal das nöthige Belagerungsgeschütz mitgeführt, welches aus Holland und aus verschiedenen Deutschen Festungen herbeigeschafft werden mußte. Erst am 20. Juni konnte das Bombardement beginnen. Ein am 6. Juli unternommener Sturm mißglückte, und als sich die Kunde verbreitete, daß zwei Französische Heerschaaren unter Houchard und Beauharnais zum Entsatz der Festung heranrückten, wurde der Ausgang des ganzen Unternehmens höchst zweifelhaft. Zum Glück für die Belagerer gingen in Mainz die Lebensmittel zu Ende, Mangel an ärztlicher Pflege kam dazu, um die Besatzung zu entmuthigen. Die in der Festung mit eingeschlossenen Conventsdeputirten Merlin und Rewbel fürchteten für ihre persönliche Sicherheit, und drängten zur Capitulation. Dennoch hätte der tapfere Commandant d'Oyré es auf's Aeußerste ankommen lassen, wenn er nicht durch die falsche Nachricht getäuscht worden wäre, Houchard und

Beauharnais hätten unterwegs eine totale Niederlage erlitten [1]).

Am 22. Juli wurde der Uebergabevertrag unterzeichnet. Die Besatzung erhielt freien Abzug, mußte aber versprechen ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu dienen. Die letztere Bestimmung half den Eroberern nichts, denn die Franzosen benutzten diese Truppen nunmehr zum Kampfe in der Vendee, um daselbst den Aufruhr niederzuwerfen.

Mit dem Falle von Valenciennes und Mainz war nun abermals ein Zeitpunkt eingetreten, wo entschlossenes Vordringen zu schneller Entscheidung führen konnte, da die Französischen Rhein- und Moselarmeen fast aufgelöst, und durch das gegen ihre Generale verhängte Strafgericht der Schreckensmänner, der Führer beraubt waren. Man hätte unter diesen Umständen Alles aufbieten müssen, um den Parteikampf in Frankreich unheilbar zu machen, und die Zeit zu benutzen, bevor neue Revolutionsheere sich bilden konnten. In der That kam es zur Sprache, daß Holländer und Engländer Truppen zur See nach der Vendée schicken soll-

---

[1]) Die wegen der Capitulation unterhandelnden Bevollmächtigten der Alliirten sollen das sogar auf Ehrenwort versichert haben. Geschichte der vereinigten Sachsen und Preußen während des Feldzuges von 1793. Dresden und Leipzig 1795. — d'Oyré hat über die Vorgänge selbst eine Denkschrift veröffentlicht: Mémoire sur la defense de Mayence etc. 1793.

ten, indessen ließen diese Mächte sich dazu nicht bewegen. Man mußte sich nun damit begnügen, den Plan festzuhalten, wonach die Grenzfestungen eine nach der andern erobert werden sollten.

Diese mangelhafte Thätigkeit der Verbündeten hatte, neben der Unfähigkeit zur Entwerfung großartiger Angriffspläne, ihren Grund auch in dem Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen, welches sich von Tag zu Tag steigerte seit Kaiser Franz, mit Recht darüber erzürnt, daß seine Minister von dem im Januar zwischen Rußland und Preußen abgeschlossenen Polnischen Theilungsvertrage nichts erfahren hatten, den von uns bereits erwähnten Thugut an die Spitze der Regierung berufen hatte. Dieser schon von Maria Theresia begünstigte, und zu den verschiedensten diplomatischen Geschäften benutzte Mann, war ein entschiedener Preußenfeind. Das Oesterreichische Hausinteresse stand ihm bei jeder Gelegenheit höher als das Vaterländisch-Deutsche. Während dieser jedenfalls sehr gewandte und thätige Minister von den Preußischen Geschichtsschreibern auf's Heftigste angegriffen, und als ein verderbter, lasterhafter, selbst bestechlicher Mensch geschildert wird, sind in neuer Zeit gewichtige Stimmen zu seiner Vertheidigung laut geworden. Da aber die letzteren ihre Argumente hauptsächlich aus den Wiener Archiven beibringen, während die Gegner sich auf Berliner Dokumente beziehen, so dürfte leicht auch in diesem Falle, wie so

oft, die Wahrheit in der Mitte liegen [1]). Schwer gefehlt und gesündigt gegen das Vaterland haben in der verhängnißvollen Zeit, von der wir reden, beide Theile, so daß es kaum möglich sein wird, das Maß der Verschuldung von einer und der andern Seite gegen einander abzuwägen.

Beide Mächte wünschten den Frieden, um sich ungestört ihren Vergrößerungsplänen widmen zu können, Preußen noch außerdem, weil der Schatz Friedrich's des Großen erschöpft war und man nicht wußte, woher man die Kosten für fortwährende Kriege schaffen sollte, die im Westen und Osten gleichzeitig hätten geführt werden müssen. Leider aber wählten beide Mächte nicht den einzigen und zugleich ehrenvollen Weg, durch einträchtiges und kräftiges Vorwärtsgehen den Feind zum Frieden zu zwingen.

Bei dem Kriege gegen Frankreich hatte am Rhein

---

[1]) Auf diesen wissenschaftlichen Streit, der leider von der einen Seite mit zu großer persönlicher Gereiztheit geführt wird, beziehen sich folgende Schriften: Hüffer, Oesterreich und Preußen, gegenüber der Französischen Revolution. Bonn 1868. Dagegen v. Sybel, Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege. Düsseldorf 1868. Hiegegen wiederum: Hüffer, Politik der Deutschen Mächte bis zum Frieden von Campo Formio. Münster 1869. Ferner: v. Vivenot, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen. Wien 1864. Derselbe: Thugut, Clerfayt und Wurmser. Wien 1869. — Hermann, Gesch. des Russischen Staats, Bd. VI. und Ergänzungsband, welcher die diplomatische Correspondenz aus der Revolutionszeit enthält. Gotha 1866.

der Herzog von Braunschweig wieder den Oberbefehl über die Preußen; Wurmser[1]), ein Elsasser von Geburt, commandirte die Oesterreicher daselbst. Er war ein alter kräftiger Haudegen, mehr zu Husarenstreichen als zur Kriegführung im Großen befähigt.

Anfangs liefen die beiderseitigen Unternehmungen günstig genug ab. Der Herzog von Braunschweig schlug am 14. September 12,000 Franzosen bei Pirmasens völlig in die Flucht, konnte aber den Sieg nicht gehörig benutzen, weil gerade damals der König von Preußen, welcher sich nach Polen begab, einen großen Theil seiner Truppen vom Rheine abberief, um den General Möllendorf bei der Besitzergreifung der neuen Erwerbungen zu unterstützen.

Dennoch gelang es, durch gemeinsames Zusammenwirken der Oesterreicher mit den zurückgebliebenen Preußen, die berühmte Weißenburger[2]) Linien zu besetzen. Wurmser konnte sich am 13. Oktober der wichtigsten Punkte daselbst bemächtigen, worauf die Oesterreicher bedeutende Theile des Elsaß besetzten. Fast wäre

---

[1]) Biographische Notizen über ihn in der Einleitung bei v. Vivenot, Thugut, Wurmser und Clerfayt.

[2]) Dieselben waren 1705 im Spanischen Erbfolgekriege von Villars angelegt, um den Elsaß gegen einen Angriff von Norden her zu decken. Eine Kette zusammenhängender Verschanzungen lief von Weißenburg bis Lauterburg zickzackförmig neben dem Lauterflusse her. — Jetzt sind diese Linien größtentheils zerstört.

auch Straßburg den Verbündeten in die Hände gefallen, da die Bürger, der Schreckensherrschaft längst überdrüssig, mit ihrem Landsmanne Wurmser sich heimlich in Verbindung setzten, und die Festung für Ludwig XVII. zu übergeben versprachen. Allein der General hoffte dieselbe für seinen Kaiser selbst zu erobern, und während er deshalb in Wien anfragen wollte, versäumte er den günstigen Augenblick; der Plan wurde verrathen und 70 der Verschworenen, unter ihnen mehrere von Wurmser's Verwandten, mußten das Blutgerüst besteigen. Durch diesen Zwischenfall, noch mehr aber durch eine Proclamation, welche der Oesterreichische General an die Elsasser erließ, wurde im Preußischen Lager der Argwohn rege, daß der Kaiser die Eroberungen in Frankreich, die man zu machen hoffte, nicht für das Deutsche Reich, sondern für seine Hausmacht behalten wollte, was zu neuem gegenseitigen Argwohn und heftiger Eifersucht Anlaß gab.

Der König von Preußen, den seine einflußreichen Günstlinge ohnehin schon fortwährend bestürmten, die Rheincampagne aufzugeben, und seine ganze Kraft den Polnischen Angelegenheiten zu widmen, ließ sich nur durch das eifrige Zureden der Höfe von London und Petersburg davon abbringen, schon jetzt sein Bündniß mit Oesterreich aufzulösen, und auf eigene Hand mit den Franzosen Frieden zu schließen, denen nichts erwünschter sein konnte, als eine solche Trennung ihrer

Feinde. — Vor der Hand wurden die Kriegsunternehmungen der Verbündeten in Elsaß fortgesetzt, allein die Uneinigkeit der beiden Oberbefehlshaber ließen es zu keinen großen Erfolgen kommen, zumal der Herzog von Braunschweig bei seiner methodischen Art der Kriegführung verblieb, während die Französischen, meist ganz unerfahrenen Generale, den Mangel an strategischer Wissenschaft durch den ungestümen kriegerischen Geist ersetzten, der ihrer Nation eigen ist. Die Gewißheit, daß jedes Mißlingen von den Pariser Machthabern wie ein Verbrechen gestraft wurde, führte von selbst dahin, daß man in der Armee zur Erreichung jedes grade vorliegenden Zieles die möglichst große Macht auf Einen Punkt richtete, und um die Zahl der Opfer, die ein solches Anstürmen forderte, sich nicht ängstlich bekümmerte — Carnot, welcher die Art und Weise der Franzosen gründlich kannte, und bei der Neugestaltung der Armee mit bewunderungswürdiger Berücksichtigung ihrer natürlichen Anlagen verfuhr, hatte alsbald begriffen, daß die maschinenmäßge Dressur, durch welche im siebenjährigen Kriege von den Preußen so Großes geleistet worden, für seine Landsleute sich nicht schicke. Er faßte deshalb den genialen Plan, aus Truppen verschiedener Waffengattungen sogenannte Halbbrigaden zusammenzusetzen, um den Feind durch einzelne überraschende Angriffe in beständigem Schrecken zu erhalten, und ihn zu ermüden, bis der günstige

Augenblick zu einem großen überwältigenden Schlage erschienen war[1]). Dazu kam, daß das Französische Officiercorps sich aus jungen frisch aufstrebenden Talenten bildete, denen keine Rücksicht auf Geburt und Dienstalter den Weg zu den höchsten Ehrenstellen versperrte, während die Anführerschaft vieler Preußischen Regimenter aus Männern bestand, die an Leib und Seele Invaliden waren, sich kaum auf dem Pferde halten konnten, und unter dem großen Friedrich sich hauptsächlich den alten Kamaschendienst, und die Anwendung der grausamsten Strafen für das geringste Versehen angeeignet hatten[2]). Es liegt nicht in unserem Plane, die Wechselfälle des Krieges am Rhein und in den Niederlanden in ihren Einzelheiten zu schildern, die größtentheils doch nur für einen Militair von Fach verständlich und interessant sind. Die folgenden kurzen Andeutungen mögen genügen[3]). Fortwährende Streitigkeiten zwischen Wurmser und dem Herzoge von Braunschweig vereitelten den Gewinn, den man aus der Eroberung der Weißenburger Linien hätte ziehen können. Der Herzog war zu kräftigen

---

1) Oesterreichische Militairzeitschrift 3. Heft und Preußisches Militairwochenblatt 1818, p. 606 ff. bei Häusser I. 532.

2) Martens, Denkwürdigkeiten aus dem kriegerischen und politischen Leben eines alten Officiers; eine Schrift, die ganz gelesen zu werden verdient.

3) Nach Hüffer, Oesterreich und Preußen, p. 47.

Unternehmungen nicht zu bewegen, während Wurmser doch dessen Unterstützung dringend bedurfte, um seine weit vorgeschobene Stellung im Elsaß zu behaupten. Die Folge war, daß der Oesterreichische General, von überlegenen Französischen Heeresmassen unablässig bedrängt, gegen Ende Dezember 1793 nach tapferem Widerstande geschlagen, und zum Rückzuge auf das rechte Rheinufer genöthigt wurde. Die Einschließung der Festung Landau, von dem Kronprinzen von Preußen geleitet, mußte aufgegeben werden; nicht einmal die Deutschen Grenzen ließen sich unversehrt behaupten. Mangel an Lebensmitteln, deren die öden Gebirgsgegenden nicht genug darboten, Entfernung der Magazine, aus denen man sich verpflegen sollte, ansteckende Krankheiten und Unfälle aller Art, hatten die verbündeten Truppen fast eben so hart betroffen, als im vergangenen Jahre während des Feldzuges in der Champagne; wogegen die Franzosen alle Hilfsmittel benutzen konnten, die das reiche Land zwischen Rhein und Mosel im Ueberflusse darbot. Die Oesterreicher hatten außerdem durch ihr hochfahrendes, oft grausames Betragen die Einwohnerschaft des Elsaß auf's tiefste erbittert; namentlich übten Croaten und Panduren die entsetzlichsten Schandthaten aus. Mord, Brand und Plünderung bezeichneten ihre Bahn, was wiederum grausame Repressalien des Feindes veranlaßte. Einen der gefangenen Unholde ließ ein Französischer Officier lebendig

an einem Baume kreuzigen, wo er hängen blieb, bis Oesterreichische Kanonenschüsse ihn erreichten und tödteten.

Das Zusammentreffen so vieler Fehler und Unglücksfälle vereitelte zuletzt alle Unternehmungen der Verbündeten, denen nichts übrig blieb, als sich in die Deutschen Winterquartiere zurückzuziehen. Am 30. Dezember gingen die Oesterreicher bei Philippsburg über den Rhein. Das Preußische Heer suchte Schutz und Ruhe in der Nähe von Mainz. Nun konnten die Franzosen ungestört nicht nur das ganze Elsaß wieder besetzen, sondern sich auch über das ganze Gebiet der Rheinpfalz ausbreiten.

Mißmuthig, und an ferneren günstigen Erfolgen verzweifelnd, forderte und erhielt der Herzog von Braunschweig seine Entlassung[1]). „Ich habe," schrieb er dem Könige am 6. Januar 1794, „keine Hoffnung, daß ein dritter Feldzug glücklicher ablaufen wird. — — Ich scheue den Krieg nicht, aber ich fürchte die Schande, die schwer zu vermeiden ist, wenn die Fehler anderer Generale mir zur Last gelegt werden. Klugheit und Ehre fordern meine Entfernung. Gegenüber einer großen Nation, die durch Schrecken und Begeisterung

---

[1]) Er hatte schon Mitte Dezember seinen Abschied eingereicht, der König aber das Gesuch in sehr schmeichelhaften Ausdrücken zurückgewiesen.

zu Heldenthaten geführt wird, müßte nothwendig ein einheitlicher Wille und Befehl die Verbündeten leiten. In Ermangelung dieser Einheit, ohne Grundsätze und Methode, werden die Ergebnisse immer so sein, wie wir sie leider bisher erlebt haben." Nur zu sehr rechtfertigte der weitere Verlauf der Dinge diese Ansichten. Zum Nachfolger des Herzogs wurde Möllendorf ernannt. —

Durch die Erfolge des Feldzuges von 1793 war das Selbstvertrauen und der Uebermuth der Franzosen auf's Höchste gesteigert worden. „Alles Papier in Paris würde nicht ausreichen, wollte man die Großthaten unserer Soldaten aufzeichnen;" sagte ein Officier vor den Schranken des Convents [1]). Für das kommende Jahr versprachen die Verhältnisse sich noch günstiger zu gestalten. Die Parteien im Innern waren niedergeworfen, an Toulon und Lyon hatte man mit unmenschlicher Grausamkeit gezeigt, wessen die Städte und Landschaften sich zu versehen hätten, die einen Versuch der Empörung oder des Widerstandes gegen die Schreckensherrschaft wagten. Die Armee war durch Massenaushebung in's Ungeheure gewachsen. Bedeutende Feldherrntalente hatten Zeit gehabt sich zu bilden und hervorzuthun; man durfte statt an die Abwehr der Verbündeten, nunmehr an einen Angriffskrieg gegen sie

1) Häusser I. 534. Moniteur von 1794, p. 415.

denken. Dagegen war im Lager der Feinde das Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich so gut wie zerstört. Seit Friedrich Wilhelm II. sich mit seiner Hauptmacht nach Polen gewendet hatte, konnte die Coalition als aufgelöst gelten. Preußen erklärte ganz offen, man sei genöthigt, sich in Polen Entschädigung für die Mühen und Kosten des Krieges zu sichern; Oesterreich möge seinerseits in Frankreich dasselbe thun. In der That war der König so weit gebracht, daß er ohne fremde Geldhülfe sich auf keinen neuen Krieg einlassen konnte. Bei der Erschöpfung aller Kassen wußte man die Mittel nicht zu beschaffen. Von den Verbündeten dachte nur Holland und England noch an ernsthafte Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution. Lord Malmesbury wurde nach Berlin gesandt, um wo möglich den König bei der Coalition festzuhalten. Zu demselben Zwecke fand sich ein Russischer Botschafter ein, um zugleich für die Absichten der Czarin zu wirken, welche auf einen neuen Türkenkrieg dachte und deshalb die Deutschen Mächte am Rhein beschäftigt wissen wollte, um nicht durch deren Einmischung in ihren Plänen gestört zu werden. Dagegen wünschten die Günstlinge Friedrich Wilhelm's II. dringend, von dem Oesterreichischen Bündnisse loszukommen, in welchem sie die Quelle alles Uebels und aller Verlegenheiten erblickten. Sie brachten es dahin, daß der König unumwunden sich außer Stande erklärte, seine

Armee auf eigene Kosten länger im Felde zu erhalten, und dem Wiener Hofe vorschlagen ließ, die Verpflegung der Preußischen Truppen dem Deutschen Reiche aufzubürden. Ein solches Ansinnen wurde natürlich zurückgewiesen. Die kleinen Fürsten, namentlich Baiern, erhoben ein gewaltiges Geschrei über diesen Anspruch, ohne zu bedenken, daß die Franzosen bei einem Einfall in ihr Land sich viel mehr zueignen würden als man jetzt den Preußen geben sollte.

Durch diesen Widerstand der Reichsfürsten noch mehr gereizt, befahl der König mittelst Cabinetsordre vom 11. März dem General Möllendorf, mit der Preußischen Armee abzuziehen und nur das Reichscontingent von 20,000 Mann am Rheine zurückzulassen. Die Ausführung dieser Maßregel wäre mit einer vollständigen Auflösung der Coalition gleichbedeutend gewesen. Eine solche Gefahr abzuwenden trat nunmehr England nachdrücklich in's Mittel, wie das im vorigen Jahrhundert fast jedes Mal geschah, wo es sich um den Geldpunkt handelte. Lord Malmesbury hatte den Grafen Haugwitz für sich gewonnen. Um diesen einflußreichsten Minister dem Drucke der immer mächtiger werdenden Französischen Friedenspartei zu entziehen, schlug er vor, schleunigst noch weitere Unterhandlungen mit den Seemächten, und zwar im Haag, eintreten zu lassen.

Man ging hierauf ein; der Abmarsch der Truppen

wurde verschoben, und so sehr beeilte man sich unter dem Drange der Gefahren, daß schon am 19. April zwischen Haugwitz und den Bevollmächtigten von England und Holland, jener Haager Vertrag zu Stande kam, der seitdem eine für Preußen so traurige Berühmtheit erlangt hat[1]). Preußen verpflichtete sich in demselben, nach einem den beiden Seemächten übergebenen Etat, eine Armee von 62,400 Mann auszurüsten, die unter einem Preußischen Befehlshaber, nach einem militairischen Einverständniß zwischen Preußen, England und Holland, da, wo es das Interesse der Seemächte erfordern würde, agiren und spätestens am 24. Mai in's Feld rücken sollte. Dafür versprachen Holland und England monatlich 50,000 Pfund Sterling, zur Ausrüstung aber alsbald 300,000 Lst., und bei der künftigen Rückkehr noch 100,000 Lst. zu zahlen. Außerdem monatlich etwa 11 Thaler auf den Mann für Brod und Fourage. Alle Eroberungen sollten im Namen der Seemächte gemacht werden, und nach dem Frieden zu angemessener Verwendung kommen. Commissarien von England und Holland sollten im Preußischen Hauptquartier die Ausführung dieses Abkommens überwachen. — Die Armee Friedrich's des Großen war durch den Haager Vertrag zu einem Miethsheere herabgewürdigt, und Preußen von

---

1) Der Text in Marten's Recueil V. 283 ff.

dem Range einer Großmacht herniedergestiegen. — Das wurde keineswegs dadurch geändert, daß Möllendorf, im Gefühl gekränkter militairischer Ehre, durch einen Aufruf an sein Heer erklärte, diese Englischen Subsidien wären durchaus kein Miethsold, sondern ein Tribut, den man in so gefahrvollen Zeiten der Preußischen Macht entrichte, um sie bei der Coalition zu erhalten! — In England betrachtete man die Sache anders. Pitt rühmte sich im Parlamente [1]), daß man die Preußischen Truppen auf so billige Art zur Verfügung erhalten, da der Mann nur 13 Lst. jährlich koste, während jeder Englische Soldat 15 Lst. Handgeld erhalte, jeder Hesse und Hannoveraner 13 Lst. zu stehen komme. In der That bewilligten nicht nur beide Häuser die Subsidien, sondern votirten auch dem Könige eine Dankadresse für den vortheilhaften Vertrag.

Günstige Resultate im Felde wurden übrigens durch denselben nicht erzielt. Schon die Wortfassung gab zu Streitigkeiten und Zerwürfnissen Anlaß. England wollte die Preußen wie Miethstruppen behandeln und nach eigenem Ermessen verwenden; während der Stolz der Preußischen Armee, und namentlich der Feldmarschall Möllendorf, sich das nicht wollte gefallen lassen. Dieser General blieb bei der Behauptung stehen, er sei Anführer einer mitagirenden Macht, und könne als

---

[1]) Archenholz, Annalen der Brittischen Geschichte XII. 164.

solcher nicht gezwungen werden gegen seine militairische Ueberzeugung zu handeln.

Den Operationsplan für den Feldzug von 1794, der natürlich erst nach dem Abschluß des Haager Vertrages beginnen konnte, hatte der Oesterreichische General Mack in Uebereinstimmung mit den Seemächten entworfen. Nach demselben sollten die Oesterreicher unter Coburg in den Niederlanden gegen die Grenzfestungen operiren, und dann in Frankreich nach der Richtung der Hauptstadt vordringen.

Den Preußen war die Aufgabe zugetheilt, durch geeignete Märsche und Stellungen die Oesterreicher zu unterstützen, während England auf seiner Flotte ein Corps an die Küste der Vendée senden, und dort mit Oesterreich gemeinsam wirken sollte. Da Möllendorf sich weigerte, seine Stellung zu verlassen, damit nicht Mainz der Französischen Rhein- und Moselarmee in die Hände falle, so war aus der Verkettung dieses Kriegsplanes schon alsbald ein Glied herausgerissen. Aber nicht, daß die Preußischen Truppen am Rheine blieben, sondern daß sie daselbst unthätig blieben, ist für den Ausgang des Feldzuges verhängnißvoll geworden[1]). Einen Theil der Schuld trugen aber auch die Engländer, welche, als Möllendorf ihrem

---

[1]) Hüffer, Oesterreich und Preußen, p. 59—108. v. Sybel, Revolutionsgeschichte III. 101 ff.

Andringen vorwärts zu gehen nicht Folge leistete, die versprochenen Subsidienzahlungen zurückhielten, und damit den Preußen einen Vorwand lieferten, sich auch ihrerseits bei Ausführung des geschlossenen Vertrages säumig zu zeigen. Zwar erfocht Möllendorf am 23. Mai in der sogenannten zweiten Schlacht bei Kaiserslautern (denn auch 1793 war hier gekämpft worden) einen bedeutenden Sieg über die Franzosen, die sich in Folge desselben nach den Vogesen zurückziehen mußten[1]), doch benutzte er den erlangten Vortheil nicht, und ließ sich durch kein Andringen der ihm beigegebenen Oesterreichischen Generale, des Herzogs von Sachsen-Teschen und des Prinzen Hohenlohe-Kirchberg, zu weiteren Unternehmungen bewegen.

Dadurch gewannen die Franzosen Zeit, Verstärkungen an sich zu ziehen, und die verlorene Stellung wieder einzunehmen. Sie schritten am 12. Juli zum Angriff, wurden zwar an diesem Tage zurückgedrängt, wogegen sie am 13. bei Pfalzburg die Preußen schlugen, die nun bis an den Rhein zurückweichen mußten. Am 9. August ging auch Trier verloren, worauf die Zeit bis Mitte September wiederum thatenlos verstrich.

Während die Sachen am Oberrhein auf solche Weise

[1]) Bei Kaiserslautern sowohl als in verschiedenen anderen Gefechten wurde damals zuerst der Name Blücher mit besonderer Auszeichnung erwähnt. Der König ernannte den tapferen Husarenobristen damals zum Generalmajor.

verschleppt wurden, schien in Belgien noch immer die Möglichkeit günstiger Erfolge sich darzubieten. Die Verbündeten befanden sich sogar auf Französischem Gebiete noch im Besitz der Festungen Valenciennes, Condé und Lequesnoy, und Kaiser Franz begab sich im April 1794 in Person nach dem Kriegsschauplatz, Thugut und Colloredo begleiteten ihn. Man hoffte mit Hilfe der Preußen eine Armee von 200,000 Mann zusammenzubringen, die Festungen auf dem Wege nach Paris zu erobern, und dann in der Hauptstadt selbst die Revolution zu unterdrücken. Der Anfang der Kriegsunternehmungen schien günstig genug. Die Oesterreicher blieben in mehreren Gefechten siegreich; am 30. April wurde die wichtige Festung Landrecies genommen. Allein wiederum verstand man nicht die erlangten Vortheile zu benutzen. Der Herzog von Coburg, der unter dem Kaiser den Oberbefehl behielt, schwächte sein Heer durch Absendung verschiedener Corps, welche die Pläne der Franzosen durchkreuzen sollten, von deren beabsichtigten Bewegungen man durch die Papiere eines gefangenen Generals Kunde erhalten hatte. Man nahm sich Zeit zum Ueberlegen, während die Franzosen handelten und immer neue Streitkräfte an sich zogen.

Die verschiedenen Siege und Vortheile, welche die Alliirten erlangten, vermochten schließlich die Räumung Belgiens und des linken Rheinufers nicht abzuwenden. Kaiser Franz hatte sich schon am 13. Juni nach Wien

zurückbegeben, ohne die gehofften Lorbeeren zu ernten. Zwei Wochen nachher, am 26., erfolgte bei Fleurus die Entscheidung. Der später vielgenannte General Jourdan, welcher die Französische Nordarmee commandirte, war von den Conventsdeputirten mit dem Tode bedroht, wenn er nicht alle erlittenen Schläge wieder gut machte. So entschloß er sich, nachdem die Franzosen bereits viermal vergeblich versucht hatten die Sambre zu überschreiten, zu einem fünften Angriff, indem er zugleich die Festung Charleroi bestürmte. Zum Entsatze dieses wichtigen Platzes eilte der Herzog von Coburg nun selbst herbei, um ein entscheidendes Treffen zu liefern. Leider verfuhr man auch diesmal so säumig, daß es erst am 26. zum Kampfe kam, nachdem die Festung sich ergeben hatte. Bei Fleurus wurde mit wüthender Erbitterung bis zum Abend gefochten. Die Oesterreicher waren im Begriff zu siegen, als der Herzog den Fall der Festung erfuhr, und sofort Befehl zum Rückzuge gab. Die Räumung Belgiens war die Folge dieses, durch die Lage der Dinge noch keineswegs gebotenen Befehls. Brüssel wurde den Feinden überlassen. Von Jourdan und Kleber verfolgt, wich Coburg über Lüttich bis Mastricht zurück, wo er den Uebergang über die Maas vertheidigen wollte. Die Franzosen ließen ihn einstweilen dort in Ruhe, weil sie Befehl erhalten hatten, die noch im Besitz der Feinde befindlichen Festungen um jeden Preis wieder zu gewinnen.

Dies zu beschleunigen drohten sie diejenigen Besatzungen, die nicht binnen 24 Stunden nach erfolgter Aufforderung die Thore öffnen würden, bis auf den letzten Mann niederzumetzeln. Doch brachte man, als Landrecies erst nach sechs Tagen sich ergab, diese Grausamkeit nicht zur Ausführung (18. Juli). Zehn Tage später sollten die Häupter der Robespierreschen Schreckensherrschaft, welche jenen unmenschlichen Befehl erlassen, ihr eigenes blutbeflecktes Leben unter der Guillotine enden. Der Herzog von Coburg, der noch immer an der Maas stand, konnte sich daselbst nicht behaupten, als die Franzosen im Herbste zum Angriff übergingen. Der Feldherr, körperlich und geistig gebeugt, nahm seinen Abschied. Clerfayt, der ihm im Commando folgte, vermochte sich den Franzosen gegenüber ebensowenig zu halten, — Anfangs Oktober wich auch er auf das rechte Rheinufer zurück. Ganz Belgien und das linke Ufer des edlen Deutschen Stromes waren nun verloren. Die Revolutionstruppen hielten am 6. Oktober in Cöln, am 8. in Bonn, und gleich darauf auch in Coblenz ihren Einzug. Die Preußen hatten inzwischen noch einmal einen Angriff auf den ihnen gegenüberstehenden Flügel der Französischen Armee gewagt, und am 20. September 1794 unter Hohenlohe und Blücher einen dritten Sieg bei Kaiserslautern erfochten, doch konnte, nach dem Rückzug der Oesterreicher, diese

Waffenthat natürlich keine bedeutende Folgen haben. Am 23. Oktober überschritten auch sie den Rhein.

Leichter noch als mit den Oesterreichern und Preußen, wurde die Französische Nordarmee unter Pichegru mit dem Herzoge von York und dem Prinzen von Oranien fertig, welcher das Englisch-Holländische Heer befehligte. Der harte Winter von 1794/95, welcher den Rhein und die sämmtlichen Flüsse und Canäle in Holland mit tragfähiger Eisdecke überzog, beraubte das Land seiner natürlichen Vertheidigungsmittel, und erleichterte die Unternehmungen der Franzosen, die nun kaum erheblichen Widerstand fanden. Die Engländer gingen mit den Hannoveranern bald über die Grenze nach Westphalen, die Holländische Armee gerieth in völlige Auflösung, Oranien schiffte sich mit Weib und Kind, und mit seinem ganzen Hofstaate in Scheveningen nach England ein. Zwei Tage darauf, am 19. Januar 1795, zogen die Franzosen in die Thore von Amsterdam. Holland wurde „batavische Republik," in der That aber Französische Provinz. Heer und Flotte erhielten Französische Befehlshaber, hundert Millionen Gulden ließen die Befreier sich von den neuen Verbündeten bezahlen, und außerdem bedeutende Landstrecken von Flandern, so wie Mastricht und Venloo förmlich abtreten.

Ueber die Ursachen des Rückzuges der verbündeten Heere, namentlich über die Räumung Belgiens ist

damals, und bis in die gegenwärtige Zeit viel gestritten worden. Man hielt dieselbe durch die kriegerischen Ereignisse nicht gerechtfertigt, und sprach laut von Verrath. Oesterreicher und Preußen machten einander die heftigsten Vorwürfe. Man erinnerte sich daran, daß Oesterreich längst bereit gewesen war die unbequemen, entlegenen und schwer zu vertheidigenden Belgischen Provinzen gegen Deutsches Land zu vertauschen, und glaubte an ein geheimes Abkommen mit den Franzosen, welche Entschädigungen durch Gebiete der geistlichen Fürsten zugesagt hätten, wenn man ihnen am Rheine das Feld räumte. Die schlimmsten Vorwürfe und Verdächtigungen trafen den Minister Thugut. Eine förmliche und beweisende Aufklärung über die geheimsten Beweggründe der Hauptpersonen wird schwerlich jemals geführt werden können, weil man die Urkunden über so zweideutige Dinge entweder vernichtet, oder doch vor dem Auge desjenigen verbirgt, welcher dergleichen zu veröffentlichen geneigt wäre.

Anders, aber für das Urtheil der Nachwelt nicht viel günstiger, standen die Dinge in Preußen.

Wenn man den Oesterreichern vorwerfen kann, daß sie die Pflichten gegen Deutschland oftmals aus Rücksichten für die Habsburgische Hausmacht nicht erfüllten, so wog doch das hohe Ansehn, welches die Deutsche Krone dem Kaiser verlieh, zu schwer in der öffentlichen Meinung, und die Vortheile, welche aus der, wenn gleich

sehr lockeren Unterthänigkeit der Reichsfürsten im Falle eines Krieges hergeleitet werden konnte, waren doch zu bedeutend, um nicht in Wien die Ueberzeugung aufrecht zu halten, daß es zugleich im Habsburgischen Hausinteresse liege, das Bestehen des Reiches und die Aufrechthaltung seiner Grenzen zu sichern.

Nicht so in Preußen. — Dieser Staat hatte seit 1740, ja schon seit 1701, wo Friedrich I. eine von dem Kaiser unabhängige Königskrone erwarb, seine Macht und Größe im Gegensatz zum Deutschen Reiche, sogar demselben zum Trotze erweitert. Fiel die Verfassung des Kaiserthums in sich zusammen, so standen neue Vergrößerungen für Preußen durch die Gebiete solcher Fürsten in Aussicht, die ohne den Hinterhalt, den sie in Wien fanden, sich nicht selbstständig zu erhalten vermochten [1]).

Zwar regte sich auch damals schon in Preußen hie und da ein Gefühl davon, daß man auch gegen Deutschland Pflichten habe; allein die Sorge für die Vergrößerung des eigenen Gebietes stand doch immer obenan. Weil man sich auf Kosten Polens bereichern, und nicht zugeben wollte, daß Oesterreich bei der Theilung dieses Landes zu große Stücke an sich riß, vernachläßigte man den Krieg gegen Frankreich.

Als nun im August 1794 die Belagerung von

---

[1]) Häffer, Oesterreich und Preußen p. 125.

Warschau auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, und gleichzeitig am Rheine sich Unfälle auf Unfälle häuften, wurde die ohnehin schon verminderte Kriegslust Friedrich Wilhelm's II. vollends abgekühlt. Die Friedenspartei in Berlin wagte sich lauter hervor, und auch Möllendorf, mißgestimmt durch die untergeordnete Stellung, welche der Haager Vertrag ihm den Seemächten gegenüber anwies, wurde seiner Feldherrnschaft überdrüssig. Allgemein sehnte man sich, aus Verwickelungen herauszukommen, die nichts als Enttäuschungen brachten, und dabei den Staatsschatz bereits bis zur Neige erschöpft hatten. Nur an den Gedanken konnte der König sich nicht gewöhnen, daß er mit den Pariser Blutmenschen in Unterhandlung treten müßte. War doch die Regierung in Frankreich trotz des Wechsels der Personen wesentlich noch dieselbe, gegen die man drei Jahre vorher in Coblenz jene verdammende und drohende Proclamation erlassen hatte! Nun sollte der König fast bittend vor jene Jakobiner hintreten, die er mit aller Kraft seiner Seele haßte und verachtete.

Auf Lucchesini's Rath wurde zuletzt ein Mittelweg eingeschlagen. Mit Barthélemy, dem Französischen Gesandten in der Schweiz, einem Manne von gemäßigter Gesinnung und einnehmenden Formen, wollte man Unterhandlungen anknüpfen, die zunächst sich auf Auswechselung der Gefangenen beziehen, und bei dieser Gelegenheit auch den Abschluß des Friedens zur Sprache

bringen wollte, und zwar eines Separatfriedens, weil der Convent auf das allerbestimmteste erklärt hatte, daß er nicht daran denke mit den sämmtlichen Feinden Frankreichs gemeinsamen Frieden zu schließen. — Man kann sich vorstellen, wie empört der Wiener Hof sein mußte, als er von diesen Absichten Preußens Kunde erhielt. Bestand doch dem Buchstaben nach die Coalition gegen Frankreich noch fort, wenn sie auch in der That und Wahrheit durch die Ereignisse bereits gelöst war. Sie erfuhr aber das Schicksal aller solcher Verbindungen, die bei günstigem Erfolge wohl eine Zeit lang bestehen können, im Mißgeschick aber schnell auseinander fallen, weil die Theilnehmer sich dann wechselseitig die Verschuldung zuschieben, worauf die bisherige Freundschaft sich in Haß und Zwietracht verkehrt.

Die Preußische Friedenspartei wollte den Versuch nicht unterlassen, das Deutsche Reich womöglich für ihre Absichten zu gewinnen. Zu dem Ende setzte Möllendorf den Kurfürsten von Mainz von den Absichten seines Königs in Kenntniß. In der That stellte dann auch der Primas durch seinen Gesandten in Regensburg den Antrag, der Französischen Republik von Reichswegen den Frieden auf Grund des früheren Besitzstandes anzubieten. Der Kaiser aber erklärte sich am 28. Oktbr. voll Unwillen gegen eine solche Zumuthung[1]).

---

[1]) Häffer a. a. O. p. 110. Vivenot a. a. O. I. 363.

Ein ehrenvoller Friede, sagte er, sei für Oesterreich und das Reich nur dann möglich, wenn kein Franzose mehr auf Deutschem Boden stände. — Nun beschloß Preußen für sich allein zu handeln. Prinz Heinrich, der von jeher an der Spitze der Franzosenfreundlichen Friedens-partei gestanden hatte, bot allen seinen Einfluß auf, und es gelang, den König dahin zu bewegen, daß er den Grafen Goltz, seinen ehemaligen Gesandten in Paris, nach Berlin kommen ließ, und denselben am 8. Dezember mit einer von dem Prinzen entworfenen Instruktion zu Barthélemy nach Basel schickte. Am 28. langte der Gesandte dort an. Es war der unglücklichste Zeitpunkt, den man wählen konnte, weil gerade damals der Uebermuth der Franzosen durch ihre glücklichen Erfolge in Holland und Belgien auf's höchste gestiegen war. Preußen von Oesterreich zu trennen konnte ihnen nur erwünscht sein, aber mit einem bloßen Separatfrieden wollten sie sich nicht begnügen, sondern verlangten Preußens Bundesgenossenschaft, und stellten als Bedingung derselben die Abtretung des linken Rheinufers. — Die Deutschen Fürsten sollten für ihre jenseit des Stromes liegenden Besitzungen entschädigt werden. Auf solche Ansprüche war der Berliner Hof nicht gefaßt; dennoch wollte man es nicht durch directe Ablehnung derselben zum Bruche treiben. Es wurde ein vermittelnder Vorschlag von Haugwitz angenommen, demzufolge man erklären sollte: Wenn das Deutsche Reich

in die Abtretung willigte, würde Preußen sich nicht widersetzen; einstweilen könnten die Besitzungen in den Händen der Franzosen bleiben.

Unerwartet wurde Graf Goltz am 6. Februar 1795 durch eine tödtliche Krankheit hinweggerafft. Als sein Nachfolger traf Graf Hardenberg, der spätere Premierminister, am 18. März in Basel ein. Seine Instruction stimmte im Wesentlichen mit jenem Haugwitz'schen Vorschlage überein, doch fügte man die Forderung hinzu, es sollte innerhalb einer zu ziehenden Demarkationslinie der Norden Deutschlands für neutral erklärt werden; ferner dürfte Frankreich diejenigen Reichsstände, welche innerhalb dreier Monate Preußische Vermittelung nachsuchen würden, nicht als Feinde betrachten. Sollte Hannover, wegen seiner Abhängigkeit von England, die Neutralität nicht beobachten, so würde Preußen dieses Land nöthigenfalls in Verwahrung nehmen.

Mit größter Ausdauer und Zähigkeit setzte Hardenberg die Annahme dieser Punkte durch. Schon am 5. April 1795 konnte das Friedensinstrument unterzeichnet werden.

Wunderbar nimmt es sich aus, daß im Eingange der König von Preußen nicht blos als solcher, sondern auch als Kurfürst von Brandenburg und Reichsstand einen Frieden abschließt, welcher die herrlichsten Landstriche vom Deutschen Reiche losreißen sollte, wenn

gleich im 5. Artikel gesagt wird, die Franzosen würden nur vorläufig im Besitz gelassen werden, und die endgültige Entscheidung über das linke Rheinufer bleibe einem künftigen allgemeinen Reichsfrieden vorbehalten [1]). Binnen 14 Tagen nach der Ratification sollten die Französischen Truppen die Preußischen Gebiete auf dem rechten Rheinufer räumen. Die Gefangenen werden ausgewechselt, und endlich wird das Verlangen Preußens genehmigt, daß die Deutschen Reichsstände, für welche der König sich verwenden würde, binnen drei Monaten nicht als Feinde betrachtet werden sollten.

In den geheimen Artikeln versprach Preußen nichts Feindliches gegen Holland, noch gegen ein anderes von den Franzosen besetztes Gebiet zu unternehmen, wogegen die Republik dem Könige für den Fall, daß das linke Rheinufer definitiv Französisch würde, eine Entschädigung garantirte. Unter den Reichsständen, für welche man Preußens Verwendung anzunehmen versprochen, sollte Oesterreich nicht mit begriffen sein. Auch der Zug der Demarkationslinie wurde angegeben, und festgesetzt, daß Französische Truppen dieselbe nicht überschreiten dürften, wogegen Preußen versprach die Neutralität

---

[1]) v. Sybel, III. 420. Hüffer 119. Der Tractat mit den geheimen Artikeln vollständig bei de Clercq Recueil des traités de la France I. 232, Häusser I. 595.

innerhalb derselben aufrecht zu erhalten [1]). Ueber die Demarkationslinie wurde am 17. Mai ein besonderer Vertrag geschlossen, in welchem noch bestimmt war, daß Preußen nöthigenfalls Hannover in Verwahrung nehmen, und Frankfurt a./M. weder Französische noch Oesterreichische Besatzung erhalten sollte. Dies die wesentlichsten Punkte. —

Hardenberg war von dem Werke, das er vollbracht, höchst befriedigt. „Ich halte," schrieb er am 6. April an Möllendorf [2]), „den Frieden für sicher, vortheilhaft und ehrenvoll. Wir werden einen verderblichen, kostbaren, über unsere Kräfte gehenden Krieg los, und können unsere Sachen in Polen gut beendigen. Im Falle Frankreich das linke Rheinufer behält, verlieren wir nichts, sondern müssen eine gute Entschädigung erhalten." Ehrenvoll scheint ihm der Friede, weil die dem Könige in Bezug auf die Reichsstände zugestandene Vermittelung dem Preußischen Staat ein Uebergewicht gegen den Wiener Hof verschafft. —

---

[1]) Diese Demarkationslinie ging von Ostfriesland über Münster an die Clevische Grenze, den Rhein hinauf bis Duisburg, schloß die Grafschaft Mark ein, und erreichte bei Limburg die Lahn, bei Höchst den Main. Weiter nach Osten umfaßte sie Hessen-Darmstadt und den Fränkischen und den Obersächsischen Kreis bis nach Schlesien. Hüffer 120.

[2]) Bei Häusser I. 596.

Ganz abgesehen davon, daß in dieser Auffassung der Dinge von einer wahrhaft Deutschen Gesinnung nicht die Spur zu finden ist, war es zugleich ein unverzeihlicher politischer Fehler, daß man in Preußen die Warnung des großen Kurfürsten vergessen hatte: „Niemals neutral zu bleiben; denn das ist in allen Fällen das Schlechteste, was man thun kann." — Mit jener Demarkationslinie glaubte man eine wunderbar geistreiche Erfindung gemacht zu haben, und doch sollte durch dieselbe nur in Erfüllung gehen, was Friedrich der Große in seiner Weisheit den Deutschen Fürsten prophezeit hatte, die ihr eigenes Interesse selbstsüchtig von dem der anderen Stände des Reiches trennen würden. — Die Linie, hinter der man sich abgesperrt hatte, glich in der That der Wand vor einer Polyphemshöhle, in die sich Preußen einmauerte, und dafür nur den Vortheil genoß, von dem Ungeheuer, das an der anderen Seite lauerte, als Letzter verschlungen zu werden [1]). Mit Recht hat Sybel diesen Frieden einen Akt des Selbstmordes genannt, der unseren Staat zu politischer Nichtigkeit verdammte.

Wenn auch nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung dieses Baseler Friedens hat man sich darauf berufen, daß Oesterreich, bereits bevor die Unterhand-

---

[1]) Vergleiche p. 248 dieses Bandes.

lungen begannen, durch einen geheimen Agenten dem Französischen Dictator Robespierre Belgien und das linke Rheinufer angeboten habe, wenn man dafür dem Kaiser den Besitz von Baiern garantire. Dieser verrätherische Plan, der auf Thugut's Rechnung gesetzt wird, würde allerdings viel verdammlicher sein, als die Handlungsweise Preußens, weil der Kaiser nach seinem Krönungseide nun und nimmermehr zu einer Zerstückelung des Reiches die Hand bieten durfte[1]). Allein auch Hardenberg hatte sich ja nicht gescheut ganz unumwunden auszusprechen, er halte die Abtretung der Rheinlande für ehrenvoll und vortheilhaft, weil die Franzosen dem Preußischen Staate ausreichende Entschädigung zugesichert.

Erwiesen sind übrigens die gegen Thugut erhobenen Verdächtigungen im strengen Sinne bis jetzt noch nicht; noch weniger aber werden politische Fehler und Verkehrtheiten auf dieser oder jener Seite dadurch aus der Welt geschafft, daß man dem anderen Theile die größere Schuld zuzuschieben versucht. Was damals gesündigt wurde, hat Deutschland durch zwanzig Unglücksjahre schrecklich büßen müssen. Möge niemals wieder der Mangel an wahrhaft Deutscher Gesinnung bei Fürsten

---

[1]) Vergleiche die mehrfach angeführten Streitschriften von Hüffer und v. Sybel.

und Völkern uns in solche Zustände zurückführen, wo ein Frieden, wie der zu Basel, geschlossen werden konnte.

Oesterreich und Preußen standen nun wieder eben so feindlich einander gegenüber, wie nach dem Ende des siebenjährigen Krieges. Preußen wiegte sich in dem Gefühl der Sicherheit und Unangreifbarkeit, die es durch seine Demarkationslinie gewonnen zu haben glaubte, während Oesterreich mit größerer Energie als vorher den Kampf gegen Frankreich fortsetzte. Dazu wurde es durch England gedrängt, dessen Subsidien der Kaiser nicht entbehren konnte, und welches eben erst, indem es seine vertragsmäßigen Zahlungen an Preußen eingestellt, sehr ernsthaft zu erkennen gegeben hatte, daß das Londoner Cabinet für sein Geld auch entsprechende Leistungen sehen wollte. Clerfayt, zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber ernannt, rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er die Franzosen in mehr als einem Treffen schlug und über den Rhein zurückwarf. Mainz wurde entsetzt; Mannheim zurückerobert, dann aber, gegen das Ende des Jahres, Waffenstillstand geschlossen, weil das Oesterreichische Heer für einen Winterfeldzug nicht hinreichend ausgerüstet war. Nach Wien zurückgekehrt, wurde der siegreiche Feldherr, der die Deutsche Kriegesehre wiederherzustellen schien, vom Volke in Triumph

empfangen. Am kaiserlichen Hofe dagegen bezeigte man sich unzufrieden. Thugut verlangte, von den Engländern gedrängt, ein weiteres unaufhaltsames Vordringen gegen den Feind. Als Clerfayt zu seiner Rechtfertigung auf den mangelhaften Zustand der Truppen hinwies, erregte er den Unwillen einflußreicher Personen, und bahnte dadurch dem jungen ehrgeizigen Erzherzog Carl den Weg zu dem langersehnten Oberbefehl. Clerfayt wurde entlassen. Der Erzherzog verrichtete an der Spitze der Armee im Jahre 1796 glänzende Waffenthaten. Die Franzosen, welche unter Moreau und Jourdan wieder in Deutschland eingedrungen und bis in die Nähe von Regensburg vorgerückt waren, warf er wieder über den Rhein zurück; allein seiner Siegeslaufbahn wurde durch Bonaparte ein Ende gemacht, dessen glänzendes Gestirn inzwischen an dem politischen Himmel aufgegangen war. Unter seiner Führung hatten die Franzosen Italien niedergeworfen und schickten sich jetzt an auf Wien loszumarschiren. Die Bestürzung war daselbst so groß, daß sogar Kaiser Franz begriff, es sei mit den gewöhnlichen Mitteln hier nichts auszurichten. Er entschloß sich, einen Volkskrieg zu erwecken, und rief seine gesammten Unterthanen zu den Waffen. Gleichzeitig erregte Thugut in der von Bonaparte auf die schimpflichste Weise zertretenen Republik Venedig einen allgemeinen Aufstand, so daß die

Französische Armee zwischen zwei Feuern stand, und ohne das Genie ihres Generals einer so großen Gefahr kaum entronnen wäre. Dieser begriff sogleich, daß ihm vor allen Dingen ein Waffenstillstand nothwendig sei, daß er denselben aber nur erlangen könnte, wenn er die Miene der Siegesgewißheit annehme. Seiner unvergleichlichen Gewandtheit gelang das vollkommen. „Es sei Blut genug vergossen," schrieb er am 31. März 1797 dem Erzherzog Carl, „man möge doch erwägen, ob es kein Mittel gebe, sich friedlich zu einigen, und der Welt den Frieden zu bringen! Gern wolle er die traurigen Kriegslorbeern mit der Krone des Bürgers vertauschen, die der erwerbe, der dem Morden ein Ende mache." Zugleich war Bonaparte klug genug, seinen Mahnungen durch unaufhaltsames Vorrücken Nachdruck zu geben. Dadurch erlangte er in der That, daß am 7. April Oesterreichische Generale in seinem Lager bei Judenburg erschienen und den Waffenstillstand abschlossen. Schon am 18. kamen darauf zu Leoben die Präliminarien des Friedens zu Stande, dessen Bedingungen Bonaparte dictirte. Oesterreich trat Belgien und Mailand ab gegen das Versprechen, durch Venetianisches Gebiet entschädigt zu werden. Ein Congreß sollte dann „auf Grundlage der Integrität des Deutschen Reiches" den allgemeinen Frieden vermitteln. Mit Oesterreich dagegen wurde schon am 17. Oktober 1797 ein Separatfrieden zu Campo Formio, einem

Schlosse in Friaul vereinbart[1]). Nichts half es, daß Thugut alles daransetzte, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, weil er hoffte es werde inzwischen ein günstiger Umschwung die politische Lage Frankreichs ändern und wenigstens die Forderungen abwenden, die noch über die Präliminarien von Leoben hinausgingen. Bonaparte zeigte sich schon damals im Besitz der vollen Ueberlegenheit, mit der er seinen Gegnern im Cabinet sowohl als im Felde zu imponiren verstand. Eigenhändig entwarf er am 11. September ein Ultimatum, über dessen Annahme Oesterreich sich bis zum 1. Oktober erklären sollte. Gleichzeitig hatte er in Paris, durch Absendung der Generale Augereau und Bernadotte das Gelingen eines Staatsstreichs (vom 18. Fructidor, 4. September) unterstützt, welcher den ihm gewogenen Theil des dort an die Stelle des Convents getretenen Directoriums zu fast unumschränkter Macht verhalf. Als dessen ungeachtet die Oesterreichischen Bevollmächtigten, Cobenzl an ihrer Spitze, die Annahme jenes Ultimatums hinausschieben wollten, griff Bonaparte zu einem jener theatralischen Mittel, deren er sich so oft mit größtem Erfolge bedient hat. Auf dem Sessionstische stand eine Schale, die Cobenzl

---

[1]) Im höchsten Grade interessant sind die Mittheilungen über die diplomatischen, auf denselben bezüglichen Verhandlungen bei Hüffer p. 259—488.

von der Kaiserin Katharina zum Geschenk erhalten, und auf die er besonders stolz war. Mit allen Anzeichen der Wuth ergriff der Sieger von Lodi das Gefäß und warf es mit Gewalt zu Boden, daß die Splitter umherklirrten. „So," rief er „soll binnen drei Monaten Eure Monarchie in Trümmern liegen, wenn Ihr Euch nicht fügsam zeigt![1])" Mit diesen Worten verließ er den Saal. Cobenzl verlor die Fassung. Der Neapolitanische Marquis de Gallo, einer der Unterhändler, folgte dem General unter den größten Höflichkeitsbeweisen, die denselben innerlich lachen machten, bis an dessen Wagen. — Aller Widerstand war seit diesem Augenblick gebrochen[2]). Der Kaiser nahm die Bedingungen an, die Frankreich ihm vorlegte. Er trat Belgien und das linke Rheinufer, mit Einschluß von Mainz, an die Republik ab. In Italien sollte die Etsch die Grenze des neuerrichteten Cisalpinischen Freistaates bilden. Als Entschädigung wurde das Venetianische Landgebiet mit der Stadt selbst den Oesterreichern überwiesen. Corfu und die Jonischen Inseln nahmen Frankreich für sich. — Zu Rastatt sollte ein Congreß

---

[1]) Nach Napoleons eigener Erzählung in Las Casas Memoiren VI. 347.

[2]) Thugut soll besonders dadurch vollständig zur Nachgiebigkeit bewogen worden sein, daß man ihm mit Veröffentlichung von Papieren drohte, die man in Paris gefunden, und aus welchen seine Bestechlichkeit nachgewiesen werden konnte.

den Frieden mit dem Deutschen Reiche vermitteln, unter dessen „Integrität" man, wie sich nun zeigte, nicht die Unverletzlichkeit der Grenzen, sondern lediglich das Fortbestehen desselben verstanden hatte. In den geheimen Artikeln[1]) versprach der Kaiser dahin zu wirken, daß die Französische Republik beim Reichsfrieden die von ihr geforderte Grenze erhalte. Sollte das Reich dennoch seine Zustimmung verweigern, so verspricht der Kaiser nicht mehr als sein Contingent zu stellen. Dafür sicherten ihm die Franzosen außer dem Venetianischen Gebiet den Breisgau, das Erzbisthum Salzburg und das Baierische Gebiet rechts vom Inn zu. — Diese Bestimmung war um so verwerflicher, weil gerade der Bischof von Salzburg zu den wenigen Reichsständen gehörte, die ihren Verpflichtungen gegen das Vaterland stets mit größter Bereitwilligkeit nachgekommen waren. Für die Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Verluste erlitten, sollte, in Gemeinschaft mit Frankreich, eine Entschädigung in Deutschland ermittelt werden, d. h. man wollte die Kleinen und Ohnmächtigen den Größeren aufopfern.

Dem Könige von Preußen sollten seine unbedeutenden linksrheinischen Besitzungen zurückgegeben werden, wogegen beide Theile sich dafür verbürgten, daß

---

[1]) Der Vertrag mit den geheimen Artikeln vollständig in Marten's Recueil VII. 208 ff.

derselbe keine neuen Erwerbungen mache. Zwanzig Tage nach dem Austausch der Ratification sollten die kaiserlichen Truppen sich in die Erbstaaten zurückziehen, die Franzosen jedoch erst dann die in Deutschland und Italien besetzten Punkte räumen, wenn sie der Uebergabe von Mainz sicher wären. Kehl, am rechten Rheinufer gegenüber von Straßburg, behielten sie für immer.

Der Kaiser genehmigte nicht nur dies Alles, sondern überhäufte noch dazu die Unterhändler mit kostbaren Geschenken. Bonaparte erhielt einen Zug von sechs der schönsten weißen Pferde, — es waren dieselben, mit denen er später als erster Consul seinen Einzug in die Tuillerien hielt.

Die Folgen dieses Friedens, der für Oesterreich selbst noch erträglich genug lautete, waren für Deutschland und Italien nicht minder verhängnißvoll als der Baseler Friede. Namentlich die Italiener hatten unsägliches Elend unter der Fremdherrschaft zu dulden, die sie erst nach siebzig Jahren durch Hilfe derselben Franzosen abschütteln konnten, die ihnen 1797 dieses Joch auferlegt.

Jämmerlich offenbarte sich bei den dann folgenden Unterhandlungen über den Reichsfrieden in Rastatt die engherzige Gesinnung der Deutschen Fürsten. So wenig begriffen sie, daß sogar die Sorge für ihre eigene Existenz ihnen zur Pflicht machte, dem Ganzen einige Opfer zu bringen, so blind waren die von der Kriegsnoth und

Plünderung augenblicklich verschont Gebliebenen, daß sie bei der Bedrängniß ihrer minder glücklichen Nachbarn schadenfroh die Hände rieben. Auf die Klagen Rheinischer Stände über die Erpressungen der Französischen Truppen erwiderte Thugut: „Der König von Ungarn und Böhmen könne sich in diese Reichshändel nicht mischen!" Wohl hatte Bonaparte Recht zu sagen: „Wenn der Deutsche Reichskörper nicht existirte, so müßte man ihn zu Frankreichs Nutzen erschaffen!" —

Dreizehntes Kapitel.

Innere Angelegenheiten Preußens bis zum Tode Friedrich Wilhelm's II.

Für die Zustände im Innern des Preußischen Staates war es verhängnißvoll, daß auf den Baseler Frieden noch eine Reihe von Jahren ungestörter Ruhe folgten. Im Genuß derselben wuchs die Selbsttäuschung, daß das Streben nach Neutralität um jeden Preis das richtige gewesen, weil das Land dadurch von dem Ungemach des Krieges befreit blieb, dem die Nachbarn rings umher erlagen. Noch immer wähnte man im Besitze eines Theils der schiedsrichterlichen Gewalt zu sein, welche Friedrich der Große geübt hatte, — man nahm ein übermüthiges Wesen gegen die schwächeren Reichs-

stände an. Schon bei der Besitzergreifung der Fürstenthümer Anspach und Baireuth versuchte der mit diesem Geschäft betraute Graf Hardenberg[1]), die dortige Reichsritterschaft der Preußischen Oberhoheit zu unterwerfen. Bald erhob er auch aus dem Burggrafentitel der Kurfürsten von Brandenburg Ansprüche gegen die Stadt Nürnberg. Es wurden nicht unbedeutende Heeresmassen gegen dieselbe herangeführt, die Vorstädte (4. Juli 1796) besetzt, und die Bürger daselbst zur Huldigung gezwungen. Ja, als eben damals die Oesterreicher vor den Franzosen zurückwichen, und diese unter Jourdan vom Niederrhein bis nach Franken vordrangen und die kleinen Gebiete daselbst in ärgster Weise brandschatzten, unterwarf sich auch die innere Stadt Nürnberg dem Preußischen Schutze, und nahm am 2. September Preußische Besatzung ein. Gerade an den nächstfolgenden Tagen erfocht Erzherzog Carl bei Würzburg einen entscheidenden Sieg über die Jourdan'sche Armee (3. und 4. September) und befreite Süddeutschland von den Franzosen[2]). Nunmehr trug man in Berlin Bedenken, die ohnehin schon erbitterten Oesterreicher noch mehr zu reizen, und Haugwitz brachte den König dahin, daß er dem von Hardenberg, dem Neben-

---

[1]) Ueber diese Vorgänge breiten klares Licht die Memoiren des bekannten Ritter v. Lang.

[2]) Wegen der Fränkischen Verwickelungen vergleiche Menzel, Zwanzig Jahre, p. 351 ff.

buhler des Ministers, geschlossenen Unterwerfungsvertrage die Genehmigung versagte. Schon am 1. Oktober zog sich die Preußische Besatzung wieder aus Nürnberg zurück. Auch die Eingriffe gegen die Reichsritterschaft ließen sich bei dem beharrlichen Widerstande derselben und bei der Unterstützung, welche der Wiener Hof und die Reichsgerichte ihnen gewährte, nicht aufrecht halten; was Alles natürlich nicht dazu beitrug, Preußens Ansehen in den Augen des Auslandes zu erhöhen.

Wohl hätten diese Mißerfolge und das Scheitern der so pomphaft gegen Frankreich begonnenen Unternehmung dem Könige und seiner Regierung die Augen darüber öffnen sollen, daß es einer gänzlichen Neugestaltung der Staatseinrichtungen bedürfte, wenn man die Rolle des großen Friedrich weiter spielen wollte. Allein zu tief wurzelte in den Herzen des Officiercorps sowohl als der Civilbeamten noch der Wahn, man habe nur möglichst Alles beim Alten zu lassen, um mit denselben Mitteln auch dieselben Erfolge zu erreichen, wie Friedrich der Große.

Zwar fehlte es im Einzelnen nicht an Anläufen zu Verbesserungen aller Art, denen der wohlgesinnte und freigebige Monarch selten die Mittel verweigerte, wenn es sich um Hebung der Landescultur, Ansetzung von Colonisten, Anlage und Erweiterung von Fabriken u. s. w. handelte. Armen- und Arbeitshäuser wurden

errichtet, und auf dem Gebiete der Medizinalangelegenheiten bessere Zustände angebahnt, nachdem die Feldzüge in Frankreich die schauderhafte Vernachlässigung dieses hochwichtigen Verwaltungszweiges offenbart hatten. Tausende von Soldaten waren durch den schlechten Zustand der Feldlazarethe und durch die Unwissenheit der Feldscheerer um's Leben gekommen.

Der Hebung des Schulwesens ist bereits in einem früheren Capitel gedacht worden. Auch sonstige, unter der vorigen Regierung fast grundsätzlich vernachlässigte Bedürfnisse fanden jetzt allmählich Befriedigung. Man fing an Chausseen zu bauen. Der tiefe Sandweg, durch welchen Friedrich der Große während 46 Jahren zwischen Berlin und Potsdam so unzählige Mal hin und hergefahren war, wurde jetzt endlich unter Langhans' Leitung in eine Kunststraße verwandelt. Derselbe Baumeister errichtete in Berlin das unvergleichliche Brandenburger Thor, auf welchem der so berühmt gewordene Siegeswagen sich befindet, dessen Rosse Anfangs ihre Köpfe nach Westen gerichtet hatten, als sollten sie den Triumph der Preußen nach Frankreich tragen.

Alle diese und viele ähnliche gute und lobenswerthe Einrichtungen konnten aber zur Hebung und Kräftigung des Staates im Großen und Ganzen wenig oder nichts beitragen. Dieser mußte seinem jähen Sturze entgegeneilen, weil man es versäumte die

Hand an jene Grundübel zu legen, welche den Aufschwung der Nation unmöglich machten. Der Adel blieb im Kriegs- und Friedensdienst die alleinherrschende Kaste [1]). Bürger und Bauern wurden grundsätzlich von aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen; es geschah nicht das Geringste, um den Gemeingeist in den Städten zu heben und das alte Zopfthum auszurotten. Die Leibeigenschaft blieb in ihrer ganzen Schroffheit bestehen, ja man erklärte es für einen Fehler Friedrich's des Großen, daß er zu geneigt gewesen, die Bauern gegen ihre Herrschaft in Schutz zu nehmen, und die Prozesse derselben zu begünstigen. Zu abschreckendem Beispiel mußten unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. ganze Dorfgemeinden, die sich unfügsam gezeigt, Spießruthen laufen, wobei selbst schwache Greise nicht verschont wurden [2]).

Das Alles wirkte um so verderblicher, als gleichzeitig das schlechte Beispiel, welches der Hof gab, eine

---

1) Der verstorbene August Kahlert, einer der gründlichsten Kenner der socialen Zustände des 18. Jahrhunderts, erzählte dem Verfasser, um die Kluft zu kennzeichnen, welche in seiner Jugendzeit Adel und Bürgerliche schied, daß eine alte Gräfin Burghaus, wenn sie einmal einem besonders interessanten nichtadligen Gast den Eintritt in ihr Haus gestattete, sich bei den andern Gästen mit den Worten zu entschuldigen pflegte: Es ist ein ganz reinlicher Mensch.

2) So erzählt Gallus als Augenzeuge. Geschichte der Mark Brandenburg, Bd. VI. p. 281.

entsittlichende Wirkung über das Land, ganz besonders aber über die Hauptstadt verbreitete. Die Günstlinge, Maitressen und Kammerdiener des Königs trieben einen förmlichen Handel mit Gunstbezeigungen aller Art, besonders in den letzten Jahren der Regierung, wo der Monarch körperlich leidend war, und die meisten ihm vorgelegten Sachen, ohne sie zu lesen, unterzeichnete. Das machte sich ganz besonders Wöllner zu Nutze, um auf dem Gebiete des Cultus seine verkehrten Ideen von Jahr zu Jahr mit größter Hartnäckigkeit durchzusetzen. Jeden Tadel seiner heuchlerischen Anordnungen unterdrückte er mit der brutalsten Gewalt, und wenn auf Anrufen der Gerichte die Verfolgten ein freisprechendes Erkenntniß erlangten, so verstand er es eine Cabinetsordre zu erschleichen, die im Wege des Machtspruchs die Urtheile cassirte, und den braven Richtern harte Verweise ertheilte, ohne daß diese jedoch sich von ihrer Pflicht abwendig machen ließen. Denn der Richterstand war es fast allein, welcher die Ehre des Staates bei diesem allgemeinen Verfalle aufrecht erhielt. Das Volk blickte deshalb mit unbegrenzter Ehrfurcht auf die Justizbehörden, und war nach wie vor stolz auf die Würde und Unabhängigkeit des Kammergerichts und des Obertribunals.

Wie weit die Anmaßung und Ueberhebung Wöllner's ging, wird durch sein Benehmen gegen Kant so treffend gekennzeichnet, daß dies Eine Beispiel statt

aller anderen genügen kann: — Der Philosoph von Königsberg, den schon die Mitlebenden als den größten Deutschen Denker, als den redlichsten Erforscher der Wahrheit einstimmig anerkannten, war dem Herrn Wöllner und Consorten ganz besonders zuwider, weil die Verwerflichkeit ihres Treibens durch das Licht, welches die Kantischen Schriften verbreiteten, nur desto schärfer wahrgenommen wurde. Namentlich war es die Abhandlung über „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," welche den höchsten Zorn des Ministers erregte.

Im Namen des Königs erging deshalb 1793 ein Rescript „An den würdigen und hochgelehrten, Unsren lieben und getreuen Professor Kant in Königsberg," welches folgende Worte enthielt: „Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsre Euch sehr wohl bekannten landesväterlichen Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch dergleichen künftighin nicht werdet zu schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehn und Euer Talent dazu anwenden, daß Unsre landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Reni-

tenz unfehlbar unangenehmer Verfügung zu gewärtigen habt [1]).“ — Kant ergriff solchen Gegnern gegenüber den klügsten Ausweg. Er versicherte, daß er sich überhaupt aller Schriften und Vorträge über Religion enthalten wolle. Der damals bereits 70 Jahr alte Philosoph fühlte sich mit vollem Rechte nicht berufen, einem Wöllner gegenüber zum Märtyrer zu werden. Sein Lehrgebäude war vollständig aufgerichtet. Er konnte schweigend zusehen wie die Finsterlinge gegen die Mauern desselben anstürmten.

Wenn man auf diese Weise dem Größten der mitlebenden Denker entgegentrat, so kann man sich ohne weiteres vorstellen, wie es den Kleineren erging, welche den geringsten Versuch wagten, sich dem Minister und seinem Religions- oder Censuredikt zu widersetzen.

Nicht besser als auf dem geistigen Gebiete stand es auf dem materiellen. Durch die unglücklichen Feldzüge gegen Frankreich waren die Finanzen zerrüttet. Der Länderzuwachs in Polen brachte nicht den Vortheil, den Friedrich der Große aus seinen Erwerbungen daselbst gezogen. Es fehlte die Thatkraft, um die neuen Provinzen mit unausgesetzter Arbeit erfolgreich zu verwalten und auszunutzen. Der König verschleuderte die schönsten Polnischen Domainen an seine Günstlinge, theils

---

[1]) Abgedruckt u. A. in Kant's vermischten Schriften. Ausgabe der sämmtlichen Werke Bd. VI.

geschenkweise, theils für Spottpreise. Der Minister Hoym wurde beschuldigt [1]), in Breslau ein förmliches Bureau errichtet zu haben, wo er mit solchen Erwerbungen einträgliche Geschäfte getrieben. Bischofswerder, Wöllner und die Maitressen waren es, an welche die Beutesüchtigen sich wandten, um durch deren Einfluß des Königs Freigebigkeit auf unwürige Weise zu mißbrauchen [2]). Hätten die Begünstigten es sich zur Aufgabe gemacht, die so gewonnenen Güter nach Deutscher Weise zu verbessern und einträglicher zu machen, so wäre das zuletzt dem Staate zu gut gekommen; allein davon war nicht die Rede. Das Leichtgewonnene wurde eben so leichtsinnig weiter veräußert und vergeudet. Die öffentlichen Einkünfte hoben sich nicht, neue Steuern konnten bei der bereits herrschenden Ueberbürdung der Unterthanen nicht auferlegt werden; man griff zu dem allerverhaßtesten Mittel, indem der König in seinen letzten Lebensjahren das Tabaksmonopol wieder einführte, dessen Aufhebung ihm einst Aller Herzen gewonnen hatte. Jetzt erschien das Monopol um so gehässiger, weil neben demselben alle die drückenden Abgaben bestehen blieben, welche man damals auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse gelegt hatte, um die Einnahmeausfälle zu decken.

---

1) Menzel l. c. p. 429.

2) Stein's Leben von Perz. I. 73.

So häuften sich von allen Seiten die Uebelstände, und gaben zu erkennen, daß Preußen der Staat war, der am wenigsten eines kraftvollen fürstlichen Selbstregiments entbehren konnte. Die Beamtenwirthschaft, die sich unter dem schwachen Friedrich Wilhelm II. breit machte, verfiel in ein schlaffes, vielfach bestechliches und feiles Treiben. Das feste Gefüge der Monarchie Friedrich des Großen lockerte sich in bedenklichster Weise. Die allerschlimmsten Befürchtungen aber mußten wach werden, als auch die Armee, auf deren Schultern das künstlich emporgehobene Gebäude ruhte, ihre alte Spannkraft verlor, und das Ausland wahrnahm, man habe es fortan nicht mehr mit den Siegern von Roßbach und Leuthen zu thun. Die Französischen Feldzüge seit 1792 hatten im höchsten Grade demoralisirend gewirkt. Die alten Officiere, die man aus übel angebrachter Rücksichtnahme in Dienst gelassen, waren unfähig sich in eine neue Lage der Dinge zu finden; sie konnten sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die völlige Umgestaltung der bisherigen Einrichtungen geboten war, wenn man einem Feinde widerstehen sollte, dessen glänzende Erfolge nicht aus der althergebrachten Taktik, sondern aus einer berauschenden Freiheitsbegeisterung hervorgingen. Erst durch gewaltige zermalmende Schläge, ja durch eine der völligen Vernichtung fast gleichkommende Niederlage konnte in dem verknöchernden Staate, konnte in den veralteten Ein-

richtungen der Armee der unter der Asche noch fortglimmende Lebensfunken zu neuer Flamme erweckt werden, und glücklich dürfen wir uns preisen, daß unserm Vaterlande diese harte, aber nothwendige Leidensschule nicht erspart wurde.

Bei der Schilderung der Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. müssen wir an dieser Stelle auf das Hauptwerk zurückkommen, dessen Vollendung sich an den Namen dieses Regenten knüpft, obgleich, wie wir bereits ausführlich vernommen [1]), das Verdienst der Arbeit wesentlich Friedrich dem Großen, und den trefflichen von ihm mit derselben beauftragten Männern gebührt.

Das neue allgemeine Landrecht für die Preußischen Staaten wurde 1794 publicirt.

Von der äußeren Geschichte dieses Gesetzbuches haben wir gesprochen. Ueber den inneren Werth desselben wurde (p. 97) das Urtheil eines der größten Juristen mitgetheilt. — Daß dieses Preußische Gesetzbuch trotz aller der politischen und socialen Umwälzungen, welche seitdem den Staat erschütterten, trotz aller neu aufgetauchten juristischen und gesetzgeberischen Anschauungen, in seinen wesentlichen Bestimmungen noch heut unser Privatrecht regelt, und nach fast achtzigjährigem Bestehen noch immer zur Aufrechthaltung eines befriedigenden Rechtszustandes hinreicht, ist ein genügender Be-

---

[1]) p. 93 ff. dieses Bandes.

weis für die Vortrefflichkeit der Arbeit. Von Fehlern ist dieselbe natürlich nicht frei. Das Bestreben, dem Richter gewissermaßen als Wörterbuch zu dienen, in welchem er nur den einzelnen Fall aufschlagen soll, um seine Entscheidung zu finden, kann von gesetzgeberischem Standpunkte aus nicht gebilligt werden, und erklärt sich aus dem Widerwillen Friedrich's des Großen gegen die Einmischung der Wissenschaft in die Rechtspflege. Hätte gar noch das Verbot des Königs, daß Niemand sich unterstehen solle, Commentare über das Gesetzbuch, oder über einzelne Theile desselben zu schreiben [1]), Kraft behalten, so wäre damit die Möglichkeit für die innerliche Fortbildung des Rechts abgeschnitten gewesen. Natürlich konnte eine so despotische Beschränkung der wissenschaftlichen Forschung nicht Bestand halten; dennoch aber hat das allgemeine Landrecht in seinem ganzen Inhalte wesentlich die Signatur des Geistes bewahrt, die der große König demselben aufdrücken wollte. Wunderbar tritt in den Bestimmungen des Gesetzbuches jenes geistige Doppelleben zu Tage, auf welches wir, bei der Schilderung von Friedrich's Charakter, wiederholt hingewiesen haben. Als Theoretiker ein freisinniger Philosoph, war er als Regent ein despotischer Selbstherrscher. Den ersten Diener des Staates nennt er sich, während er doch der unum-

---

[1]) Siehe oben p. 74. 75.

schränkte Herr und Gebieter desselben war, und das bekannte Wort: „Der Staat bin Ich," mehr als irgend ein Monarch zur That machte. Daß dieselben Gegensätze sich in dem auf Friedrich's Befehl, und unter seiner besonderen Aufsicht bearbeiteten Gesetzbuche wiederfinden, ist um so natürlicher, als das ganze Jahrhundert sich in solchen Gegensätzen bewegte, die den zermalmenden Zusammenstoß zwischen den alten monarchischen Anschauungen und den neuen Freiheitsideen herbeiführten. In Frankreich machte das Volk mit den Redensarten Ernst, die man ihm, in sorgloser Sicherheit, so oft von oben herab entgegengerufen hatte. Allgemeine theoretische Gedanken in das Staatsleben einzuführen und zu verwirklichen, war der Grundzug, der durch die Französische Revolution geht und der, bis zur äußersten Consequenz getrieben, den schnellen Untergang der Republik herbeiführte.

Ein ganz verwandtes theoretisches Streben zeigt sich in vielen Abschnitten des Preußischen Landrechts. Der Sprachgebrauch desselben ist, wo es sich um den Staat und dessen allgemeine Einrichtungen handelt, so rein philosophisch gehalten, daß man nicht mit Unrecht behauptet hat [1]), es sei außer auf dem Titelblatte nirgends ersichtlich, daß das Gesetzbuch gerade für Preußen

---

[1]) v. Haller, Restauration der Staatswissenschaft. Zweite Auflage 1820. II. 195.

und nicht für irgend ein beliebiges anderes Land gegeben sei. Der Name und Titel des Königs kommt in dem ganzen Werke nicht zum Vorschein. Es wird stets nur von einem abstracten Staatsoberhaupte gesprochen. Daß die Würde und das Amt desselben erblich sei in der Familie der Hohenzollern, ist nirgends gesagt, so daß die Ausdrücke gerade so gut auf den Präsidenten einer Republik passen würden. — Auf der anderen Seite sind aber diesem „Oberhaupte" wiederum so ausgedehnte Rechte beigelegt, wie kein König sie jemals besessen oder auch nur beansprucht hat. Das Recht, zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Privatvermögen, die Personen, ihre Gewerbe, Producte oder Consumtion mit Abgaben zu belegen, ist ein Majestätsrecht. Kein Unterthan des Staats darf, bei willkürlicher Geld- oder Leibesstrafe, das Staatsgebiet ohne Erlaubniß verlassen [1]), sogar die Frauen und Mädchen können ohne diese Erlaubniß nicht in's Ausland heirathen. — In einem Lande, wo diese Bestimmungen folgerecht durchgeführt wären, würden die Unterthanen sammt und sonders sich nicht von Leibeigenen unterscheiden lassen. — Auf der anderen Seite wird das unbeschränkte Oberhaupt wiederum streng in gesetzliche

---

[1]) Allgemeines Landrecht II. XIII. 15 und II. XVII. 127, 139, 134.

Grenzen gewiesen. Machtsprüche [1]) wirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten. Das Eigenthum kann durch keinen solchen königlichen Gewaltact eingeschränkt werden, und gegen den, der durch einen Machtspruch an der Verfolgung seines Rechts gehindert wird, findet keine Verjährung statt. Auch Gesetze, die der König erlassen, ohne vorher die (freilich von ihm selbst ernannte) Gesetzcommission zu Rathe zu ziehen, sind ungültig [2]). Die Gesetze des Staates dürfen die natürliche Freiheit und Rechte der Bürger nicht weiter einschränken, als es für den Staatszweck nothwendig ist. — Diese und ähnliche Aussprüche sind so weitreichender und allgemeiner Art, daß sie im einzelnen Falle vom Richter nicht in Anwendung gebracht werden können, und vielmehr in ein Lehrbuch als in ein Gesetzbuch gehören; dessenungeachtet wirkten sie günstig auf die Entwickelung des Rechtsbewußtseins im Volke, und man hat sich zu gehöriger Zeit wohl auf dieselben zu berufen verstanden; auch erhielt gerade diese Einleitung die freudige Zustim-

---

[1]) Dieser Ausdruck wurde, auf Friedrich Wilhelm II. Befehl, bei der letzten Revision des Textes durch Umschreibungen ersetzt, z. B. Einleitung § 5. I. VIII. 32. I. IX. §§ 528. 29, während er in dem Register, welches nicht umgedruckt wurde, stehen geblieben ist.

[2]) Diese Bestimmung der §§ 6—12 der Einleitung ist in der letzten Fassung ebenfalls verschleiert worden.

mung des Publikums und erregte große Aufmerksamkeit im Auslande. Man erkannte nicht mit Unrecht in diesen Ideen die Quelle, aus der einst eine höhere Erhebung des Preußischen Volkes sich herleiten könnte. Verwunderlich bleibt es immerhin, und giebt einen neuen Beweis für den Widerspruch, in welchem der Urheber dieser Gesetzgebung unbewußt mit sich selber stand, daß es gerade der Müller Arnold'sche Prozeß war, der den nächsten Anstoß zu der Beschleunigung und schnellen Beendigung der großen Arbeit gegeben; denn der ganze Verlauf jener Begebenheit besteht aus einer Reihe der allerwillkürlichsten Machtsprüche und Gewaltmaßregeln, und endete mit der ebenso despotischen als ungerechten Absetzung und Bestrafung der Gerichtsräthe, die ihrer Pflicht und ihrem Eide lieber gehorchen wollten, als den ungesetzlichen Befehlen des Monarchen!

Eben so auffallend erscheint es, daß das Gesetzbuch eines aufgeklärten Staates, welches fünf Jahre nach der denkwürdigen Epoche erschien, wo in Frankreich die Menschenrechte proclamirt, die Bauern von den feudalen Lasten befreit und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze ausgesprochen und zur That geworden war, daß, sagen wir, gerade zu einer solchen Zeit das Landrecht mit größter Schroffheit die alten Standesunterschiede aufrecht erhält, und sogar das Institut der Leibeigenschaft zwar dem Namen nach beseitigt, in der That aber fast vollständig nach wie vor fortbestehen läßt. Denn die

Unterthanen eines Gutes dürfen dasselbe ohne Erlaubniß der Herrschaft nicht verlassen, und können in vielen Fällen sogar mit ihren Stellen an einen Dritten verkauft werden. Die Herrschaft kann die auswärts geborenen Kinder eines Unterthanen zurückfordern, darf faulen und widerspänstigen Arbeitern das Heirathen verbieten und braucht nicht zu gestatten, daß die Kinder der Dienstleute ein Gewerbe erlernen, oder gar studiren. Die Unterthanen dürfen durch Schläge zur Arbeit angehalten werden, und noch in dem, 1803 erschienenen Anhange zum Landrecht, wird die lederne Peitsche zu diesem Behuf an die Stelle des Stockes gesetzt[1]). Dem gegenüber tritt der Adel als erster Stand des Staates, mit den ausgedehntesten Vorzügen und Ansprüchen im Gesetzbuche auf. Der Adlige ist zu allen Ehrenstellen im Staate, zu denen er sich geschickt macht, vorzüglich berechtigt. Er allein darf Rittergüter besitzen, und das Jagdrecht üben. Für ihn und seine Familie muß in der Kirche besonders gebetet werden. Auf den Kreis- und Landtagen sollen Bürgerliche in der Regel nicht einmal als Stellvertreter zugelassen werden. Männer von Adel können mit „Weibspersonen" aus dem Bauern- und niederen Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand schließen. Dagegen ist den adligen und den königlichen Räthen gestattet, sich Frauen geringen

---

[1]) Allg. Landrecht II. VII. §§ 151. 152. Anhang § 105.

Standes zur linken Hand antrauen zu lassen, die alsdann ebensowenig wie ihre Kinder den Rang und Stand des Gatten theilen, sondern ihren ursprünglichen Namen fortführen. Bürgerliche Nahrung und Gewerbe sollen Adlige nicht treiben, und verlieren ihre Standesrechte, wenn sie sich dadurch dem gemeinen Volke gleichstellen [1]). Der Adlige, der einen Bürgerlichen beleidigt, zahlt Geldstrafe, der Bürgerliche, der einen Adligen beleidigt, kommt in's Gefängniß. Duelle zwischen Personen, die weder zum Adel noch zum Officierstande gehören, werden wie Mordversuche betrachtet [2]).

Alle Vorrechte des Adels vererben sich nicht blos auf die ehelichen, sondern auch auf die durch nachfolgende Ehe legitimirten unehelichen Kinder eines adligen Vaters. Da man nun seit Friedrich des Großen Tode mit Verleihung des Adelstitels sehr verschwenderisch umging, die Zahl der Mitglieder des Adels sich also von Jahr zu Jahr in steigendem Verhältnisse vermehrte, während die von uns bereits ausführlich erwähnte Steuerfreiheit derselben fortbestand, so mußte auch die Bedrückung der nichtadligen Staatsbürger, auf deren Schultern die dem Adel abgenom-

---

1) Vergleiche den ganzen IX. Titel des II. Theils und II. I. 835 ff. II. II. 555—91.

2) II. XX. 610. 611. 689., wo die Nichtadligen mit dem Ausdruck: „dergleichen Leute“ bezeichnet werden.

menen Lasten ruhten, stets höher und schwerer fühlbar werden.

Die Städte, welche seit Friedrich Wilhelm I. in vollkommener Unmündigkeit und Abhängigkeit von den fiscalischen Behörden erhalten waren, und lediglich als Einnahmequellen für den Staat angesehen wurden, erhielten durch die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts zwar ein schwaches Maß von Selbstregierung; allein man blieb weit davon entfernt, die Bürger derselben für die Träger der Bildung und des Wohlstandes im Lande zu halten, und die Kräfte auch nur ahnungsweise zu erkennen, die der Patriotismus der Städter entwickeln könnte, wenn man ihnen Raum zu freier Bewegung gestattete. Die Auffassung des Allgemeinen Landrechts ist vielmehr eine vollständig materielle und beschränkte. „Städte," heißt es daselbst [1]), „sind hauptsächlich zum Aufenthalte solcher Einwohner des Staates bestimmt, welche sich mit Verarbeitung und Verfeinerung der Naturerzeugnisse und mit dem Handel beschäftigen." Von dem Beruf des Gelehrten, des Künstlers wird nicht gesprochen. Dafür sind die Städte der ausschließliche Sitz des Handwerkes und der Zünfte, die mit ihren veralteten Gerechtsamen sorgfältig geschützt werden. Auf dem flachen Lande dürfen nur die den Bauern unentbehrlichen Gewerbe des Schmiedes, des

[1]) II. VIII. 86.

Stellmachers und dergleichen betrieben werden. Ueberall tritt uns in diesen Bestimmungen eine Zuversicht auf das Fortbestehen des Hergebrachten entgegen, die für jene Tage, wo das Neue schon so vernehmlich an alle Thüren klopfte, fast unbegreiflich ist.

Auf diese Weise konnte denn der politische Theil des Landrechts der hereinbrechenden Staatsveränderung nicht widerstehen, sondern mußte gar bald stückweise abgetragen werden. Desto fester und gründlicher dagegen erwies sich der Bau des eigentlichen Privatrechts, welches den Hauptgegenstand einer jeden solchen Gesetzgebung zu bilden hat. — Die Mängel und Fehler von denen kein Menschenwerk frei ist, wurden in der Praxis nach und nach ausgeglichen. Der tüchtige Geist des Richterstandes durchbrach die Fesseln, welche die zu weitgetriebene Specialisirung der einzelnen Fälle ihm anlegen wollte, und lange Jahre hindurch fühlten die Preußischen Unterthanen sich glücklich unter dem Schutze, den ihre neuen Gesetze ihnen gegen Eingriffe und Bedrückungen nach allen Seiten hin gewährten. Mit Stolz blickten sie auf ihre Gerichte, namentlich auf das Kammergericht, zu dessen unbeugsamer Gerechtigkeit sie die vollste Zuversicht bewahrten. Man ließ sich in dieser Ueberzeugung nicht irre machen, wenn es den Umgebungen des Königs gelang, denselben zu einzelnen Gewaltschritten und offenbaren Ungerechtigkeiten zu bewegen, die mit Umgehung der Gerichte ausgeführt wurden.

An solchen Beispielen ist die Geschichte Friedrich Wilhelm's II. nicht arm, und die Machtsprüche, welche dem Namen nach aus dem Entwurf des allgemeinen Landrechts entfernt waren, spielten in Wahrheit dennoch eine recht ansehnliche Rolle. Wer sich der Neuerungssucht verdächtig machte, oder einflußreichen Personen beschwerlich wurde, mußte ohne weiteres in eine Festung wandern, oder wurde aus dem Lande gewiesen. Viel Aufsehen erregte der Fall des bekannten Zerboni di Sposetti. Er war Kriegs- und Domainenrath in Petrikau (zu dem neuerworbenen Kalischer District gehörig), wo er wegen seiner Einsicht und Thätigkeit großes Ansehn genoß. Dem damals allgemein verbreiteten Hange zu geheimem Gesellschaftswesen ergeben, schloß er mit verschiedenen anderen Personen eine Verbindung zu dem Zwecke, mit allen gesetzlichen Mitteln die von hohen Staatsbeamten begangenen Rechtswidrigkeiten zu offenbaren, und namentlich für die durch den Minister v. Hoym begünstigte Verschleuderung der Polnischen Domainen Beweise zu veröffentlichen, und auf diese Weise einen Personenwechsel in den obern Schichten der Beamtenwelt herbeizuführen. Er schrieb zu dem Ende dem genannten Minister einen in überspanntem Tone moralischer Entrüstung abgefaßten Fehdebrief, der durch dritte Hand dem Könige bekannt wurde, worauf dieser alsbald befahl den Verfasser und dessen Genossen auf unbestimmte Zeit in eine Festung zu

sperren. Ohne jedes gerichtliche Verfahren wurde Zerboni nach Glatz gebracht, wo er bis zum Tode Friedrich Wilhelm's bleiben mußte, und erst unter der folgenden Regierung zum Rechtswege verstattet wurde, der mit seiner vollständigen Freisprechung endete [1]).

Man sieht, es mußte noch manches Jahr vergehen, bevor der Rechtsschutz, mit dem das allgemeine Landrecht die persönliche Freiheit gegen willkürliche Gewalt sicher stellen wollte, zu thatsächlicher Geltung gelangen konnte. —

Der König, dessen Bildniß von den Emblemen der Gerechtigkeit umgeben, die erste Ausgabe des allgemeinen Landrechts zierte, sollte nur kurze Zeit den Ruhm genießen, den dieses Werk ihm eingetragen, zu dessen Vollendung er so wenig und sicherlich nicht das beste gethan hatte.

Das unruhige Leben während der Französischen und Polnischen Feldzüge war nicht geeignet gewesen, seinem riesigen Körper die Kräfte zu ersetzen, welche die fortwährenden sinnlichen Ausschweifungen ihm entzogen.

---

[1]) 1810 wurde er zu diplomatischen Geschäften verwendet, 1815 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt, bei deren Organisation er vorzügliche Dienste leistete. Zerboni zog sich 1824 in's Privatleben zurück und starb 1831. Vergleiche Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des Kriegs- und Domainenraths Zerboni. 1800. — Zerboni, über meine Schicksale und Gefangenschaft. 1801. —

1796 zeigten sich die Spuren der Brustwassersucht, die nach dem Gebrauch von Pyrmont zwar eine Zeit lang beseitigt schienen, bald aber mit doppelter Stärke sich erneuerten. Im August 1797 kehrte der König krank aus jenem Bade zurück. Am 29. September war er zum letzten Male in Berlin, um dem Empfange seiner Schwester, der Erbprinzessin von Baden beizuwohnen. Seitdem verweilte er in dem neuen Marmorpalais, das er sich am Heiligensee bei Potsdam erbaut hatte. Um dem Kranken Erleichterung zu schaffen, wurden die außerordentlichsten Mittel in Bewegung gesetzt; man mischte die Luft seines Zimmers mit Sauerstoffgas, um eine Atmosphäre zu erzeugen, wie sie in Wäldern und am Seestrande geathmet wird. Natürlich hatte das keinen Erfolg. Der Zustand verschlimmerte sich, und nahm in Folge des Genusses unverdaulicher Speisen, denen der Patient nicht entsagen wollte, schnell eine entscheidende Wendung. Am 15. November erschien der Kronprinz am Sterbelager. Am 16. früh entschlief der König. Nur der Kammerdiener war beim Tode gegenwärtig. In furchtbarer Angst beschwor der Sterbende diesen Mann, ihn nicht zu verlassen. Die Gräfin Lichtenau, welche ihn gepflegt hatte, meldete sich am letzten Tage krank, und erschien nicht mehr.

Kaum elf Jahre waren vergangen, seit ein anderer, größerer König, nur wenige tausend Schritte

von dem Sterbezimmer Friedrich Wilhelm's II. entfernt, an derselben Krankheit, ebenso einsam im Beisein eines einzigen Dieners entschlummert war. — Beide Monarchen hatten eine zahlreiche Familie; — keinem von beiden drückte eine liebende Hand die Augen zu. Wie ähnlich, und doch wie verschieden sind diese Todtenbetten! Friedrich II., ganz und vollständig in dem Einen Gefühl der Pflicht und seines hohen Berufes aufgegangen, kein anderes Interesse kennend, als das des Staates, den er groß gemacht, behielt in seinem Herzen nur geringen Raum für die Bande der verwandtschaftlichen und ehelichen Liebe. Kein Günstling, keine Maitresse hat jemals während des halben Jahrhunderts dieser Regierung auch nur einen Augenblick seiner kostbaren Zeit der Arbeit für den Staat entzogen, den er in voller Ordnung, reich an Schätzen zurückließ. Das letzte Wort, welches der Sterbende zu sprechen versuchte, sollte ein Befehl für seine Truppen sein. Wie anders der Nachfolger! In kurzer Zeit hatte er durch nutzlose Kriege und unfruchtbare Erwerbungen, durch Begünstigung unwürdiger Personen und zweideutiger Frauen vergeudet, was Friedrich der Große während 46 Jahren gesammelt. Von seinem letzten Lager wurden Frau und Kinder verscheucht, weil sie die Maitresse an der Seite des sterbenden Gatten und Vaters nicht sehen mochten. Die Gaukler, die ihn mit ihren Künsten umgarnt, die heuchlerischen Frömmler,

die ihn verleitet hatten, jede Aeußerung des Freimuthes und kühner Forschung zu unterdrücken, hielten sich fern. — Einsam und öde war es um den Todten, dem kein Gefühl erfüllter Pflicht, kein liebender Blick der Kinder die letzten Augenblicke voll geistiger und leiblicher Qual gelindert hatte!

Aeußerlich zwar hinterließ Friedrich Wilhelm II. das Landgebiet des Staates um 2000 Quadratmeilen durch die Polnischen Erwerbungen vergrößert. Aber der Zuwachs brachte kein Heil. Während die Stücke, welche Friedrich der Große einst von Polen an sich gerissen hatte, theilweise Deutsches Land waren, und zur unentbehrlichen Verbindung zwischen den vereinzelt gelegenen Preußischen Provinzen dienten, denen sie auch durch des Königs rastlose Arbeit bald an Cultur fast gleichgestellt wurden, — konnten Warschau und Kalisch niemals wahre Theile von Deutschland werden. Nur zu schnell fiel diese Eroberung von dem Staate ab, dem sie äußerlich angefügt war.

Preußens Großmachtsstellung war dahin. Zu spät hatte man eingesehen, daß der Kampf gegen die Französische Revolution nicht durchgeführt werden konnte. Neutral zu bleiben inmitten des allgemeinen Weltbrandes, schien das einzige Rettungsmittel, an das man sich anklammerte. Die nächste Zukunft sollte lehren, wie wenig zuverläßig dasselbe war.

Friedrich Wilhelm II. hinterließ sieben Kinder.

Friederike, die Tochter erster Ehe, wurde 1791 mit dem Herzog v. York, Georg's III. zweiten Sohn vermählt. Aus zweiter Ehe war der Kronprinz Friedrich Wilhelm entsprossen, geboren den 3. August 1770. Von seinen drei Brüdern starb Ludwig bereits 1796. Die beiden anderen, Wilhelm und Heinrich, werden uns noch später begegnen. Prinzessin Friederike Louise Wilhelmine war die Gemahlin des Prinzen von Oranien, späteren Königs von Holland. Friederike Christine Auguste heirathete den Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Wilhelm von Hessen.

Vierzehntes Kapitel.

Erste Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III.

Der Kronprinz war bei des Vaters Tode siebenundzwanzig Jahr alt. Friedrich der Große hatte die Erziehung des einstigen Thronfolgers nie aus dem Auge verloren, und nach seiner knappen Weise eine äußerst geringe Summe zur Befriedigung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Großneffen ausgesetzt. Der Vater des Prinzen, der selbst tief in Schulden steckte, konnte und wollte aus eigenen Mitteln nichts für seinen Erben hergeben, was die heilsame Wirkung hatte, daß sich schon in dem Knaben der strenge haus-

hälterische Sinn entwickelte, der ihn bis an's Ende ausgezeichnet hat. Der junge Friedrich Wilhelm gehörte zu den Naturen, die bereits in früher Kindheit alle künftigen Eigenschaften des Mannes klar erkennen lassen. Strenge Rechtlichkeit und ehrbare Gesinnung, Pflichttreue und Wahrheitsliebe, ein frommer Sinn und ein gerader, etwas hausbackener Verstand, der ihn vor der mystischen Richtung des Hofes schützte; Freude an einfachem Familienleben und an harmlosen kleinen Vergnügungen finden wir in seinem Charakter vereinigt. Diesen Vorzügen standen entsprechende Schattenseiten gegenüber. Von früh auf zeigte der Prinz einen Widerwillen gegen Alles, was die Schranken des Alltäglichen überschreitet. Geniale Menschen stießen ihn ab. Für Künste und Wissenschaften fehlte ihm das feinere Verständniß, welches einem Regenten, der diese Richtung zu schützen und zu fördern berufen ist, stets innewohnen sollte. Angeboren war ihm die Vorliebe für den Soldatenstand, und zwar ganz besonders für die kleinen dienstlichen Seiten desselben. Auf wiederholten ausdrücklichen Befehl Friedrich's des Großen mußten die Umgebungen des Prinzen denselben hierin auf alle Weise bestärken. So befestigte sich bei ihm die Hohenzollern'sche Anschauung, daß Soldatenehre die höchste Ehre des Menschen sei, so stark wie bei irgend Einem seiner Vorfahren. In dieser Beziehung schreibt die von Friedrich dem Großen dem Erzieher des Prinzen ertheilte

Instruction Folgendes vor: „Man muß ihm bei jeder Gelegenheit sagen und auch von Andern hören lassen, daß jeder Mann von Familie, der nicht Soldat ist, ein elender Wicht bleibt. Er muß die Soldaten recht oft exerciren sehen; man kann 5—6 Cadetten zu ihm bringen und vor ihm exerciren lassen. Es kommt Alles darauf an, ihm für dies Handwerk Geschmack beizubringen."

Frühe schon zeigte sich in dem Benehmen des königlichen Knaben eine große Schüchternheit, die er auch später niemals überwinden konnte. „Man soll ihn necken und herausfordern," befahl der alte König, „damit er dreist wird. Man muß dahin wirken, daß er so lustig wie möglich wird." Ueberhaupt war Friedrich II. nicht karg mit seinem guten Rathe, obgleich ihn das Interesse für die geistige Entwickelung des künftigen Thronerben nicht freigebiger machte. Zwei Louisd'or monatliches Taschengeld bewilligte er mit der Bemerkung: „Man muß es in Silber umwechseln, damit es einen großen Haufen macht!"

Bei Friedrich's II. Tode war Friedrich Wilhelm 16 Jahr alt. Mit großem Scharfblick schilderte Mirabeau, der damals vielfach Gelegenheit hatte den Prinzen zu sehen, den Charakter desselben folgendermaßen[1]): „Alles an ihm deutet auf ein gutes Gemüth; doch hat

---

1) Histoire sécrète de le Cour de Berlin. p. 159.

er nichts Einnehmendes in seinem Wesen. Er ist linkisch, aber selbstständig, oft unhöflich, aber stets wahrhaft. Vor allen Dingen will er das Warum? wissen. Hart und zähe, bis zur Unbändigkeit, zeigt er sich auf der anderen Seite wieder gefühlvoll und warmer Anhänglichkeit fähig. Er versteht bereits zu achten und zu verachten. Gegen seinen Vater hegt er ein wegwerfendes Gefühl, beinahe Haß, den zu verbergen er sich keine Mühe giebt. Für Friedrich den Großen trägt er eine fast anbetende Verehrung absichtlich zur Schau."

Die Günstlings- und Maitressenwirthschaft am Hofe erfüllte den Jüngling, seit er zum Bewußtsein kam, mit sittlichem Abscheu, der sich in bitteren Haß verwandelte, als Friedrich Wilhelm II. seine Gemahlin und Kinder zwang, im Hause der Lichtenau zu erscheinen und daselbst einer Festvorstellung beizuwohnen, wo sie zugleich Zeugen davon sein mußten, wie der König die Kinder seiner verschiedenen Maitressen mit größter Zärtlichkeit liebkoste, während er sich gegen die Söhne seiner rechtmäßigen Gattin stets gleichgültig und kalt zeigte.

Ein fernerer hervorstechender Charakterzug Friedrich Wilhelm's war seine Neigung, Alles beim Alten zu lassen und so wenig wie möglich aus dem gewohnten Geleise zu weichen. Er faßte nicht gern einen Entschluß; hatte er sich aber einmal entschlossen, so fehlte es ihm nicht an Willenskraft, um das für recht erkannte energisch durchzusetzen. Sein Beharren am Herge-

brachten zeigt sich auch in der Treue, mit der er an den Personen festhielt, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt. Leider war er kein Menschenkenner, und viele unwürdige Männer vermochten sich, durch den Schein der Biederkeit, den sie annahmen, in seiner Nähe zu behaupten. Nur so ist es zu erklären, daß Leute solchen Schlages, wie z. B. der kriechende, heuchlerische Bischof Eylert sich so viel Jahre lang seiner Gunst erfreuen konnten, und daß er aus der Zahl der Räthe seines Vaters die Lombard, Haugwitz und Lucchesini beibehielt.

Keinem von allen ihm nahe Stehenden bewies er aber größeres Vertrauen als seinem Adjutanten, dem späteren General v. Köckritz. Dieser immerhin redliche, aber beschränkte Mann war aus der strengen Schule Friedrich's des Großen hervorgegangen und hatte sich vollständig in den kleinen Potsdamer Garnisondienst eingelebt. Mit scharfen, aber wesentlich wahrheitsgetreuen Zügen hat Stein diesen einflußreichen Officier folgendermaßen charakterisirt[1]): „Er war nur der flachsten Ansichten fähig, wünschte nichts als Ruhe und Frieden von Außen und Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können. Er war unfähig zu begreifen, daß

---

[1]) Stein's Leben von Pertz. I. 17[illegible].

in der Crisis, worin man sich befand, Nationalehre und Selbstständigkeit nur durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten."

Dieser Widerwille gegen jede Störung der mühsam errungenen Ruhe inmitten des Sturmes, welcher Europa durchtobte, stimmte so sehr mit des Königs persönlichen Neigungen überein, daß seine Anhänglichkeit an Köckritz dadurch nur erhöht wurde.

Wir wissen, daß der junge Friedrich Wilhelm seinen Vater nach der Champagne begleitet, und auch dem Feldzuge von 1793 beigewohnt hatte. Hier waren ihm die kleinen Miseren des Krieges um so abschreckender entgegengetreten, als sich die ganze Unternehmung vollkommen nutzlos, ja schädlich erwies. Jedenfalls erkannte der Kronprinz von Preußen während dieser Feldzüge, welch ein namenloses, unersetzliches Elend der Krieg über Tausend und Tausend friedliebender Menschen verbreitet, er war Zeuge der Verluste, welche die Armee durch verheerende Krankheiten fast mehr noch als durch das Feuer des Feindes erlitt; er begriff die ganze Schwere der Verantwortlichkeit, welche den Urheber eines Krieges trifft, und ward von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Ruhm, mit welchem die sogenannten glorreichen Thaten in der Geschichte genannt werden, durch den Ruin ganzer Länder und Völker zu theuer erkauft ist. Deshalb hielt er es für

die höchste Pflicht eines Regenten, die Segnungen des Friedens seinen Unterthanen so lange wie möglich zu erhalten.

Diese Friedensliebe des Thronfolgers stand mit seinen angeborenen Neigungen in vollem Einklange. Ein edles, ruhiges, geregeltes Familienleben war das Element, in welchem er sein höchstes Glück fand. Die Natur schien ihn nicht zu einem mächtigen Fürsten, sondern vielmehr zu einem musterhaften, bürgerlichen Hausvater bestimmt zu haben, und gerade nach dieser dieser Richtung hin sollten die Kriegsfahrten von 1792 und 1793 gleichzeitig ein, sein ganzes Leben bestimmendes und beglückendes Ereigniß zur Folge haben. In Frankfurt am Main traf er mit zwei Töchtern des Herzogs von Mecklenburg-Strehlitz zusammen, beide durch Liebreiz und edle Geisteseigenschaften ausgezeichnet. „Man konnte," sagt Göthe, „diese jungen Damen in Mitten des Kriegsgetümmels für himmlische Erscheinungen ansehen!" Wahre, gegenseitige Neigung verband den Kronprinzen schnell mit der Prinzessin Louise, während sein Bruder Ludwig sich mit der jüngeren Schwester, Friederike, verlobte. Schon am Weihnachtsabend 1793 erfolgte zu Berlin die feierliche Vermählung beider Paare.

Am 17. Novbr. 1797 bestieg Friedrich Wilhelm III. den Preußischen Thron, den die Königin Louise mit ihm theilte. Es war kein sicherer Ruhesitz, den das

junge Paar einnahm. Auf der Bahn gefahrvoller Ereignisse schwankte das Staatsschiff dahin. Zwar schien die Neutralität, welche Preußen in Folge des Baseler Friedens erlangt hatte, den Riß zu verstopfen, durch welchen das verschlingende Element in jedem Augenblick den Bau überfluthen konnte, allein, während die Lenker des Fahrzeuges sich gewohnten täglichen Geschäften hingaben, stieg ungeahnt aber stetig die Gefahr, bis die Stunde des Verderbens über die Ahnungslosen hereinbrach.

Der Jubel, mit dem die neue Regierung im ganzen Lande begrüßt wurde, unterschied sich wesentlich von dem gedankenlosen Zujauchzen, welches bei jedem Thronwechsel ertönt. Man glaubte das Wehen einer reineren sittlichen Luft zu fühlen, vor deren Hauch die giftigen Dämpfe der bisherigen Günstlings- und Maitressenwirthschaft verschwinden müßten. Namentlich war es die junge Königin, zu welcher man mit einer an Anbetung grenzenden Liebe und Verehrung aufblickte. Wenn sie an der Seite ihres Gemahls durch die Straßen der Hauptstadt fuhr, so begrüßte man das junge Königspaar wie eine seegenbringende Verkörperung häuslichen Friedens und häuslichen Glückes. Unermüdlich wiederholte man im Gespräch kleine liebenswürdige Züge aus dem Privatleben des neuen Herrschers, und freute sich der schalkhaften Laune, mit der die Königin die Schranken der alten Etiquette durchbrach.

In unbewußter Reinheit schien sie sich die Aufgabe gestellt zu haben, dem Lande als strahlendes Muster einer trefflichen Gattin und Mutter voranzuleuchten. Der König freute sich der Volksgunst seiner Gemahlin, die er selbst mit größter Innigkeit liebte und verehrte; er empfand keine Eifersucht, wenn in den Bewillkommnungs- und Glückwunschadressen der Königin fast immer noch mehr als seiner selbst gedacht wurde [1]).

Das erste Auftreten Friedrich Wilhelm's III. in seiner Regenteneigenschaft zeigt dieselbe eigenthümliche Mischung von Bescheidenheit und absolutem Herrscherbewußtsein, welche durch sein ganzes Leben geht. Nach Außen und nach Innen sah er sich einer unendlich schwierigen Aufgabe gegenübergestellt, der er sich kaum gewachsen fühlte, und die ihm das Bedürfniß nach zuverlässiger, verständiger Hilfe lebhaft aufdrängen mußte. In seinem bisherigen Adjutanten, dem bereits erwähnten Köckritz, glaubte er den Mann gefunden zu haben, auf den er sich stützen, dem er das vollste Vertrauen schenken konnte. Noch am Tage seiner Thronbesteigung schrieb er demselben in den rührendsten Ausdrücken einen ausführlichen Brief [2]), in welchem er ihn beschwor, sein treuer, unbestechlicher Freund zu

---

[1]) Jahrbücher der Preußischen Monarchie von 1798, Januarheft p. 18, ist ein solches Beispiel statt vieler.

[2]) Vollständig abgedruckt u. A. in Förster, Preuß. Geschichte I. 466 ff.

bleiben, und ihn vor den Täuschungen zu bewahren, denen ein Fürst unterworfen sein muß, weil Jedermann sich bemüht, vor dem Mächtigen sich anders zu zeigen als er ist. Durch des Freundes Mund wünscht er die wahre öffentliche Meinung zu vernehmen, die nur verfälscht an den Thron dringt. Der König weiß, daß in alle Zweige der Staatsverwaltung sich viele Mißbräuche eingeschlichen haben, er will deshalb eine Commission zur Prüfung derselben unter dem Vorsitze von Köckritz ernennen, der sich in dieser Stellung die größten Verdienste um den Staat und den Dank aller Patrioten erwerben wird.

Wenige Tage später (23. November 1797) erging ein eigenhändig abgefaßtes Rundschreiben des Königs an sämmtliche höhere Behörden [1]), welches man ganz lesen muß, um ein Bild des treuen, redlichen Eifers zu empfangen, mit welchem der neue Regent an seine Herrscherarbeit ging. Er fordert eine Liste der theils schlechten, theils unbrauchbaren Beamten, die sich unter der vorigen Regierung auf Schleichwegen in alle Collegia gedrängt, um die Einen entfernen, die Anderen auf eine ihren Fähigkeiten entsprechende Art verwenden zu können; denn der Staat sei nicht reich genug, um unthätige und unfähige Glieder zu besolden. Nur wenn

---

[1]) Jahrbücher der Preußischen Monarchie, Januar 1798. p. 20. 21.

die Vorgesetzten ihren Untergebenen gehörig auf den Dienst paßten, dürfte man hoffen, daß mit Gottes Hilfe das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden könnte. In den weitesten Beamtenkreisen erregte dieser Erlaß gewaltige Aufregung. Jeder wollte sich gern auf seinem Posten behaupten. Höchst widerwärtig machte sich der Eifer breit, mit welchem der Cultusminister Wöllner sich den Anschein gab, die edlen Absichten des neuen Herrn auf's Lebhafteste zu unterstützen. Durch Specialbefehl vom 5. Dezember forderte er alle Untergebenen des geistlichen Departements auf, die Consistorien und die Prediger zu überwachen, ob sie sich auch genau nach den Vorschriften des Religionsedicts richteten. Außer den gewöhnlichen Conduitenlisten sollten besondere Berichte über die Moralität jedes Einzelnen vorgelegt werden. Auf diese Art hoffte er sein Religionsedict auch unter der neuen Regierung sicher gestellt zu haben [1]).

Allein darin hatte er sich verrechnet. Schon am 11. Januar 1798 wurde er durch eine Cabinetsordre bedeutet, daß es unbegreiflich sei, wie er aus jener ersten königlichen Weisung habe Anlaß nehmen können, das Religionsedict einzuschärfen, vor dessen Erlaß es viel mehr Religion und weniger Heuchler im Lande gegeben als jetzt. Zwangsgesetze seien dem Geiste der christ-

---

[1]) Menzel, Zwanzig Jahre ꝛc. p. 503.

lichen Religion und besonders dem Geiste der Reformation entgegen; das möge er sich gesagt sein lassen.

Wöllner, weit entfernt diesen so deutlich ertheilten Wink zu verstehen, hatte die Unverschämtheit, die Cabinetsordre selbst in seinem Departement zu verkünden. Darauf erfolgte dann im März, zum Jubel des ganzen Landes, die Entlassung des allgemein gehaßten und verachteten Cultusministers. Auch seine Haupthelfershelfer, Hilmar und Hermes, wurden pensionirt. Bischofswerder war bereits eine Woche früher mit einem Ruhegehalt von 1200 Thalern verabschiedet.

So waren die Häupter der unheilvollen Partei beseitigt, die den schwachen Charakter Friedrich Wilhelm's II. zum Verderben des Preußischen Staates elf Jahre lang ausgenutzt hatten. Die Gräfin Lichtenau, welche unter dieser ganzen Schaar bei weitem den größten Einfluß geübt, war durch einen Machtspruch des neuen Königs gleich nach dem Regierungsantritt desselben festgenommen, und ihrer Güter und Schätze beraubt worden, die sich übrigens lange nicht so groß auswiesen, wie man im Publikum geglaubt hatte. Als es nicht gelang, der Dame ein nach den Gesetzen strafbares Vergehen nachzuweisen, so wurde ihr eine Pension von 4000 Thalern ausgesetzt, die sie in Glogau verzehren sollte. Ihre späteren, nicht sehr sauberen Schicksale sind für uns ohne Interesse.

Wöllner's Nachfolger wurde der Präsident von

Massow, welcher mit dem Titel eines Justizministers zugleich die Aufsicht über die höchsten Gerichtshöfe des Landes erhielt [1]). In Schlesien blieben die Cultusangelegenheiten dem Präsidenten v. Seidlitz, in den Fränkischen Fürstenthümern dem Grafen Hardenberg überlassen, da diese Provinzen und Landestheile nach Art königlicher Statthaltereien verwaltet wurden; — eine Zersplitterung, die natürlich für das Gedeihen von Kirche und Schule nicht eben förderlich war.

Durchgreifende Veränderungen wurden überhaupt 1797 in keinem Zweige des Staatswesens versucht [2]); allerdings richtete man, dem Sinne Friedrich Wilhelm's III. entsprechend, alles so sparsam und ordentlich wie möglich ein, aber in der Hauptsache blieb es wie bisher. Graf Haugwitz behielt die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, neben ihm als einflußreicher Rathgeber der geheime Cabinetsrath Lombard, ein Mann von niederer Herkunft, geistreich und geschäftsgewandt, doch liederlich, leichtsinnig und träge [3]). Gentz, der die leitenden Persönlichkeiten aus

---

[1]) Ein ehrliches, abgemagertes altes Männlein, nennt ihn Lang in seinen Memoiren II. 19.

[2]) Häusser II. 144.

[3]) Mit unverschämter Offenheit sagt er selbst von sich: paresseux parcequ'il souffrait toujours, et sans ambition parcequ'il etait paresseux. Materiaux pour servir à l'histoire des années 1805—1807. Lombard ist Verfasser dieser durchweg interessanten anonymen Schrift.

vertrautem Verkehr kannte, und mit ungemeinem Scharfsinn beurtheilte, sagt, daß Lombard der Sache nach Minister des Auswärtigen war, indem Haugwitz nichts ohne dessen Zustimmung that. Diesem Verhältniß entsprach auch Lombard's Benehmen. Er beschied den Minister, wenn er mit ihm zu reden hatte, ohne Weiteres in seine Wohnung, wo denn Haugwitz nicht unterließ sich einzufinden [1]).

Wie Friedrich der Große mit Hilfe subalterner Secretaire fast alle Geschäfte in seinem Cabinette besorgt hatte, so behielt auch Friedrich Wilhelm III. dieses System um so mehr bei, als dasselbe seiner Scheu vor persönlicher Berührung mit Menschen entsprach, die nicht zu seiner täglichen Umgebung gehörten. Waren die Cabinetsräthe schon unter Friedrich II. viel einflußreicher gewesen, als der König selbst es ahnte, so mußte unter einem minder energischen und scharfsichtigen Regenten diese Cabinetsverwaltung sich zu einer förmlichen Camarilla gestalten, was denn auch, während der ganzen Dauer dieser Regierung, mit Ausnahme der kurzen Stein'schen Epoche, der Fall war. Unter solchen Umständen durfte man es als ein Glück betrachten, daß in der ersten Zeit ein durchaus ehrenwerther, wohlwollender und einsichtiger Mann, der

---

1) Gentz, Memoires et lettres, publiés par Schlesier. Stuttgart 1841, p. 258.

Geheimerath Menken, der in diesem Cabinet die inneren Angelegenheiten zu bearbeiten hatte, auf die Entschließungen des Monarchen Einfluß übte, bis ihn leider sehr bald seine geschwächte Gesundheit nöthigte, die Geschäfte aufzugeben.

An die so nothwendige völlige Umgestaltung und Neubelebung der, nach nunmehr veralteten Grundsätzen fortarbeitenden Staatsmaschine, war unter diesen Umständen nicht zu denken. Zu sehr stand vom Throne bis zu den untersten Schichten der Bevölkerung die Ueberzeugung fest, Preußen besitze noch immer, als Erbtheil des großen Königs, einen so unerschöpflichen Vorrath an Ruhm und Ansehen, daß die Nachkommen, ohne sich zu beunruhigen, von demselben zehren könnten. Durch eine solche Anschauung wurden die leitenden Persönlichkeiten in ihrer Friedenspolitik bestärkt; denn die Mißerfolge der Französischen Kriege, die man elementaren Unglücksfällen zuschrieb, hatten weder den König noch seine Generale davon überzeugt, daß die Armee nicht mehr die alte Unbesiegbarkeit besitze. Keiner Macht auf Erden traute man die Kühnheit zu, den gefürchteten Preußischen Staat anzugreifen. Mochten auch immerhin Vorahnungen und Befürchtungen ganz entgegengesetzter Art bei einzelnen Einsichtigeren sich regen, so wagte niemand sie zu äußern.

Wie an Friedrich Wilhelm II. bei dessen Thronbesteigung einst Mirabeau mit guten, nie befolgten

Rathschlägen herangetreten war, so richtete an den Nachfolger, der später zu trauriger Berühmtheit gelangte, damals noch einer freisinnigen Geistesrichtung huldigende Gentz ermahnende Worte[1]). Allein was er anrieth, waren nur einzelne Verbesserungen. Die Grundlagen des Staates hielt er für unerschütterlich, die Armee für vollkommen, die Friedenspolitik erklärte er für die einzig richtige. Das größte Heil erwartete er von der Freigebung der öffentlichen Meinung durch die Presse. — In der That wurde den Schriftstellern auf Befehl des Königs in der ersten Zeit ziemlich freier Spielraum gelassen, doch sehr bald (durch Verordnung vom 6. März 1788) der alte Censurzwang wieder eingeführt, weil der König befürchtete, es könnten die politischen Erörterungen in Druckschriften zu Verwickelungen mit dem Auslande führen; und die mit so großer Sorgfalt erstrebte Aufrechthaltung des Friedens gefährden. Gegen rein wissenschaftliche Forschung auf weltlichem und geistlichem Gebiete dagegen, wurde, auch wenn sie des Königs theologischen Ansichten widersprachen, große Duldsamkeit geübt; es offenbarte sich in den hierauf bezüglichen Erlassen an verschiedene Schriftsteller eine wahrhaft liebenswürdige Bescheidenheit des jungen Königs, der die Grenzen seiner Einsicht und Bildung auf diesem Felde wohl kannte, und sich nur gelegentlich

---

[1]) Gentz' Werke, herausgegeben von Schlesier. III. p. 12—32.

einen harmlosen Spott über gelehrte Bestrebungen gestattete, deren Werth seinem, durchaus auf's praktische Leben gerichteten Sinne nicht begreiflich war. Bekannt ist der Erlaß, durch welchen 1799 dem großen, durch die Theologen aus Jena verdrängten Fichte der Aufenthalt in Berlin gestattet wurde: „Wenn es wahr ist, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeit begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir thut das nichts!" In allem was der König sprach und that, gab sich ein rein menschliches Wohlwollen zu erkennen, welches nur da sich verleugnete, wo jemand die unbegrenzte Vorstellung, die er vor der absoluten Macht des Herrschers hatte, oder die strenge Ordnung, die er überall aufrecht erhalten wollte, anzutasten schien. Aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich der sonderbare Erlaß in Betreff der Studenten, vom 23. Juli 1798, deren Ausschreitungen und Zweikämpfe nicht mehr, wie bisher, durch Geldstrafen und Relegation, sondern durch Gefängniß und bei den Nichtadligen durch körperliche Züchtigung bestraft werden sollten, — was übrigens niemals zur Anwendung gekommen ist. Die Studenten waren dem Könige wegen ihrer Ungebundenheit, und wegen Mangels an Ehrfurcht, den einzelne an den Tag legten, von jeher zuwider, was, wie wir sehen werden, später zu sehr betrübenden Folgen geführt hat.

Fanden daher, namentlich in den ersten Regierungs-

jahren die Universitäten wenig Gnade vor seinen Augen, so war ihm auch die speculative und ästhetische Richtung zuwider, welche die Berliner Akademie der Wissenschaften eingeschlagen. Am 10. April 1798[1]) wurde diese Anstalt durch einen Französisch abgefaßten Erlaß angewiesen, sich mehr mit solchen Dingen zu beschäftigen, die zur Befriedigung der Bedürfnisse und des Genusses im gemeinen Leben, und zur Hebung der Volkswirthschaft beitragen.

Mit größerer Vorliebe richtete sich des Königs Sorgfalt auf die niederen Unterrichtsanstalten, besonders auf die Garnisonschulen, deren Hebung er sich angelegen sein ließ, so weit die beschränkten, zu Gebote stehenden Mittel ausreichten; doch machten sich auf diesem Felde immer noch die Ansichten Friedrich des Großen geltend, es müsse jeder Stand möglichst innerhalb seiner natürlichen Grenzen gehalten, und dem Sohne des Bauern und des kleinen Bürgers, vor allem aber dem Sohne des Soldaten, eine Erziehung gegeben werden, die ihn davon abhalte, über die Stellung seiner Eltern sich erheben zu wollen[2]). In diesem Sinne und zu diesem Zwecke wurden u. A. die Franke-schen Stiftungen in Halle, und das Bunzlauer Waisenhaus mit bedeutenden Zuschüssen bedacht. In Schlesien

[1]) Jahrbücher der Preußischen Monarchie 1798. p. 186.

[2]) Jahrbücher der Preußischen Monarchie 1799. II. 161.

sollten die Einkünfte des aufgehobenen Jesuitenordens, und des, an die Stellen desselben getretenen priesterlichen Schulmanninstituts, für Gymnasien und Bürgerschulen verwendet werden, was der dortige Minister Hoym sich besonders angelegen sein ließ, ohne daß jedoch die Absicht vollständig erreicht worden wäre.

Eigenthümlich war die Stellung, welche der König den Deutschen Schriftstellern und Dichtern gegenüber einnahm. Da ihm selbst ein geläuterter Geschmack auf diesem Gebiete abging, und er nur an solchen Werken Gefallen fand, die entweder einen unmittelbar nützlichen Zweck, oder leichte Erheiterung des Augenblicks verfolgten, so war er bescheiden genug, sich kein eigenes Urtheil anzumaßen [1]), weshalb er bei Begünstigungen, die er einzelnen Schriftstellern zu Theil werden ließ, die Königin um Rath fragte, die z. B. dem damals beliebten wässerigen Romanschriftsteller Lafontaine eine Pension von 800 Thalern erwirkte, während sie dieselbe Gunst dem von ihr verehrten Jean Paul nicht zuwenden konnte, dessen überschwengliche Gefühlsergüsse dem Könige ebenso zuwider waren, wie der barocke Humor, mit dem sie untermischt sind.

---

[1]) Es wird erzählt, der König habe sich einmal widerwillig bereden lassen, Romeo und Julie von Shakespeare im Theater zu sehen. Sein Urtheil war: Wenn das Stück von dem großen Goethe wäre, könnte es nicht langweiliger sein.

Dagegen war es ein Tribut, den man der allgemeinen Volksstimme darbrachte, daß Johannes v. Müller, dessen Geschichtswerke heutzutage fast niemand mehr liest, der aber damals für den Deutschen Tacitus galt, mit einem Ehrensolde von 3000 Thalern als Preußischer Historiograph nach Berlin gerufen wurde. Auch an Schiller erging die Aufforderung, in die Residenz des Königs überzusiedeln. Es wurden ihm 6000 Thaler jährlich, und freie Hofequipagen angeboten. Der Dichter lehnte jedoch diesen Ruf ab, weil er befürchtete, in eine seine Freiheit beschränkende Abhängigkeit von dem Hofe zu gerathen [1]).

Weit mehr als diese gelehrten und künstlerischen Beziehungen lag dem Könige seit dem Tage seiner Thronbesteigung ein Wunsch am Herzen, der als ein eigenthümlich Hohenzollern'scher bezeichnet werden kann. Er wollte auch seinerseits den von vielen seiner Vorfahren vergeblich gemachten Versuch erneuern, die beiden großen Parteien der Protestanten, die Lutheraner und die Reformirten, zu vereinigen. Er hielt dieses Ziel auf dem Wege für erreichbar, daß eine gemeinsame Form des äußeren Gottesdienstes ersonnen würde, welche keinem der beiden Sonderbekenntnisse widerspräche, und beiden ermöglichte, unter Beibehaltung ihrer abwei-

---

[1]) Näheres in dem betreffenden Jahrgange des Schiller-Körner'schen Briefwechsels.

chenden Glaubensmeinungen, nach Außen hin eine einige ungetrennte Kirche darzustellen. Auf Grund einer 1798 von dem würdigen Oberconsistorialrath Sack eingereichten Denkschrift, erging an die Staatsminister v. Massow und Thulemeyer die Ordre[1]), „einige ernsthafte und tolerant denkende Männer" mit den Vorarbeiten zu diesem wichtigen Geschäfte zu beauftragen.

Wir werden später erfahren, wie viel Mühe und Arbeit, wie viel Freude und bitterer Aerger dem Könige aus diesen wohlgemeinten Absichten erwachsen sollten! Statt des Beifalls, den er für seine kirchlichen Bestrebungen erwartete, erregte er bei der überwiegenden Zahl seiner Unterthanen nur Mißvergnügen und Unzufriedenheit. Man wollte, nachdem das Religionsedict eben erst glücklich beseitigt war, sich um so weniger einer neuen Art von Gewissenszwang unterwerfen; denn auf dem Gebiete des Glaubens sind die Menschen geneigt, jede, selbst auf unbedeutende Kleinigkeiten gerichtete Vorschrift für einen bedrohlichen, mit aller Kraft abzuwendenden Zwang anzusehen.

Zur Entschädigung erntete der König desto größeren Beifall auf materiellem Gebiete, als er am 25. December 1797 das in den letzten Tagen seines Vorgängers wieder eingeführte allverhaßte Tabaksmonopol nun

---

[1]) Cabinets-Ordre vom 18. Juli 1798.

gänzlich aufhob und den Ausfall durch Sparsamkeit in allen Verwaltungszweigen, und Erhöhung einiger indirecten Steuern zu decken suchte. Solche und ähnliche Maßregeln wurden mit Dank und Freude im Publikum aufgenommen; wie denn überhaupt zwischen dem Könige und seinem Volke ein fast herzlich zu nennendes gegenseitiges Verhältniß sich herausbildete. Alle Welt gab sich dem Genusse des Augenblicks hin, und freute sich der gegenwärtigen Friedensruhe, ohne an die politischen Gewitterwolken zu denken, die drohend am Horizont aufstiegen. Das Volk im Norden von Deutschland beschäftigte sich damals viel mehr mit ästhetischen als mit staatsrechtlichen und staatspolitischen Fragen. Es waren die klassischen Zeiten unserer Literatur. Goethe stand im Zenith seines Ruhmes, während Schiller's Sonne von Tag zu Tage höher emporstieg. Wallenstein erschien 1800, Maria Stuart 1801, die Jungfrau von Orleans 1802, Tell 1804. Von dem Jubel, mit welchem diese Stücke begrüßt wurden, ist heut kaum eine Vorstellung zu machen. Als Schiller 1803 einer Einladung nach Berlin gefolgt war, um einer Aufführung des Wallenstein beizuwohnen, nahm das Interesse an seiner Erscheinung die Gedanken des Publikums ausschließlich in Anspruch; — glücklich wurde der gepriesen, dem es gelungen war, das Kleid des Dichters zu berühren.

Gleichzeitig mit den Meisterwerken der Dichtung

traten 1798 Haydn's Schöpfung und 1800 die Jahreszeiten desselben Componisten an's Licht, Beethoven's schwungvollste Tondichtungen gehören derselben Epoche an; auch Mozart's Opern, welche wenige Jahre früher erschienen waren, und eine ganz neue Aera in der Musik begründet hatten, hielten noch immer das Interesse aller Kenner und Liebhaber gefesselt.

Die kritischen Kämpfe, welche aus den Xenien von Schiller und Goethe (1797) entsprangen, beschäftigten das gebildete Deutschland weit lebhafter, als alle kriegerischen und staatlichen Wirren. Die Zeitschrift Athenäum, in welcher die Gebrüder Schlegel seit 1800 den Kampf gegen die gefeiertsten Dichter und Schriftsteller eröffneten und ihre romantische Schule der klassischen Goethe-Schiller'schen gegenüberstellen wollten, indem sie ihren Genossen Ludwig Tieck auf einen künstlich erbauten Parnaß erhoben, und die Welt, mit den dramatischen Dichtungen Englands und Spaniens bekannt machten, — ihre Zänkereien mit Matthisson und Kotzebue, — das Alles wurde mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und den einzelnen Zwischenfällen dieser literarischen Fehden so große Wichtigkeit beigelegt, als stände das Heil der Welt auf dem Spiele. Daneben hatten die Gelehrten und Denker vollauf zu thun mit den Lehren der Philosophen Kant und Fichte, deren schwerverständliche Schriften dem größeren Publikum durch popu-

laire Umschreibungen und durch öffentliche Vorträge zugänglich gemacht wurden.

Wenn wir in dem Briefwechsel zwischen den bedeutendsten Personen jener Zeit mit Verwunderung wahrnehmen, wie Schiller und Körner, Goethe und Zelter, Jacobi u. s. w. während des Weltumsturzes der Französischen Revolution fast ausschließlich Gedichte, Theateraufführungen und kleinliche Begebenheiten aus ihren nächsten Kreisen besprechen; von den politischen Vorgängen aber so wenig Notiz nehmen, als lägen dieselben „draußen fern in der Türkei," — ja, wenn in Goethe's Erzählung von dem Feldzuge nach der Champagne kaum irgend wo eine Andeutung davon zu finden ist, daß der Kampf um das Bestehen oder den Untergang des Deutschen Vaterlandes begonnen habe, — so kann man sich nicht wundern, daß die vereinzelten Stimmen der wenigen Einsichtigen und Weitersehenden, die sich vernehmen ließen, spurlos in der Menge verhallten.

Daß übrigens bei der Schreibseligkeit der Deutschen es an einer umfangreichen Tagesliteratur über die Französische Revolution nicht fehlte, versteht sich von selbst. Aus einer Durchsicht derselben wird aber klar, wie unfähig die Zeitgenossen waren, die welterschütternde Bedeutung und die großen, zuletzt segensreichen Folgen vorauszusehen, welche diese während ihrer Dauer

so furchtbaren und abschreckenden Ereignisse hervorbringen sollten.

Man stritt über die Berechtigung des Volkes, seine Regierungsform zu ändern und das angestammte Herrschergeschlecht zu verjagen, über die Machtbefugnisse der Könige und über die beste Staatsverfassung; aber immer in rein theoretischer Weise, oder man ergoß sich in unmäßiger Bewunderung oder Verdammung der großen Ereignisse und der leitenden Persönlichkeiten. Daß aber in der That sich der Bruch zwischen der alten Zeit und einem neuen, in seinen Einzelnheiten allerdings noch nicht entwickelten Staats- und Volksleben für ganz Europa unwiderruflich sich vollzogen habe, und daß derselbe auch in den bis jetzt scheinbar unerschüttert gebliebenen Ländern sich weiter vollziehen müsse, durchschaute man nicht. Noch weniger schlug die Regierung den einzig möglichen Weg ein, um künftige Revolutionen im eigenen Hause zu verhüten, wie klar auch derselbe durch Vernunft und Erfahrung für Preußen vorgezeichnet war: den Weg nämlich, dem Volke freiwillig das zu gewähren, was es hoffen konnte durch eine gewaltsame Umwälzung zu erreichen. Erst nachdem die schwere Strafe für das Versäumte über die kurzsichtigen Deutschen Herrscher und ihre Unterthanen gekommen war, that man gezwungen, was früher freiwillig hätte geschehen sollen. Da zeigte es sich dann, was die Deutschen vermochten, wenn sie einmüthig

gegen das Ausland zusammenhielten und im Innern sich aufrichtig bestrebten, mit den Mißbräuchen der feudalen Zeit zu brechen und die befreite Bevölkerung zur Theilnahme an der Rettung des Vaterlandes zu begeistern; vor allen Dingen aber die Armee aus einem Soldheere in ein Volksheer umzuwandeln!

Was als Rettungsmittel sich wirksam bewies zu einer Zeit, wo Heil und Rettung fast unmöglich schien, hätte bereits seit 1792 als Vorbeugungsmittel zur Anwendung kommen müssen. Dazu aber wurden wenig Anstalten gemacht. Man wandelte sorglos auf der Grundlage völlig unhaltbarer Zustände weiter, nicht blos gegenüber der offen von Frankreich drohenden Gefahren, sondern auch gegenüber der unter der Asche glimmenden Wuth und Verzweiflung des zerrissenen Polenreiches. Befahl doch der König bei der Huldigungsreise im Sommer 1798, auch „seinen guten Bürgern von Warschau" kund zu thun, er wünsche, daß das zwischen ihnen und dem neuen Herrscher geschlossene Bündniß durch die ihm bezeigte Liebe und Treue, und von Seiten des Königs durch väterliches Wohlwollen immer enger geknüpft werde. — Die ihm von dem Oberpräsidenten von Südpreußen angebotene militairische Begleitung lehnte Friedrich Wilhelm III. mit den Worten ab: „Er sei gewohnt in seinen alten Provinzen sich nur von der Liebe seiner Unterthanen begleiten zu lassen und besorge nicht, in den neuen Landestheilen

andere Gesinnungen zu finden.“ Ueberall wiegten Fürst und Volk sich in Hoffnungen von Glück und Frieden. „Der gutdenkende Patriot,“ heißt es in einem der Huldigungsberichte [1]), „ahnet eine schöne Zukunft, wo er unter dem Scepter eines solchen Monarchen die Früchte seines Fleißes in Ruhe und Eintracht mit seinen Mitbürgern wird genießen können.“

Fünfzehntes Kapitel.

Uebersicht der auswärtigen Angelegenheiten von 1797—1803.

Gegen Ende des Jahres 1797 sollte, wie wir hörten, ein Congreß zu Rastatt den Frieden zwischen dem Deutschen Reiche und der Französischen Republik zu Stande bringen [2]), nachdem kurz vorher zwischen Oesterreich und Frankreich zu Campo Formio ein Separatabschluß erfolgt war.

Die Stände des heiligen Römischen Reiches, Geistliche und Weltliche, vom Kaiser herab bis zu der ohnmächtigen Reichsritterschaft und bis zu den kleinsten

[1]) Diese Berichte über die gesammte Huldigungsreise findet man ausführlich in den Jahrbüchern der Preußischen Monarchie 1798. August. p. 442—476. 491—510. Die angeführten Worte p. 500.

[2]) Vergleiche den Schluß des 12. Kapitels.

unmittelbaren Reichsstädten und Reichsdörfern, waren durch ein zahlreiches Corps von Gesandten und Gesandtschaftsbeamten vertreten, die alle mit so vielen Prätensionen und diplomatischen Künsten neben und gegen einander agirten, als wüßten sie nicht, daß das Deutsche Reich bereits aufgehört hatte ein lebensfähiger Staatskörper zu sein, und daß es sich gegenwärtig nur um einen, im letzten Stadium des Todeskampfes sich auflösenden Organismus handelte. Nachdem Preußen in Basel, Oesterreich in Campo Formio, Baden, Baiern, Würtemberg und viele andere Reichsstände sich durch offene und geheime Verträge bereits der Französischen Willkür und Uebermacht im Voraus gebeugt hatten, wie konnte man da noch auf ein wirksames Ergebniß der Verhandlungen hoffen!

Eine jammervollere Versammlung als dieser Congreß mag kaum jemals getagt haben. „Nichts als betrogene Betrüger, vom Kaiser herab bis zu den kleinsten Reichsständen!" ruft Häusser aus[1]); und das ist in der That nicht zu viel gesagt. — Der Kaiser kündigte den Versammelten an, sie sollten über einen anständigen und billigen Frieden auf Grundlage der

[1]) Häusser II. 148. — Die äußerliche Erbärmlichkeit der Vorgänge, die kleinlichen Wichtigthuereien und Geheimnißkrämereien der Gesandten, ihre Unterwürfigkeit gegen die Französischen Minister und deren Kammerdiener sind sehr anschaulich geschildert in den Memoiren des bekannten Ritter von Lang I. 300 ff.

Integrität des Reiches und seiner Verfassung unterhandeln, und doch hatte dieser selbe Kaiser in den geheimen Artikeln von Campo Formio, die er verschwieg, so eben erst die Abtretung des ganzen linken Rheinufers, von der Schweizer Grenze bis nach Belgien den Franzosen zugesagt, und sich zum Lohn dafür das Venetianische Gebiet, und Stücke von Baiern versprechen lassen. Daß dabei ausbedungen war, es sollten die kleinen Preußischen linksrheinischen Besitzungen nicht abgetreten werden, erhöhte die Größe des Verraths, weil man durch diese Clausel lediglich beabsichtigt hatte, dem Preußischen Staate jeden Anspruch auf Entschädigung abzuschneiden, wie solche den übrigen betroffenen Deutschen Fürsten vorbehalten waren. Schlimmer als alles aber war das Zugeständniß, daß die Franzosen bei Zutheilung der in Deutschland selbst zu ermittelnden Entschädigungen eine einflußreiche Stimme haben sollten.

Auf der anderen Seite war Preußen gerade ebenso bemüht, jede Vergrößerung Oesterreichs zu hindern und erklärte, um diesen Preis gern auf eigene Gebietserweiterung Verzicht leisten zu wollen. Unter solchen Umständen hatten die Franzosen leichtes Spiel, wenn sie die Eifersucht der beiden Großstaaten immer heftiger anstachelten, die Kleineren aber durch allerlei Vorspiegelungen an sich ketteten, und durch das Versprechen von Gebietserweiterung sich zu gehorsamen Vasallen

erzogen. Zu wesentlicher Förderung und Beschleunigung dieser Intriguen trug es bei, daß im November ganz plötzlich der General Bonaparte, den Schauplatz seiner italienischen Siege verlassend, in Rastatt erschien. Er trat hier ganz unbefangen in einer Weise auf, als wäre er bereits Frankreichs Herrscher. Wie er in Italien, sicher der Genehmigung des Directoriums, nach seinem Gutdünken über die Länder geschaltet, Verträge geschlossen, Frieden bewilligt und verweigert hatte, so setzte er auch auf dem Congreß mit überraschender Schnelligkeit seine Absichten durch. Der Glanz seiner Siege, der Eindruck unbeugsamer Willenskraft, die Kunst der Ueberredung, die ihm im höchsten Maße eigen war, verfehlten ihre Wirkung nicht. Bereits acht Tage, bevor am 9. Dezember die förmliche Eröffnung des Congresses statt fand, hatte er mit dem Oesterreichischen Minister Cobenzl am 1. desselben Monats eine Convention zu Stande gebracht, derzufolge die Festungen Ehrenbreitenstein, Philippsburg, Königstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg von den Kaiserlichen geräumt, und der Kurfürst von Mainz aufgefordert werden sollte, seine Hauptstadt den Franzosen zu übergeben. Im Weigerungsfalle würden die Truppen der Republik diese Hauptfestung mit Gewalt erobern[1]).

---

[1]) Der Text dieser militairischen Convention in Marten's Recueil VII. p. 225.

Dem Congreß zeigte man dies landesverrätherische Abkommen in unbefangenster Weise mit den Worten an: Der Kaiser habe in Folge des Vertrages von Campo Formio seine Truppen nach dem Inn und dem Lech zurückgezogen.

Schon am 14. Dezember wurde Mainz durch Capitulation den Franzosen übergeben. Man kann sich denken, wie der Uebermuth derselben sich nunmehr steigerte. Ganz Deutschland zitterte vor einer neuen Invasion, — man fürchtete mit Recht, daß jetzt auf dem rechten Rheinufer die Bildung Französischer Tochterrepubliken nach der Weise vor sich gehen würde, wie das in Rom, in der Schweiz und in Holland geschah. In der That entstanden schon am 23. Januar 1798 vier neue Departements in der Rheinpfalz, unter Einführung Französischer Gesetze und Verwaltungsformen, während doch gleichzeitig das Land wie ein feindliches ausgeplündert und mit unerschwinglichen Kriegskontributionen belegt wurde.

Der Kaiser ließ das alles ruhig geschehen, und legte nur um den Schein aufrecht zu halten, wirkungslose Proteste ein, wofür ihm dann zur Belohnung gestattet wurde, bereits im Januar von dem Venetianischen Gebiete Besitz zu nehmen. Gleichzeitig erstürmten noch die Franzosen die Brückenschanze von Mannheim, und erklärten, fortan nur auf der Basis unterhandeln zu können, daß der Rheinstrom die Grenze zwischen

Deutschland und Frankreich bilde. Alle Einwendungen wurden schroff zurückgewiesen, und am 2. März ein für alle Mal ausgesprochen: „Die Republik erwarte, daß man ohne Umschweif und Ausflüchte sich über die vorgeschlagene Friedensbasis erkläre!“ Das hatte den gewünschten Erfolg. Die weltlichen Fürsten, Preußen an der Spitze, erwiderten, daß sie aus Liebe zum Frieden dies schmerzliche Opfer zu bringen bereit seien, dafür aber entschädigt zu werden erwarteten [1]). Die geistlichen Fürsten wichen einer Erklärung aus, weil voraussichtlich diese Entschädigungen der anderen nur auf ihre Kosten erfolgen konnten.

Am 11. März sprach die Friedensdeputation aus, daß sie in die Abtretung des linken Rheinufers willige. Verschiedene Bedingungen, die man beifügte, wurden von den Franzosen nicht weiter beachtet; dieselben acceptirten vielmehr das Zugeständniß, als wäre es unbedingt erfolgt. Nun ging es an ein Feilschen und Markten über die Entschädigungen, die nach den geheimen Artikeln von Campo Formio nur mit Genehmigung der Franzosen zugetheilt wurden; „man hatte die Räuber zu Vormündern im Hause des Beraubten gemacht [2])!“ Daß die Säkularisation der geistlichen

---

[1]) Haller, Geschichte der Rastatter Friedensunterhandlungen VI. 98., bei Häusser II. 166.

[2]) Menzel, Zwanzig Jahre. p. 563.

Gebiete die Mittel zur Ausgleichung hergeben mußte, schien selbstverständlich, obgleich die Erkenntniß nahe lag, daß eine gewaltsame Beraubung und Vernichtung so vieler bedeutender Reichsstände, mit dem Umsturz der ganzen Reichsverfassung fast gleichbedeutend sei, und der Kaiser also die Pflicht gehabt hätte, sich einer solchen Maßregel zu widersetzen. Die Franzosen schnitten aber auch hier alle Bedenklichkeiten durch ihre Erklärung vom 15. März kurz ab, indem sie ohne Weiteres aussprachen, die Säkularisation sei eine ebenso nothwendige Basis des Friedens wie die Rheingrenze. Damit war der Knoten zerhauen, und das Signal zur Plünderung gegeben [1]). Jeder größere Reichsstand machte sich seinen Plan, irgend ein Bisthum oder einen Fetzen davon; der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann irgend einen Schafhof an sich zu reißen. Es regnete Liquidationen der Schäden, die jeder auf dem linken Rheinufer erlitten haben wollte. Vergebens suchten die geistlichen Gesandten das Gewissen der anderen rege zu machen, und auf den Fluch hinzudeuten, den die Aneignung der Gott geweihten Güter nach sich ziehen müßte. Als das keinen Eindruck machte, hörte die Einigkeit der geistlichen Herren auf; jede Klasse derselben suchte die Entschädigungen der anderen zuzuschieben. Die Erzbischöfe wollten die Bisthümer, die

---

1) Lang, Memoiren I. 333.

Bischöfe die Klöster und Abteien preisgeben. Ja, der Primas des Reichs erklärte sogar, alles und jedes Andere fahren lassen zu wollen, wenn man nur dafür sorgte, daß Mainz als Sitz eines Deutschen Patriarchen unversehrt bliebe. Dazwischen versuchten die Oesterreicher immer wieder auf's Neue, das ihnen in Campo Formio zugesicherte Stück von Baiern zu erlangen, was aber die Franzosen verweigerten, und wogegen auch Preußen mit aller Macht sich widersetzte. Das alles gab ein ekelerregendes Bild der Habsucht und der Mißgunst Aller gegen Alle. Von einem großen politischen Gedanken zeigte sich nirgends eine Spur. Die höchstgestellten Personen krochen vor den Französischen Ministern und den Kammerdienern, kein Schleichweg schien zu enge oder zu verächtlich, um nicht auf demselben sein Glück zu versuchen. Ein so widerwärtiges Schauspiel erklärt sich zum Theil daraus, daß das ganze Zeitalter von der Ueberzeugung durchdrungen war, das größte Heil, welches einem Fürsten oder einem Lande widerfahren könnte, sei Zuwachs an Gebiet und an Zahl der Unterthanen, das zweitgrößte aber bestehe darin, daß man den Nachbar hindere, sich in ähnlicher Weise zu vergrößern. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen, welche wesentlich zur Verschlimmerung so bedauerlicher Zustände beitrug, ließ sich leider nicht beseitigen. Zwar hätte man in Berlin eine Annäherung an den Kaiserstaat gern gesehen, allein

das erste Zeichen des Vertrauens, welches man fordern mußte, die Mittheilung der geheimen Artikel von Campo Formio, konnte natürlich nimmermehr gewährt werden, weil dieselben geradezu feindselige Bestimmungen gegen Preußen enthielten, dem man jede Art von Entschädigung zu versagen sich verpflichtet hatte, während den Oesterreichern die größten Gebietserweiterungen in Italien zugesagt, und in Deutschland, auf Kosten Baierns in Aussicht gestellt waren. Auch betrachteten beide Mächte die Säcularisation mit verschiedenen Augen. Oesterreich hätte dieselben gern umgangen, während Preußen, wenn es sich überhaupt vergrößern wollte, auf die geistlichen Gebiete hingewiesen war.

Abgesehen von allen diesen Hindernissen eines schließlichen Einvernehmens, scheiterten aber die Friedensunterhandlungen an der Wendung, welche die europäischen Zustände überhaupt nahmen, so daß der Ausbruch des Krieges mit jedem Tage wahrscheinlicher wurde.

Im Dezember 1797 war Bonaparte von Rastatt nach Paris geeilt und daselbst wie ein Triumphator empfangen worden. Er überzeugte sich aber bald, daß es noch nicht an der Zeit sei, zur Verwirklichung der ehrgeizigen Pläne zu schreiten, die er im Stillen hegte. Das regierende Directorium seinerseits konnte sich nicht darüber täuschen, daß der junge ruhmreiche General einen täglich wachsenden Einfluß auf die Armee und das gesammte Volk gewinne und daß man suchen müsse,

einer so gefährlichen Persönlichkeit um jeden Preis sich zu entledigen. Man dachte alles Ernstes daran, ihn zu einem Eroberungszuge nach England zu bewegen; doch war Bonaparte zu klug, um sich zu einem so aussichtslosen Unternehmen verleiten zu lassen. Dagegen hatte er schon früher den scheinbar nicht minder abenteuerlichen Plan gefaßt, Malta und Egypten zu erobern, um dadurch Englands Seeherrschaft auf dem Mittelmeere zu brechen und dessen Handel zu schädigen, seinem Vaterlande aber einen Ersatz für das zu gewinnen, was Frankreich in Westindien verloren hatte. Für den Augenblick gewährte ihm die Ausführung einer solchen Unternehmung das Mittel, sich fern zu halten, bis der Augenblick gekommen wäre, wo er mit Sicherheit den Versuch wagen könnte, die unfähige Regierung in Paris zu stürzen und selbst das Staatsruder zu ergreifen, zu dessen fester Leitung er die Befähigung in sich fühlte.

Das Directorium seinerseits wünschte ebenso dringend den gefürchteten General entfernt zu sehen, als dieser selbst eine vorübergehende Abwesenheit seinen Plänen zuträglich fand. So wird es begreiflich, daß man den erprobtesten Feldherrn mit 36,000 Mann auserlesener, geübter Truppen auf unberechenbare Zeit über's Meer sandte, während in nächster Nähe die schwersten kriegerischen Verwickelungen in Aussicht standen.

Dem Auslande schien es, als habe Frankreich durch

diesen unbegreiflichen Vorgang sich selbst entwaffnet; es wuchs der Muth an einen neuen Angriff zu denken, um für die Beleidigungen und die verächtliche Behandlung Rache zu nehmen, die man von den übermüthigen Republikanern hatte ertragen müssen.

Vor Allen war es England, welches die Mittel der Ueberredung und des Goldes in Bewegung setzte, um gegen Frankreich eine zweite große Coalition zu Stande zu bringen; denn nicht nur erschien die Egyptische Unternehmung den Brittischen Handelsinteressen auf's äußerste gefährlich, sondern man war auch in London mit Recht entrüstet über die bewaffnete Hilfe, welche Frankreich den damals zu offenem Bürgerkriege empörten Irländern zugesagt und geleistet hatte.

Nun konnten aber die politischen Verhältnisse für das Zustandekommen eines großen antifranzösischen Bündnisses kaum günstiger liegen als gerade jetzt.

In Rußland herrschte seit Katharinas Tode (17. November 1796) deren Sohn Paul I., bei seiner Thronbesteigung 42 Jahr alt, und bis dahin von seiner Mutter mit argwöhnischen Augen bewacht, und von jeder Theilnahme an der Regierung fern gehalten. Mit guten natürlichen Anlagen, und nicht geringer wissenschaftlicher Bildung ausgestattet, hatte dieser Fürst, dem für seinen Thatendrang der Raum verschlossen war, sich einem launenhaften Wesen ergeben, welches sich zeitweise fast bis zur Verrücktheit steigerte. Jetzt zu

unumschränkter Macht gelangt, wollte er die Welt umgestalten, und von den bösen Neuerungen säubern, die er für einen Ausfluß der von ihm auf's tiefste verabscheuten Französischen Revolution ansah. Unter seinen vielen Thorheiten nahm eine ausschweifende Vorliebe für den Maltheserorden nicht die letzte Stelle ein; er erblickte in demselben eine große geistige Macht, die im Stande wäre die bedrohte alte Ordnung Europas aufrecht zu erhalten.

Als nun Bonaparte auf seinem, von wunderbarem Glücke begleiteten Zuge nach Egypten, am 10. Juli 1798 in Folge der Unentschlossenheit des Großmeisters Ferdinand v. Hompesch, besonders aber durch die Verrätherei der Ritter Französischer Zunge, Malta erobert, und mit Französischen Truppen besetzt hatte, ließ Kaiser Paul sich von einer Anzahl Ritter, die sich nach Petersburg geflüchtet hatten, zum Großmeister und Protector ihres Ordens erwählen, und hoffte durch diese neue Würde nun noch mehr befähigt zu sein, die Welt nach seinen abenteuerlichen Plänen umgestalten zu können. Sein Haß gegen die Französische Revolution steigerte sich auf's höchste, und machte ihn geneigt, auf Englands Coalitionspläne bereitwillig einzugehen. Beide Mächte vereint, versuchten nun auch Preußen und Oesterreich in das Bündniß zu ziehen. Nach Berlin wurde Fürst Repnin gesandt, um im Russischen, Lord Grenville, um im Englischen Interesse zu wirken. Man forderte

Preußens Beistand zunächst für die Befreiung Hollands, zu welchem Zwecke Rußland eine Armee von 45,000 Mann, England seine Flotte und Subsidien anbot. Das Berliner Cabinet war jedoch nur zu der sehr verklausulirten Erklärung zu bewegen, daß man für's erste aus seiner Defensive nicht heraustreten, jedoch in gewissen, genau bezeichneten Fällen, z. B. wenn ein Angriff auf Hannover oder gegen die Preußischen Provinzen in Franken geschähe, zum Angriffskrieg übergehen wolle [1]).

Die Franzosen, denen Alles daran gelegen war, Preußen in seiner Neutralitätspolitik zu bestärken, weil sie der Feinde ohnehin schon genug abzuwehren und zu bekämpfen hatten, schickten den gewandten und beredten Sieyes nach Berlin, welcher den Russisch-Englischen Absichten entgegenarbeiten sollte.

Es war eine harte Zumuthung für Friedrich Wilhelm III., diesen „Königsmörder," der durch sein berüchtigtes Votum bei Ludwig's XVI. Verurtheilung „la mort sans phrase" in den Augen aller monarchisch Gesinnten ganz besonders verabscheuungswürdig erscheinen mußte, mit den Ehren eines bevollmächtigten Ministers an seinem Hofe zu empfangen. Allein so mächtig wirkte die Furcht vor jedem Anlaß, der die theuer erkaufte Neutralität stören konnte, daß man sich

---

[1]) Aus archivalischen Notizen bei Häusser II. 208.

das ruhig gefallen ließ, und Sieyes Ursache hatte, sowohl mit der Aufnahme, die ihm zu Theil ward, als auch mit dem Erfolge seiner Sendung vollkommen zufrieden zu sein [1]).

Bessere Wirkung als in Berlin, hatten die Bemühungen der Verbündeten in Wien, als sie dort das kaiserliche Cabinet für die neue Coalition zu gewinnen strebten. Die Unterwerfung Italiens durch die Franzosen, der Uebermuth, mit dem dieselben den König von Neapel und die regierenden Häupter in Toscana und Sardinien, so wie den Pabst selber behandelt hatten, die Errichtung Französischer Tochterrepubliken auf der Halbinsel, und die Gefahr, welche den Oesterreichischen Erblanden drohte, ließen keinen Zweifel daran aufkommen, daß man sich zum Kampfe rüsten müßte. Ganz besonders aber wirkte bei dem Kaiser noch die Erbitterung darüber, daß die ihm zugesagte Vergrößerung in Baiern nun dennoch vereitelt werden sollte. Glaubte man doch der Erfüllung dieses langgehegten Wunsches gerade jetzt recht sicher zu sein, weil

---

[1]) „Der König von Preußen," schrieb er an Talleyrand, „faßt die schlechteste aller Entschließungen; die, sich für keine zu entscheiden. Das ist sehr bequem für Frankreich, es kann während dieser Preußischen Betäubung mit den Anderen fertig werden. Die ganze Weisheit des Berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen." — Bei Häusser II. 192.

Kurfürst Carl Theodor, noch in hohem Alter mit einer jungen Erzherzogin vermählt, sich willig gezeigt hatte, zur Schädigung seines verhaßten Erben und Nachfolgers, Maximilian Joseph von Zweibrücken, Oesterreichs Absichten zu begünstigen. Da starb Carl Theodor plötzlich vom Schlage getroffen, am 12. Februar 1799. Sofort erkannten die Franzosen, daß es klug sei, den neuen Kurfürsten gegen die Begehrlichkeit des Wiener Hofes zu schützen; man konnte sich dadurch zu gleicher Zeit Baiern und Preußen zu Freunden machen. War doch Friedrich der Große 1778 in's Feld gerückt, um Baierns Zerstückelung zu verhüten, und auch jetzt noch galt es in Preußen für eine hochwichtige Angelegenheit, zu hindern, daß Oesterreich sich auf Baierns Kosten vergrößere.

Selbstredend mußte daher Maximilian Joseph sowohl dem Oesterreichischen Interesse, als auch der neuen Coalition entgegen sein. Dessenungeachtet schien es für ihn gerathen, sich augenblicklich noch auf dem Wege zu halten, den sein Vorgänger eingeschlagen, weil sonst, bei der Reizbarkeit Kaiser Paul's, die Oesterreicher mit Russischer Hilfe das hätten erreichen können, was die Franzosen ihnen vorenthielten. In solchen Gesinnungen wurde denn Maximilian Joseph auch von dem Könige von Preußen bestärkt, der sich bei diesen Verwickelungen von demselben Grafen Görtz berathen ließ, den wir zwanzig Jahre früher als erfolgreichen

Unterhändler in den Baierischen Angelegenheiten kennen gelernt haben.

Ungestört hielt der neue Kurfürst in München seinen Einzug, was die Oesterreicher um so mehr ruhig mit ansehen mußten, weil Maximilian Joseph mit Kaiser Paul durch Verschwägerung in naher Verwandtschaft stand [1]).

Friedrich Wilhelm III. benutzte seine freundschaftliche Beziehung zu dem Kurfürsten, um eingedenk des Berufes der Hohenzollern, überall für die protestantischen Glaubensgenossen einzutreten, nun endlich den Jahrhunderte alten Bedrückungen ein Ende zu machen, welche die Reformirten in der Pfalz zu ertragen gehabt. Man erwirkte von Pfalzbaiern eine Religionsdeclaration, welche den Verfolgten freie Ausübung des Gottesdienstes nach ihrer Ueberzeugung zusicherte [2]).

Inzwischen wurde in Rastatt immer weiter verhandelt. Die Franzosen zeigten sich täglich übermüthiger; die kleineren Deutschen Fürsten, theils durch geheime Separatverträge gebunden, theils durch Versprechungen geködert, waren uneiniger und den Fremden gegenüber

---

[1]) Der Erbgroßfürst Alexander war mit einer Schwester der neuen Kurfürstin von Baiern, einer geborenen Prinzessin von Baden vermählt.

[2]) Der Text der am 9. März 1799 erlassenen Declaration in Haeberlin's Staatsarchiv IV. 15. p. 346 ff. bei Menzel, „Zwanzig Jahre" p. 570.

unterwürfiger als je. Die Dinge nahmen erst eine andere Wendung, als man erfuhr, daß 45,000 Russen sich der Deutschen Ostgrenze näherten.

Zwar versuchten die Pariser Machthaber auch diesen Ereignissen gegenüber ihre Allgewalt zu beweisen. Sie erklärten der Reichsdeputation, man würde es für eine Feindseligkeit ansehen, wenn sie nicht sofort den Rückmarsch der Verbündeten bewirkten (2. Januar 1799), und setzten zugleich dem Kaiser eine kurze Frist, um dieses Ansinnen zu erfüllen. Allein Oesterreich ertheilte hierauf gar keine Antwort. Man war in Wien zum Kriege entschlossen, ja derselbe hatte bereits von beiden Seiten begonnen, als am 12. März die Kriegserklärung Frankreichs gegen Oesterreich und Toscana erfolgte.

Am 1. März schon hatten Jourdan und Bernadotte den Rhein überschritten. Gleichzeitig rückten die Oesterreicher über den Inn und den Lech heran und näherten sich der Donau. Eine zweite Oesterreichische Armee unter dem Schweizer Hotze, der in der ganzen Welt, gegen Türken und Polen, sich herumgeschlagen und dann bei den Kaiserlichen Dienste genommen hatte[1]), stand in der Schweiz den Franzosen unter Massena gegenüber, in den Gebirgen von Graubündten und am Luciensteig, wo der Rhein seinen Lauf nach dem Boden-

[1]) Seine Lebensbeschreibung vom Verfasser der kriegerischen Ereignisse in Italien. Zürich 1853.

see zu nimmt. Mit wechselndem Glücke ward hier blutig gefochten. In Deutschland bemächtigte Bernadotte sich Mannheims, Jourdan drang über den Schwarzwald nach Oberschwaben vor. Am 24. März erfolgte bei Stockach der Zusammenstoß. Erzherzog Karl entschied in Person die lange schwankende Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher. Die Franzosen wichen über den Rhein zurück. Der Wiener Hofkriegsrath, der von jeher die Erfolge der Heere vereitelte, hinderte auch diesmal durch unzeitige Einmischung die Benutzung des Sieges. Auch in Italien kam es in denselben Tagen zu blutigen Treffen, bei denen im Ganzen die Franzosen unterlagen, gegen deren Zwingherrschaft sich die italienische Bevölkerung zu erheben begann.

Trotz alledem tagte noch immer in Rastatt der Friedenscongreß, bis endlich am 20. April der Kaiser erklärte, daß er die dortigen Gesandten nicht mehr als solche anerkenne, und die Stadt aufgehört habe, die Sicherheit eines Congreßortes zu genießen. Eine blutige Schandthat ohne Gleichen sollte beweisen, wie ernsthaft das gemeint war.

Als die Französischen Gesandten sich bei dem Befehlshaber der kaiserlichen Truppen sicheres Geleit erbeten, wurde ihnen dasselbe in zweideutigen Ausdrücken weder gewährt, noch geradezu verweigert. Unvorsichtigerweise wählten sie die späte Abendstunde des 28. April zur Abreise. Nicht weit von der Stadt

wurden ihre Wagen von Ungarischen Husaren überfallen, und zwei von ihnen, Roberjot und Bonnier, nach furchtbaren Mißhandlungen, durch Säbelhiebe getödtet. Der dritte, Jean Debry, entkam dadurch, daß er sich todt stellte. Die Urheber dieser eben so schändlichen als unnützen Grausamkeit sind niemals ermittelt worden. Da jedoch die Oesterreichische Regierung eine förmliche gerichtliche Untersuchung nicht anstellte, auch die Schuldigen straflos ließ, und sich mit allgemeinen Redensarten voll moralischer Entrüstung begnügte, so bleibt der Verdacht bestehen, daß hochgestellte kaiserliche Beamte den Mord veranlaßt haben. Wahrscheinlich hatte man es nur auf die Papiere der Gesandten abgesehen, vielleicht auch ihnen, für ihr insolentes Benehmen während des Congresses, eine körperliche Züchtigung zugedacht, wo dann die rohen Husaren bei der Ausführung ihren Auftrag überschritten. Allein Klarheit wird in dieser Sache niemals zu erlangen sein[1]).

Inzwischen war Erzherzog Carl, der durch seinen

---

[1]) Auch nicht durch die neueste Schrift über den Rastatter Gesandtenmord von Mendelssohn-Bartholdy, der sich bemüht, die Schuld von den Oesterreichern auf die Emigranten abzuwälzen. — Vergleiche Häusser II. 221. — Jomini, hist. des guerres de la Revolution XI. 143. E. M. Arndt, Reise durch Frankreich, I. 300. — Das Protokoll über die verübten Grausamkeiten ist abgedruckt bei Förster, Preußische Geschichte I. 518 ff. — Zur Widerlegung Mendelssohns erschien: v. Reichlin-Meldegg, der Rastatter Gesandtenmord. Heidelberg 1869. — Heidelberger Jahrbücher, Augustheft 1869. p. 604.

Sieg bei Stockach das rechte Rheinufer von den Franzosen gesäubert hatte, in die Schweiz vorgerückt, und erkämpfte sich neue Lorbeeren in der Schlacht bei Zürich (4. Juni 1799), wo Massena ihm gegenüber stand. Der ganze östliche Theil des Landes fiel in Folge dieses Sieges in die Hände der Oesterreicher. Auch in Italien erlitten die Franzosen Eine Niederlage nach der anderen, seitdem der wilde geniale Suwaroff die Russische Coalitionsarmee dorthin geführt hatte. Die Früchte der Bonaparteschen Siege gingen ebenso schnell verloren, als sie gewonnen worden. Vergebens machte das Directorium in Paris die unerhörtesten Anstrengungen, um diese Verluste wieder einzubringen. Mittelst allgemeiner Volksbewaffnung wollte man eine Million Soldaten auf die Beine bringen. An die Stelle der geschlagenen Generale, die man abberief, wurde der junge Joubert als Oberbefehlshaber nach Italien gesandt. Bei Novi hoffte er, am 15. August, den Verbündeten die Früchte ihrer Siege durch eine entscheidende Schlacht zu entreißen, — aber bald nach dem Beginne des Kampfes traf ihn die tödtliche Kugel. Moreau, der an seine Stelle trat, vermochte dem Andringen Suwaroffs nicht zu widerstehen. Nach sechszehnstündigem verzweifeltem Kampfe waren die Franzosen überwunden. Fast ein Drittel ihrer Armee lag todt auf dem Schlachtfelde. In Folge dieses Sieges ging die ganze Lombardei, Piemont und die Festungen

Mantua und Turin verloren. Nur Genua und Nizza leistete noch Widerstand. Die Cisalpinische Republik war aufgelöst. Während Russen und Oesterreicher der Französischen Herrschaft im Süden so schwere Wunden schlugen, schien der Augenblick gekommen, wo ein gleichzeitiger Angriff im Norden, den Sturz der Revolutionsherrschaft vollenden könnte. Die Verbündeten hofften den König von Preußen für ein solches Unternehmen zu gewinnen. Panin kehrte nach Berlin zurück, wo auch Lord Grenville sich als Gesandter befand. Aus Wien war Graf Dietrichstein erschienen, auch Louis Bonaparte, des Consuls Bruder zeigte sich vorübergehend in Berlin, ohne jedoch irgendwie beglaubigt zu sein [1]).

Diese, von allen Seiten auf die Entschließungen des Königs gerichteten Bemühungen umgaben den Berliner Hof mit einem vorübergehenden Scheine von hoher Bedeutung, so daß den Aeußerungen der leitenden Persönlichkeiten daselbst, und den unbedeutendsten Vorgängen in der Umgebung des Monarchen, von allen politischen Agenten mit der größten Geschäftigkeit nachgespürt wurde.

Die Englischen und Russischen Unterhändler machten in Berlin mit ihren Vorstellungen auf viele einflußreiche Personen Eindruck. Der Herzog von Braunschweig

---

[1]) Politisches Journal von 1800, p. 1055.

wurde bewogen, eine Denkschrift auszuarbeiten, welche die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit eines Angriffes darstellte, der mit Hilfe des an der Demarkationslinie aufgestellten Truppencorps, gegen die batavische Republik unternommen werden könnte. Einen Augenblick lang schwankte Friedrich Wilhelm III. und gab sogar die Erklärung ab, er wolle, wenn es das Wohl des Staates durchaus verlange, der Convention beitreten; — „aber," fügte er hinzu, „eine innere Stimme sagt mir, daß ich Unrecht thue, mein Wort und den Frieden zu brechen [1])." Als sogar Köckritz zum Kriege rieth, soll der König, schmerzlich bewegt ausgerufen haben: „Auch Sie verlassen mich! Aber es ist Unrecht, den Frieden zu brechen, weil Frankreich jetzt von allen Seiten bedroht, und in diesem Augenblicke gerade unglücklich ist!" Für des Königs Charakter ist das in höchstem Grade bezeichnend. Seinem redlichen Gemüthe schien es die härteste Zumuthung, daß er die Moral des bürgerlichen Lebens bei Seite setzen sollte, selbst wenn das Interesse des Staates eine Rücksichtnahme auf dieselbe nicht gestattete. Köckritz war nicht der Mann dazu, durch energische Vorstellungen den König zur Aufopferung solcher Anschauungen zu bewegen. „Ew. Majestät sind Herr und Meister!" soll er geantwortet haben; „Ihre Ueberzeugung ist uns Befehl!" Von

---

[1]) Massenbach, Memoiren III. 91—128.

einer Preußischen Invasion Hollands war nicht mehr die Rede. Sogar als Kurfürst von Brandenburg widersprach Friedrich Wilhelm III. den Beschlüssen des Regensburger Reichstages, als man daselbst die Wiederaufnahme des Krieges gegen Frankreich verlangte. Diesem Proteste schlossen Sachsen, Hannover, Braunschweig und Hessen sich an, und ließen ihre Truppen ruhig auf der Demarkationslinie stehen, als Ende August ein Corps von 20,000 Franzosen den Rhein überschritt, und in der Gegend von Heidelberg, Bruchsal und Heilbronn Städte und Dörfer in gewohnter Weise brandschatzte und plünderte, bis sie durch die Kunde vom Anmarsche eines kaiserlichen Heeres zurückgetrieben wurden.

Unterdessen machte Rußland und England den Versuch, auch ohne Preußens Mitwirkung die Franzosen aus Holland zu vertreiben. Im August landete die Englische Flotte mit 20,000 Mann am Helder; im September erschien ein Russisches Hilfsheer. Den Oberbefehl führte der Herzog v. York, anfangs mit scheinbarem Glücke, allein am 19. September wurden die Verbündeten bei Bergen, am 6. Oktober bei Castricum von General Brune geschlagen. York war froh, daß eine eilig abgeschlossene Capitulation ihm gestattete, sich wieder einzuschiffen, und die Englischen und Russischen Truppen abziehen zu lassen.

Kaiser Paul zeigte sich über diesen Mißerfolg um so mehr erzürnt, als auch in der Schweiz die durch unglaubliche

Anstrengungen Suwaroff's errungenen Vortheile in Folge der Streitigkeiten desselben mit den Oesterreichischen Generalen, und der verkehrten Anordnungen des Wiener Hofkriegsrathes vereitelt wurden. Es kam so weit, daß Suwaroff (18. Oktober) in einem Kriegsrathe erklärte, man könne von den Oesterreichern nur Verrath, aber keine Hülfe erwarten. Da nun der Czar noch aus anderen Gründen mit der Wiener Politik unzufrieden war, und namentlich das Streben derselben nach Gebietserweiterung in Italien mißbilligte, so fand er sich bewogen, auf die Nachricht von einem Siege, den die Franzosen über eine Russische Abtheilung bei Zürich am 26. September erfochten hatten, dem Kaiser Franz in dürren Worten seinen Rücktritt von der Coalition anzukündigen (22. Oktober 1799).

Wenige Tage vorher war Bonaparte aus Egypten zurückgekehrt, und landete am 9. Oktober in Fréjus. Er hatte sich überzeugt, daß der Moment gekommen sei, wo er das Directorium stürzen, und sich selbst zum Haupte der Regierung machen könnte. Der Staatsstreich am 18/19. Brumaire (9. und 10. November), mit größter Klugheit eingeleitet, und mit Waffengewalt ohne Blutvergießen glücklich zu Ende geführt, gelang wie alles, was der General bisher unternommen. Er ließ sich zum ersten Consul ernennen, und mit einer Gewalt bekleiden, deren vollkommene Unumschränktheit durch einige constitutionelle Formen nur leicht ver-

hüllt war. Die Franzosen, der langen grausamen Schwankungen ihrer revolutionären Zustände überdrüssig, begrüßten eine feste Regierung mit Jubel, die unter jeder Form, sei es auch unter der einer militairischen Dictatur, willkommen sein mußte.

Im Auslande war man seit einem Jahrzehnt zu sehr an einen schnellen Wechsel der Dinge in Frankreich gewöhnt, um die Tragweite des neuesten Ereignisses auch nur ahnen zu können. Die Europäischen Höfe begrüßten mit Genugthuung einen Mann, dessen Thatkraft in das bedrohliche Chaos der Revolution Ordnung zu bringen versprach, und der damit begann, nach allen Seiten hin seine friedliebenden Absichten auf's Nachdrücklichste zu verkünden.

Damit war es ihm für den Augenblick auch sicherlich Ernst; er bedurfte zunächst der Ruhe, um sich auf seinem Platze zu befestigen. In dem ihm eigenthümlichen schwunghaften Style schrieb der erste Consul an Georg III. von England und an den Kaiser Franz, die er Beide aufforderte, ihm in dem Bestreben, ferneres Blutvergießen zu hindern, beizustehen. Von England lautete die Antwort fast ironisch, indem Lord Grenville darauf hinwies, die sicherste Bürgschaft für künftige friedliche Zustände würde die Zurückberufung der Bourbons sein. Entgegenkommender ließ sich Thugut im Namen seines Kaisers vernehmen. Er erklärte sich zum Abschluß des Friedens bereit, worauf Bonaparte

durch Talleyrand erwidern ließ, daß er gern die Verabredungen von Campo Formio erneuern und vorläufig Waffenstillstand schließen wolle.

Nach Berlin wurde Duroc gesandt, um in höflichster Form den Regierungswechsel anzuzeigen und bei dieser Gelegenheit den König wo möglich auf die französische Seite zu ziehen, oder wenn dies nicht zu erreichen war, wenigstens in der bisherigen Neutralitätspolitik zu bestärken. Friedrich Wilhelm III. wurde aufgefordert, den Frieden zwischen Frankreich und Rußland zu vermitteln, wozu er sich auch bereit erklärte.

Allein der Wiederausbruch des Krieges im Frühjahr 1800 war nicht abzuwenden. Oesterreich ging auf die gestellten Bedingungen nicht ein, England hatte durch Subsidien in Baiern und Würtemberg die Ausrüstung von Truppen veranlaßt, und Bonaparte wollte vor allen Dingen in Italien die von den Oesterreichern und Russen im vergangenen Jahre errungenen Vortheile denselben wieder entreißen. Dies auszuführen behielt er sich persönlich vor, während Moreau mit einer beträchtlichen Armee bei Kehl und Diesenhofen den Rhein überschritt und nach einer Reihe glücklicher Gefechte die Oesterreicher, jetzt nicht mehr von Erzherzog Carl befehligt, bis hinter die Donau zurückdrängte. Fast ganz Süddeutschland kam dadurch in die Hände der Franzosen. Der Kaiser, um seine Armee wieder in Stand zu setzen und die ebenso schmachvolle als unerwartete Niederlage

derselben rächen zu können, schloß am 20. Juni 1800 einen Subsidienvertrag mit England. Aber fast am nämlichen Tage trafen Unglücksbotschaften aus Italien ein, welche für den Augenblick jeden Gedanken an Widerstand beseitigen mußten.

Bonaparte, der es meisterlich verstanden, die Feinde über seine eigentlichen Absichten zu täuschen, hatte von den verschiedensten Seiten her unbemerkt eine Armee von 40,000 Mann am Genfer See zusammengezogen, welche er über den großen St. Bernhard nach Italien zu führen beschloß. Durch die bewunderungswürdigsten Anstalten bewirkte sein kühner, erfinderischer Geist das Gelingen eines solchen Planes. In den fünf Tagen vom 16. bis 20. Mai wurde der Uebergang bewerkstelligt. Das Vordringen in Italien geschah mit gleicher Klugheit und gleichem Glücke.

Am 1. Juni zog Bonaparte in Mailand ein und erklärte die Cisalpinische Republik für wiederhergestellt. Am 14. Juni kam es bei dem Dorfe Marengo, zwischen Tortona und Alessandria, zur entscheidenden Schlacht. Anfangs war das Glück auf Seiten der Oesterreicher, welche bereits Siegesboten nach Wien abfertigten, als Dessaix, einer von Bonaparte's Egyptischen Kriegsgefährten, durch seine rechtzeitige Ankunft den Sieg der Franzosen entschied, während er selbst an diesem Tage den Heldentod starb. Die Niederlage der Oesterreicher artete in wilde Flucht aus, und wirkte so entmuthigend

auf das Heer, daß der greise Feldherr Melas froh sein mußte, einen Waffenstillstand bewilligt zu erhalten, dessen Bedingungen die ganze Lombardei den Franzosen überlieferten.

Gern hätte der Kaiser jetzt Frieden geschlossen, allein in Folge des so eben mit England eingegangenen Vertrages durfte Oesterreich ohne seinen Verbündeten nicht verhandeln. Unter diesen Umständen kam Alles darauf an, Zeit zu gewinnen und die Franzosen durch diplomatische Künste hinzuhalten. Es wurde deshalb ein Officier, Graf St. Julien, ohne ausreichende Vollmachten zu vorläufiger Besprechung nach Paris gesandt. Dieser ließ sich durch Talleyrand überlisten, und zur Unterzeichnung eines Abkommens verleiten (28. Juli), demzufolge die Festsetzungen von Campo Formio auch für den künftigen Frieden die Grundlage bleiben, der Rhein Frankreichs Grenze bilden, und die Festungen auf dem rechten Ufer geschleift werden sollten. — Die Oesterreicher hatten während dessen eifrig an ihren Rüstungen gearbeitet. Den von St. Julien geschlossenen Vertrag erkannten sie nicht an, und wiesen den Ueberbringer der Urkunde an der Grenze zurück. Als man zum Kampfe bereit zu sein glaubte, begab sich Kaiser Franz selbst zur Armee (6. September), welche dem Namen nach von dem 18jährigen Erzherzog Johann befehligt wurde. Sogleich aber zeigte es sich, daß die Vorbereitungen noch nicht vollendet waren. Man erwirkte deshalb (20. Sep-

tember) von Moreau eine Verlängerung des Waffenstillstandes um 45 Tage, mußte aber dafür die Reichsfestungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg den Franzosen überlassen.

In der Armee war ein vollständiger Wechsel der Befehlshaber, nicht immer mit glücklicher Wahl, durchgeführt worden. Thugut, den man für den Urheber des unglücklichen Krieges ansah, mußte das Ministerium des Auswärtigen an Cobenzl abtreten. Die 45tägige Frist verlief, doch nur zu bald ward der nun beginnende Kampf durch die gänzliche Niederlage entschieden, welche Moreau der kaiserlichen Armee (3. Dezember) durch die Schlacht bei Hohenlinden beibrachte. Das geschlagene Heer mußte sich in die Erblande zurückziehen. Zu spät wollte man jetzt dem Erzherzog Carl noch einmal den Oberbefehl übergeben; allein derselbe erklärte, daß mit dem gänzlich entmuthigten und zerrütteten Heere nichts mehr auszurichten und der Friede unbedingt geboten sei. Die Feinde standen nur noch 20 Stunden von Wien entfernt. Um jeden Preis mußte man zuerst Waffenstillstand erkaufen (zu Stayer den 25. Dezember); doch der Preis dafür war kein geringer. Würzburg, Braunau und mehrere andere Festungen mußten überliefert werden. Die Oesterreichische Armee wurde gezwungen, nach dem Willen der Franzosen solche Stellungen einzunehmen, die denselben bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten am gelegensten waren.

Mit schamloser Grausamkeit fuhren die Sieger fort, das ganze Süddeutschland auszuplündern. England überzeugte sich unter diesen Umständen, daß es dem Verbündeten, um dessen vollständigen Ruin abzuwenden, die Eingehung eines Separatfriedens gestatten müßte.

Graf Cobenzl und Joseph Bonaparte, des Consuls ältester Bruder, die bereits während des Waffenstillstandes in Lüneville in Lothringen zusammengekommen waren, sollten daselbst über die Bedingungen verhandeln. So verzweifelt war Oesterreichs Lage, daß jeder Widerspruch gegen die übermüthigen Forderungen der Franzosen wirkungslos sein mußte.

Am 9. Februar 1801 erfolgte die Unterzeichnung, und zwar, auf Bonaparte's ausdrücklichen Befehl, zugleich im Namen des Deutschen Reiches. Zu den Bestimmungen von Campo Formio, welche die Grundlage bildeten, wurde hinzugefügt, daß nach den in Rastatt vereinbarten Grundsätzen, das Reich die erblichen (also nicht die geistlichen) Fürsten, für deren Verluste auf dem linken Rheinufer zu entschädigen hätte. Bei der Austheilung und Zumessung dieser Entschädigungen behielten die Franzosen sich eine der That nach entscheidende Stimme vor.

So groß war in Deutschland das Verlangen nach Frieden um jeden Preis, daß das Reichsgutachten zur Annahme desselben in einer einzigen Sitzung (6. März)

zu Stande kam. Eine Schnelligkeit, die in der gesammten Reichstagsgeschichte ohne Beispiel dasteht! Und doch bedeutete dieser Frieden nichts Geringeres, als die Losreißung von 1200 Quadratmeilen Deutschen Reichsbodens, und den Verzicht auf jede Entschädigung für die unberechenbaren Erpressungen, welche die Franzosen in Deutschland verübt hatten.

War der Abschluß des Friedens mit überraschender Schnelligkeit erfolgt, so dauerten die Verhandlungen über die Entschädigungen der Fürsten desto länger. Weitläufig wurde zuerst über die geschäftliche Form gestritten, unter der die Ermittelungen erfolgen sollten. Nach langem Hader stimmte endlich die Mehrheit einem von Preußen und Baiern gemachten Vorschlage zu, wonach der Kaiser ersucht werden sollte, die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten, und die sich ergebenden Resultate dem Reiche zur Berathung mitzutheilen (30. April).

Die meisten Schwierigkeiten waren von den geistlichen Fürsten erhoben, welche sich nicht darein finden wollten, daß die weltlichen Stände auf ihre alleinigen Kosten Ersatz für ihre Verluste finden sollten. Gestützt auf die nicht ganz klare Fassung des Friedensinstruments[1]), ließen sie Gutachten und Proteste verbreiten,

[1]) Es war darin gesagt, das Reich habe collectivement die Kosten zu tragen, woraus gefolgert wurde, daß alle Klassen der Stände zu den Entschädigungen beitragen müßten.

ohne aber damit Eindruck zu machen. Der Schwerpunkt der ganzen Entschädigungsfrage lag übrigens nicht in Regensburg, sondern in Paris, und als bald nachher eine Aussöhnung Kaiser Paul's mit Bonaparte erfolgte, zugleich in Petersburg.

Es ist oben erwähnt, daß der König von Preußen auf Anregung des ersten Consuls es übernommen hatte, den Frieden zwischen Rußland und Frankreich zu vermitteln. Das wurde aber bald unnöthig, weil der Czar, dessen launischer Charakter schnell von einem Extrem in das andere übersprang, gerade in Folge seines Abscheus vor der Französischen Revolution, ein glühender Verehrer und Bewunderer des Mannes geworden war, in welchem er den Bezwinger und Beendiger der verhängnißvollen Umwälzung erblickte. Dazu kam noch, daß gemeinschaftlicher Haß gegen England Beide zu gemeinschaftlichem Handeln antrieb.

Malta war (5. September 1800) den Franzosen durch eine Großbrittannische Flotte wieder entrissen worden. Kaiser Paul forderte als Protector des Ordens die Herausgabe der Insel. Als dies verweigert wurde, schloß der Czar sich um so enger an Bonaparte an, als dieser es verstand, demselben in geschickter Weise auf jede Art zu schmeicheln. Nicht nur hatte er die Russischen Kriegsgefangenen wohl versorgt und neu gekleidet in ihre Heimath gesandt, sondern auch nach der Schlacht von Marengo den Degen, welchen Pabst

Leo X. einst dem Johanniter-Großmeister zur Vertheidigung der Insel Rhodus geweiht, als Geschenk nach Petersburg geschickt. Das hatte eine Erklärung Paul's I. zur Folge, wonach derselbe in eigenhändigem Schreiben sich erbot, im Verein mit dem ersten Consul den Ungerechtigkeiten der lediglich von Eigennutz geleiteten Englischen Regierung ein Ziel zu setzen.

Bonaparte ergriff diesen Vorschlag mit beiden Händen und wies darauf hin, daß man nur einen bereits 1780 zwischen den nordischen Mächten geschlossenen Vertrag gegen das Durchsuchungsrecht der Engländer auf dem Meere zu erneuern brauchte; und in der That gelang das über Erwarten schnell. Im Dezember 1801 kamen Verträge zwischen Rußland, Schweden und Preußen zu Stande, mit dem ausgesprochenen Zwecke, die eigenmächtige Gesetzgebung, welche England anmaßlich über alle seefahrenden Nationen übte, nicht länger zu respectiren [1]).

Dänemark, welches sich inzwischen mit England verglichen hatte, wurde dessenungeachtet durch Russische Drohungen ebenfalls zum Beitritt gezwungen, mußte aber für die unfreiwillige Theilnahme an diesem Bündnisse noch schwer büßen. Eine Englische Flotte lief durch den Sund in die Ostsee ein. Am 3. April 1801 kam

---

[1]) Der Text dieser Verträge bei Marten's Recueil Supplem. II. 415 und politisches Journal von 1801 p. 333.

es bei Kopenhagen zu einer blutigen Schlacht, in welcher die tapferen Dänen so große Verluste erlitten, daß sie froh sein konnten, als Admiral Nelson ihnen Waffenstillstand bewilligte. Derselbe segelte darauf ostwärts, um auch Schweden und Rußland für deren Auflehnung gegen die Englische Seeherrschaft zu züchtigen, — als plötzlich die Nachricht von einem Ereigniß der folgenreichsten Art diesen ganzen Streitigkeiten ein Ende machte.

Kaiser Paul war in der Nacht zum 24. März 1801 ermordet worden.

Seine an Tollheit grenzende Aufregung hatte eine Höhe erreicht, welche Jedermann am Hofe in beständiger Furcht für Leib und Leben hielt. — Gerade jetzt ging er mit den ausschweifendsten politischen Plänen um. Er hatte den Gesandten in Berlin und Kopenhagen Befehle ertheilt, diese Höfe sofort zu verlassen, und sann auf abenteuerliche Unternehmungen, deren Einzelheiten nie bekannt geworden sind.

Sein ältester Sohn bestieg unter dem Namen Alexander I. den Russischen Thron. Derselbe hatte den Mord seines Vaters zwar nicht ausdrücklich gebilligt, aber doch „zugelassen!" — Um sich in seiner durch so blutige That vor der Zeit erlangten Herrschaft zu befestigen, glaubte er vor allen Dingen des Friedens zu zu bedürfen. Am 17. Juni schloß er mit England eine Convention ab, welche dem nordischen Bündnisse ein

Ende machte, die Brittischen Prätensionen aber, mit geringer Milderung, auch für die Zukunft in Geltung ließ.

Preußen hatte bei diesen Vorgängen eine eigenthümliche Rolle gespielt. Der Beitritt zu den Verträgen der nordischen Seemächte wurde, auf eine Anfrage von London, in Berlin zwar nicht förmlich abgeleugnet, aber auch nicht eingeräumt. Erst auf eine zweite dringende Vorstellung des Englischen Gesandten erfolgte ein unumwundenes Eingeständniß, mit dem Zusatze: Der Berliner Hof sehe sich durch die eingegangenen Verpflichtungen genöthigt, die Sache der neutralen Seemächte durch solche Maßregeln zu unterstützen, wie es der Drang der Umstände erfordern würde.

Unter diesen „Maßregeln" war denn nichts Geringeres verstanden, als die Besitznahme von Hannover. Friedrich Wilhelm III. entschloß sich nur mit größtem Widerwillen und unter dem Drucke des Russischen Einflusses zu einer solchen Erklärung. Kaiser Paul hatte erklärt, seine eigenen Truppen in das Kurfürstenthum zu schicken, falls Preußen dies seinerseits zu thun verweigere. Dem gerade damals als Gast in Berlin anwesenden Sohne Georg's III., dem Herzoge von Cambridge, wurde versichert, daß die Besetzung des Hannöverschen Landes in keiner feindlichen Absicht, sondern nur zu dem Zwecke geschehen solle, um die Russen

und Franzosen von einem gleichen Unternehmen abzuhalten. Man schenkte in London diesem Vorgeben um so leichter vollen Glauben, weil die Englische Regierung sich gegen Preußen, gerade aus Sorge für Hannovers Sicherheit, besonders rücksichtsvoll benommen und ein mit Beschlag belegtes Preußisches Fahrzeug sofort wieder frei gegeben hatte.

Am 30. März 1801 erging eine Bekanntmachung des Ministers v. Schulenburg-Kehnert, welche die Besetzung von Hannover, Oldenburg und Bremen ankündigte, in der ausgesprochenen Absicht, den Engländern die Mündungen der Elbe, Ems und Weser zu verschließen. Gleichzeitig wurde den Hannöverschen Behörden jede Verbindung mit dem Könige von Großbrittannien untersagt; man bemächtigte sich der Kurfürstlichen Kassen und legte dem Lande die Verpflegungskosten der Preußischen Besatzungstruppen auf.

Dieses ebenso auffallende als gewaltsame Verfahren zog indessen nicht so schwere Folgen nach sich, als man hätte erwarten sollen. Theils weil Georg III. sein Land noch lieber in den Händen der Preußen, als in denen der Russen und Franzosen sah, die daselbst nach ihrer Art geplündert und gebrandschatzt hätten; theils auch weil die Besetzung nicht lange dauerte, sondern die Preußen das Land gutwillig wieder räumten, sobald (1. Oktober 1801) der Präliminar-Frieden zwischen Frankreich und England in London zu Stande kam,

dem dann, 25. und 27. März 1802, der Definitiv-Frieden zu Amiens folgte. Anfang Dezember war die alte Regierung bereits vollständig wieder eingesetzt.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Friedrich Wilhelm III. Bonaparte's Anerbieten zurückgewiesen hatte, welcher vorschlug die Hannöverschen Länder dauernd mit Preußen zu verbinden, um dadurch den Zuwachs an Macht und Einfluß zu compensiren, welchen Oesterreich nach den Bestimmungen des Lüneviller Friedens im Reiche erlangen mußte, wenn die jüngere Toscanische Linie des Lothringisch-Habsburgischen Hauses für den Verlust ihres Großherzogthums innerhalb Deutschlands entschädigt wurde.

Hannover war ein Danaergeschenk, welches Preußen von Frankreich empfangen sollte. Daß man bei späteren Gelegenheiten nicht dieselbe Kraft zeigte, die Begierde nach des Nächsten Gut zu unterdrücken, ist für unser Vaterland nur zu verhängnißvoll geworden! —

Während dieser Vorgänge betrieben die Fürsten, welche für ihre Verluste am linken Rheinufer Entschädigungen beanspruchten, ihre Angelegenheiten mit größtem Eifer in Petersburg und Paris. Der Kaiser von Rußland forderte und erhielt, als Gewährleister des Teschner Friedens, das Recht in dieser Sache mitzusprechen. Die entscheidende Stimme aber hatte natürlich zuletzt Bonaparte. Derselbe übertrug dem Fürsten Talleyrand die Oberleitung der Verhandlungen. Da

dieser aber in der Deutschen Geographie wenig bewandert war, so lag die Entscheidung thatsächlich in der Hand eines Unterbeamten, des Elsassers Mathieu, in dessen enger Dachstube die Deutschen Provinzen zerschnitten wurden [1]).

Preußischerseits war Lucchesini nach Paris geschickt worden, dem es gelang für seinen Souverain äußerst günstige Bedingungen zu erwirken. Am 23. Mai 1802 konnte er mit dem Französischen Ministerium einen geheimen Vertrag abschließen, demzufolge die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, das Eichsfeld, Erfurt, Untergleichen, die Stadt und ein Theil des Bisthums Münster, nebst den Abteien Essen, Elten und Werden, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen und das Stift Quedlinburg nebst anderen kleinen Erwerbungen Preußen zugesprochen wurden [2]). Dieselben waren im Vergleich mit den Verlusten des Staates auf dem linken Rheinufer unverhältnißmäßig groß. An die Stelle von 50 Quadratmeilen mit 127,000 Einwohnern, welche man aufgeben mußte, wurden 170 Qua-

---

[1]) Der ältere Hans v. Gagern, der sich als Vertreter des Nassauischen Fürstenhauses in Paris befand, läßt uns durch seine Aufzeichnungen (Mein Antheil an der Politik I. 96 ff.) einen tiefen Blick in den Abgrund von Erniedrigung thun, in welchen sich die Deutschen Fürsten wetteifernd stürzten, um einander die Beute streitig zu machen.

[2]) Ueber Lucchesini's Sendung vergleiche Häusser II. 341 ff.

dratmeilen mit fast 600,000 Einwohnern erworben. Der Ueberschuß der jährlichen Einkünfte betrug drittehalb Millionen Rheinische Gulden. Zugleich wurden dem naheverwandten Oranischen Hause, gegen Verzicht aller Ansprüche auf Holland, die Abteien Fulda und Corvei nebst angrenzenden Ländereien überwiesen, mit der Bedingung, daß diese Besitzungen im Aussterbefall an Preußen fallen sollten, welches dagegen alle Einrichtungen anerkennen mußte, die Bonaparte in Ober-Italien getroffen [1]). Es war ein Zusammenwirken günstiger Ereignisse, dem Preußen einen so vortheilhaften Abschluß verdankte. Der Kaiser von Rußland nämlich, mit Würtemberg, Baden und Baiern nahe verwandt und verschwägert, wünschte diesen Fürstenhäusern besonders reichliche Entschädigungen zuzuwenden. Daß Baiern gegen Oesterreich verstärkt würde, lag ebensowohl im Preußischen als im Oesterreichischen Interesse. Dessen ungeachtet erhoben sich bei den Verhandlungen Schwierigkeiten, indem der Russische Gesandte in Paris, aus Gründen, die bis jetzt nicht aufgeklärt sind, den Absichten seines eigenen Monarchen

---

[1]) Der Vertrag ist niemals vollständig veröffentlicht worden. Der das Haus Oranien betreffende Theil desselben bei Schöll, hist. des traités VI. 254 ff. Den Inhalt giebt im Allgemeinen an: Le Febvre, Geschichte der Cabinette Europas ꝛc., deutsch von Dietzmann I. 235. Häusser II. 375. Menzel, Zwanzig Jahre, p. 597.

entgegenarbeitete [1]). Dies war Veranlassung, daß Friedrich Wilhelm III. und Alexander I., auf Hardenberg's Anregung, sich zu einer persönlichen Zusammenkunft entschlossen, wo man sich über die Mittel zur Förderung der Sache verständigen wollte. Beide Monarchen trafen am 15. Juni 1802 in Memel ein, wohin auch die Königin Louise ihrem Gemahl gefolgt war. Durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bezauberte sie den sehr empfänglichen Kaiser in solchem Grade, daß seit dieser Zeit zwischen beiden Herrscherfamilien ein inniges Freundschaftsbündniß entstand, in Folge dessen der Czar versprach, die Preußischen Absichten auf jede Weise zu unterstützen, wenngleich er sich augenblicklich noch nicht zu förmlich bindenden Erklärungen herbeiließ.

Ein so intimes Verhältniß zwischen Rußland und Preußen schien der Französischen Regierung bedenklich. Der erste Consul beeilte sich deshalb, in jenem Vertrage vom 23. Mai schleunigst die Preußischen Forderungen zu bewilligen, theils um den König möglichst nahe an sich zu fesseln, theils um ihn bei dem Czaren, hinter dessen Rücken diese Abmachungen erfolgten, verdächtig zu machen. Auch mit Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen erfolgte nunmehr bald in Paris eine geheime Verständigung; die gesammte Deutsche Entschädigungs-

---

1) Le Febvre I. 223, bei Menzel 596.

angelegenheit war binnen Kurzem soweit geordnet, daß man einen vollständigen Vertheilungsplan dem Kaiser Alexander noch während seiner Anwesenheit in Memel zur Einsicht und Genehmigung übersenden konnte. Da die Verwandten des Russischen Hauses Alle reichlich bedacht waren und der Kaiser sich geschmeichelt fühlte, indem man ihn gewissermaßen als obersten Schiedsrichter über Deutschland behandelte, so ertheilte er bereits am 3. Juni die Genehmigung des vorgelegten Planes. So war von den Mächten des Auslandes Alles bereits im Voraus angeordnet, ehe noch das Deutsche Reich, über dessen Schicksal entschieden ward, dazu gekommen war, eine eigene Meinung von sich zu geben. Erst am 2. August berief der Kaiser eine Deputation zur schließlichen Berichtigung des Friedensgeschäftes. Am 24. wurden die Sitzungen eröffnet. Da der Französisch-Russische Vertheilungsplan bereits von Preußen und den obengenannten Schützlingen Rußlands im Voraus genehmigt war, so hatten der erste Consul und Alexander I. die Sache vollständig in Händen. Beide erklärten gemeinschaftlich der Reichsdeputation: Es handele sich überhaupt nur um Ausführung des Lüneviller Friedens. Da Kaiser und Reich während des Jahres, welches seitdem vergangen, nicht im Stande gewesen sich zu einigen, so sei der Deutsche Reichskörper dadurch in einen Zustand der Auflösung gerathen, welcher den übrigen Europäischen Staaten

Gefahr drohe. Deshalb seien zwei ganz unabhängige Mächte, Rußland und Frankreich, in edelmüthigster, uneigennützigster Absicht eingeschritten, um, nach Anleitung des Vertheilungsplanes, das Gleichgewicht Deutschlands wieder herzustellen [1]). Der Plan selbst wurde am 18. August mit der Weisung übergeben: Es sei der Wille des Kaisers von Rußland und des ersten Consuls, daß keine Abänderung desselben stattfinden dürfe und die Deputation sich jeder Verzögerung des Abschlusses zu enthalten hätte.

Kaiser Franz, der sich auf diese Art in der beleidigendsten Weise bei dem ganzen Geschäfte außer Thätigkeit gesetzt sah, protestirte gegen ein solches Verfahren, und wollte den Vertheilungsplan lediglich als einen Vorschlag betrachtet wissen, namentlich weil er noch immer hoffte, das von ihm in Besitz genommene Bisthum Passau und einige andere Gebiete zu behalten, welche Bonaparte dem Kurfürsten von Baiern zugesichert hatte. Der erste Consul aber schnitt diese Weiterungen durch einen kühnen Schachzug ab, indem er Lucchesini dahin brachte, daß dieser am 5. September, ohne vorher in Berlin angefragt zu haben, eine Convention zwischen Frankreich, Baiern und Preußen unterzeichnete, in welcher diese drei sich verpflichteten, mit Waffengewalt einzuschreiten, wenn nicht binnen 60 Tagen Passau und

---

[1]) Politisches Journal von 1802. p. 812.

das Land rechts vom Inn an Baiern ausgeliefert wäre. Friedrich Wilhelm III. war zwar über das eigenmächtige Vorgehen seines Gesandten äußerst erzürnt, genehmigte aber dessenungeachtet das Abkommen, als Ergänzung des Vertrages vom 23. Mai [1]).

Neben dieser Passauer Angelegenheit fühlte sich Kaiser Franz besonders dadurch beunruhigt, daß die vollständige Entschädigung seiner aus Italien vertriebenen Agnaten, welche nach Artikel V. des Lüneviller Friedens in Deutschland erfolgen sollte, in dem Vertheilungsplan nicht berücksichtigt war. Er erhob deshalb dringende Beschwerde in Paris und in Petersburg; und weil um diese Zeit dem ersten Consul bereits neue Verwickelungen mit England drohten, auch Rußland sich mit Bonaparte's Vorgehen in Italien nicht überall einverstanden erklärte, so schien es räthlich, die Deutschen Wirren schleunigst zu beenden. Deshalb wurde durch einen am 26. Dezember 1802 zwischen Cobenzl und Joseph Bonaparte abgeschlossenen Vertrag dem Großherzog von Toscana und dem Herzog von Modena eine Vergrößerung ihrer Dotationen in Deutschland bewilligt, und der Kaiser darüber beruhigt, daß er seine Verwandten nicht aus eigenen Mitteln zu unterstützen brauchte. Diesem Umstande ist es wesentlich zuzu-

---

1) Menzel 604.

schreiben, daß die Verhandlungen nun schnell zu Ende gelangten.

Am 25. Februar 1803 erfolgte der viel berühmte und berüchtigte Reichsdeputationshauptschluß. Derselbe enthält im Wesentlichen folgende Bestimmungen: Für Preußen blieb es, mit unbedeutenden Aenderungen, bei dem, was der oben mitgetheilte, sehr vortheilhafte Vertrag vom 23. Mai festsetzte; während Oesterreich, was die Quadratmeilen und Einwohnerzahl betrifft, nicht so gut abschnitt. Statt 469 □ Meilen in den Niederlanden und 400 in Italien, welche es abtrat, erhielt es 500 □ Meilen an Venetianischem Gebiete und 92 □ Meilen durch die Bisthümer Trient und Brixen. Der Großherzog von Toscana wurde Kurfürst von Salzburg. Er bekam das Erzbisthum dieses Namens, nebst anderen Landschaften, zusammen 200 □ Meilen statt der 400, die er in Toscana verlor. Würtemberg, Baden und Hessen-Kassel wurden zu Kurfürstenthümern erhoben und empfingen ebenfalls beträchtliche Gebietserweiterungen. Von allen geistlichen Reichsständen blieben nur drei bestehen: Der Kurfürst Erzkanzler, der, nachdem seine Hauptstadt Mainz an Frankreich abgetreten war, künftig in Regensburg residiren sollte. Außer diesem der Deutsche Ordensmeister und der Großprior des Maltheserordens, welche beide Letzteren ihre Erhaltung dem Umstande verdankten, daß die kriege-

rische Bestimmung dieser geistlichen Ritterschaften ihnen eine besondere Wichtigkeit beizulegen schien. Alle übrigen Bisthümer, Abteien, Klöster u. s. w. wurden säcularisirt und weltlichen Fürsten zugetheilt, denen die Verpflichtung oblag, die beraubten Persönlichkeiten auf Lebenszeit anständig zu versorgen. Von den freien Reichsstädten waren die linksrheinischen, Aachen, Köln, Worms und Speier, an Frankreich abgetreten. Innerhalb Deutschlands vertheilte man 42 derselben unter weltliche Fürsten. Nur sechs der reichsten, welche es verstanden hatten, ihr Geld in Paris an richtiger Stelle anzubringen, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, behielten ihre Selbstständigkeit und wurden zum Theil durch angrenzendes geistliches Besitzthum vergrößert. —

Es ist ohne Weiteres klar, daß die bisherige Verfassung des Deutschen Reiches, die verschiedenen Collegien der Kurfürsten, Fürsten und Stände durch eine so tiefeingreifende Veränderung in ihren Grundlagen erschüttert war. Zwar gab es auch jetzt noch einen Kaiser und ein Reich; aber da von den Staaten nur die größeren bestehen blieben, welche sich schon längst so gut wie vollkommen souverain betrachtet hatten, so war von einem inneren Zusammenhange noch kaum etwas übrig. Die Keime der völligen Auflösung entwickelten sich unter dem beschleunigenden Einfluß der gleichzeitigen politischen Begebenheiten so schnell, daß auch der

Form nach das wirkliche Ende des tausendjährigen Reiches sehr bald hereinbrach.

Wie man sich in der kurzen Zwischenzeit einzurichten suchte, und den großen Körperschaften, welche das einstürzende Gebäude noch äußerlich zusammenhielten, namentlich dem Reichstage und dem Reichskammergerichte ein kurzes Scheindasein fristete, — das Alles ist um so weniger hier zu erörtern, als die kurzlebigen Nothbehelfe, zu denen man griff, auf die Geschichte des Preußischen Staates keinen irgend erheblichen Einfluß geübt haben.

Die Gesammtheit dieser Vorgänge aber ist von der Art, daß man bei dem Untergange der Deutschen Verfassung ein sichtbares Einschreiten der rächenden Nemesis zu gewahren glaubt, die in der Weltgeschichte so oft mit eiserner Faust in die Geschicke der Völker greift. — Kaum zehn Jahre waren verflossen, seit Preußen und Oesterreich mit Heeresmacht aufbrachen, um sich unberufener Weise in die Angelegenheiten des Französischen Volkes zu mischen. Sie wollten dasselbe verhindern, den schmählichen Druck abzuschütteln, den Adel und Geistlichkeit geübt und den die anderen Klassen mit fast übermenschlicher Geduld Jahrhunderte lang getragen. Man erblickte in diesen weltgeschichtlichen Begebenheiten nichts, als eine Bedrohung der königlichen Gewalt und eine Beleidigung des unglücklichen Ludwig XVI., dessen Sturz und blutiges Ende die verbündeten Monarchen

beschleunigten, indem sie ihm zu Hilfe eilten; und doch hatte dieser König, wie achtbar und wohlwollend er als Privatmann sein mochte, durch sein zweideutiges, unaufrichtiges Benehmen das Unheil über sein eigenes Haupt heraufbeschworen. Der Anmarsch der fremden Heere, die er durch geheime Sendboten herbeigerufen, während er sich den Schein gab, die Errungenschaften der Revolution freudig und aufrichtig anzunehmen, führte sein Verderben herbei. Schmachvoll endete die Unternehmung der Coalition; — denn jetzt war der Mann, in dessen gewaltiger Gestalt jene Revolution sich verkörpert hatte, mit seiner unwiderstehlichen Willenskraft Gebieter von Deutschland geworden und vollführte hier, was die Verbündeten in Frankreich vollführen zu können gewähnt. Er stürzte das Deutsche Reich und dessen verrottete Verfassung über den Haufen, indem er aus der Hälfte der Deutschen Fürsten sich eine Vasallenschaar erschuf, die ihm dienstbar sein mußte, um die andere Hälfte niederzuwerfen.

Und doch war das erst der Anfang der Schmach und Schande, die er über Deutschland, vor allem über Preußen gebracht hat!

Sechszehntes Kapitel.

1803—1806.

Es ist schwer zu ermitteln, ob und wie weit die gewaltigen Ereignisse der nun folgenden Jahre bereits jetzt in Bonaparte's Geist geplant und vorausgesehen waren. Soviel steht fest, daß er sehr früh schon sich als den einzigen Mann in Europa betrachten durfte, der fast ohne Widerstand durchzusetzen vermochte, was er beschlossen.

Durch allgemeine Volksabstimmung hatte er sich zum lebenslänglichen ersten Consul ernennen lassen (20. Juni 1802); und wenn bei der Insceneseßung dieses Schauspiels auch vieles Unregelmäßige mitunterlief, so stimmte das Ergebniß doch mit den Wünschen der großen Mehrheit des Französischen Volkes überein, welches nach den unsäglichen Stürmen der Revolution mit Leidenschaft eine feste innere Ordnung des Staatslebens herbeisehnte, und in Bonaparte den einzigen Mann erkannte, welcher ein solches Verlangen zu befriedigen im Stande sei. Schon wenige Wochen nach jenem 20. Juni, der die Republik dem Wesen nach in eine Monarchie verwandelte, folgte (28. August 1802) ein Senatusconsult des Inhalts, daß der erste Consul das Recht haben sollte, seinen Nachfolger selbst zu

ernennen. Gleichzeitig wurden aus der Verfassung alle Bestimmungen entfernt, welche seiner absoluten Gewalt noch einigermaßen hemmend im Wege standen. So gebot Bonaparte's Wort von nun an über das mächtigste, an Hilfsquellen reichste Volk Europas. Dem entsprechend beschloß er, auch nach Auswärts seiner Suprematie in der gesammten Welt volle Geltung und Anerkennung zu verschaffen. Die einzige Nation, welche den Willen und die Kraft besaß, sich diesen Absichten nicht zu fügen, war die Brittische; gegen sie richtete sich daher der glühendste Haß des eifersüchtigen Imperators.

Der alte Kampf zwischen Frankreich und England, der seit Jahrhunderten auf so vielen Schlachtfeldern ausgefochten war, sollte von Neuem beginnen. Bonaparte beschloß für diesen Zweck von den Europäischen Staaten so viele wie möglich zu seinen Werkzeugen zu machen. In Bezug auf Deutschland namentlich ging seine Absicht dahin, die westlich gelegenen Länder auf's engste an das Französische Interesse zu knüpfen, und auf diese Art den Widerstand der übrigen unmöglich zu machen. Bestimmte Formen erlangte dieser Plan erst drei Jahre später, im Allgemeinen aber war er bereits 1803 gefaßt[1]).

---

[1]) Vergleiche die sehr merkwürdige eigenhändige Aufzeichnung Bonaparte's bei Gagern, mein Antheil an der Politik, I. 112., wo

Unmittelbar nach Abschluß des Friedens mit England traten die Anzeichen hervor, daß derselbe nicht von Dauer sein würde. Zuerst waren es kleinliche Anlässe, welche Reibungen herbeiführten. Der erste Consul fand sich durch die Angriffe beleidigt, welche gegen ihn in den Englischen Zeitungen Tag für Tag wiederholt erschienen. Ohne Verständniß für die Brittische Preßfreiheit, legte er jede dieser Veröffentlichungen der dortigen Regierung zur Last, und ließ sich zu Erwiderungen hinreißen, die er eigenhändig für den Moniteur (das amtliche Blatt in Frankreich) aufsetzte. Das gesammte Englische Volk wurde darin als eine Räuberbande bezeichnet, und die Politik des Parlaments mit dem Verfahren in Tunis und Algier auf die gleiche Stufe gestellt. Die Europäischen Staaten rief er in ihrer Gesammtheit zum Kampfe gegen das Inselreich, um den Einfluß desselben vom Continente fern zu halten.

Hiernach war der Ausbruch eines neuen Krieges nur noch eine Zeitfrage. — Den äußerlichen Anlaß gab England selbst, indem es die Räumung von Malta verweigerte; voraussehend, die Franzosen würden sich

---

die Errichtung des Königreichs Westphalen bereits angedeutet ist; mit diesem vereint sollten Baiern, Baden und Würtemberg das Französische Interesse vertreten; Preußen, Oesterreich, Sachsen und Hessen auf der anderen Seite bestehen bleiben.

der Insel bemächtigen, sobald dieselbe, wie die Friedensbestimmungen forderten, für neutral erklärt und von der Englischen Besatzung verlassen wäre. Man berief sich dabei mit Recht auf den Umstand, daß der erste Consul sich auch in anderer Beziehung nicht an die Friedensbestimmungen gehalten, sondern in Italien, der Schweiz und den Niederlanden eigenmächtig Anordnungen getroffen habe, welche Frankreichs bedrohliches Uebergewicht in nicht zu duldender Art verstärkten. Bonaparte suchte zwar seine Schritte zu rechtfertigen und machte darauf bezügliche Vergleichsvorschläge, die aber keine Beachtung fanden. Im Gegentheil erklärte England am 18. Mai 1803 den Krieg.

Der Kampf zwischen beiden Mächten, welcher nun beginnen sollte, hatte das eigenthümliche, daß keine derselben im Stande war, der anderen wirksam beizukommen. Die gesammte Macht Bonaparte's war unwirksam gegen Englands Seeherrschaft, und England wiederum konnte ohne Festländische Bundesgenossen keinen Angriff gegen Frankreich unternehmen.

Da war es natürlich, daß der erste Consul sein Auge auf die einzige verwundbare Stelle richtete, welche der Feind auf dem Continente besaß, nämlich auf das Kurfürstenthum Hannover. Zwar war dieses Deutsche Erbland politisch von jeher außer allem Zusammenhange mit England geblieben. Es hatte seine eigene,

vom Parlamente vollkommen unabhängige Regierung, mit der, als einer selbstständigen Macht, verhandelt wurde. Dies ging soweit, daß Frankreich im Oesterreichischen Erbfolgekriege die Englische Neutralität anerkannte, während Georg II. als Kurfürst von Hannover in Person an der Spitze einer Armee gegen die Truppen Ludwig's XV. zu Felde zog. Der erste Consul aber war nicht der Mann, den dergleichen diplomatische Spitzfindigkeiten beirren konnten. Er beschloß, Hannover zu besetzen. Dabei aber kam unmittelbar der Preußische Staat in Mitleidenschaft. Das Kurfürstenthum lag innerhalb der durch den Baseler Frieden gezogenen Demarkationslinie, welche man in Berlin als das Bollwerk betrachtete, hinter welchem man in Ruhe den Kämpfen auf der anderen Seite derselben zusehen konnte.

Napoleon, dem für jetzt an einem Bruche mit Preußen durchaus nichts gelegen war, welches er vielmehr auf alle Weise an sein Interesse zu knüpfen, wo möglich in förmliche Bundesgenossenschaft zu locken wünschte, hätte nichts dagegen gehabt, wenn Friedrich Wilhelm III. selbst Hannover in Verwahrung genommen hätte. Doch mußte dies aber, so verlangte er, unter der Bedingung geschehen, daß England die Neutralität der Preußischen Flotte anerkannte, wo er dann hoffte, mittelst Preußischer Schiffe den Französischen

Seehandel während des Krieges sicher betreiben zu können [1]).

In der That ließ der König sich bewegen, einen solchen Vorschlag in London zu machen. Allein das Parlament verwarf denselben. Damit war dann, bei der Neutralitätspolitik, die man in Berlin festhielt, die Sache beseitigt, — man ließ lieber die Franzosen tief in Deutschland eindringen, als daß man sich zu einem kräftigen Schritte entschloß, der diesmal, für's erste wenigstens, mit sicherem Erfolge ausgeführt werden konnte. Und doch war es nicht allein die Friedensliebe des Königs, welche ihn gebannt hielt.

Sein gesunder Verstand ließ ihn erkennen, daß Preußen in seiner gegenwärtigen Verfassung zu schwach sei, um in einen großen Kampf einzutreten. Die Mängel seiner noch immer auf längst veralteten Grundlagen ruhenden Armee waren ihm nicht verborgen, aber er besaß nicht Entschlossenheit genug, um die nothwendigen Aenderungen gegen den passiven Widerstand seiner unfähigen Umgebungen durchzusetzen [2]). Dabei war der König noch immer überzeugt, mit Bonaparte

---

[1]) In diesem Sinne hat er sich später gegen Haugwitz ausgesprochen. Memoires inédits p. 26. Lombard's Materialien p. 85. 98.

[2]) Interessante Aufschlüsse über diese Verhältnisse giebt Massenbach in seinen Denkwürdigkeiten III. 251.

auf so gutem Fuße zu stehen, daß dieser ohne Preußens Vorwissen gewiß keinen entscheidenden Schritt thun würde. Der Irrthum wurde erst klar, als der in Holland stehende General Mortier Befehl erhielt, mit seinem etwa 12,000 Mann [1]) starken Corps in Hannover einzurücken (Mai 1803). Nur schlecht ausgerüstet, ohne Zelte, ohne gehörigen Vorrath an Munition, gelangte diese Französische Truppe an die Grenzen des Kurfürstenthums. Die brave Hannöversche Armee, unter Feldmarschall Wallmoden, war den Feinden an Zahl weit überlegen, auch bereit sich dem Einmarsch derselben kräftig zu widersetzen. Allein weder Georg III. noch das kurfürstliche Ministerium wünschte sich auf einen Kampf einzulassen. Die dringendsten Anträge des Feldmarschalls, der die Soldaten auf Kriegsfuß setzen wollte, waren zurückgewiesen worden. Der König verlangte, man solle die Truppen wo möglich einschiffen und nach England hinüberführen. Als Wallmoden mit Vorstellungen nicht nachließ, erhielt er die berüchtigt gewordenen Anweisungen, welche die trostlose Schlaffheit des Junkerregiments in Hannover trefflich kennzeichnen: Man müßte Alles vermeiden, was Ombrage und Aufsehen erregen könnte; auch in keinem Falle den Truppen

---

[1]) Napoleon gab in seiner bald zu erwähnenden Unterredung mit Lucchesini, die Stärke auf 16,000 an.

gestatten zu feuern, sondern nur im dringendsten Nothfalle das Bayonet mit Moderation zu gebrauchen[1]).

So ließ man, nachdem es kaum zu ein Paar unbedeutenden Gefechten gekommen war, die Franzosen ohne Widerstand einrücken.

Am 3. Juni schloß Mortier zu Suhlingen mit der Regierung eine Convention, derzufolge die Hannöver'sche Armee nach Auslieferung der Geschütze und Munition sich in's Lauenburgische zurückziehen, das ganze Land aber in Französische Verwaltung übergehen sollte. Von den Truppen wurde das Versprechen verlangt, während des Krieges nicht gegen Frankreich zu dienen, wofern sie nicht gegen etwa von England zu machende Französische Gefangene ausgewechselt würden. Alles das vorbehaltlich der Genehmigung des ersten Consuls.

Diese letzte Bedingung verheimlichte man von der einen Seite aus Furcht, von der anderen aus Arglist dem Feldmarschall Wallmoden, der deshalb einen schon jetzt verbindlichen Vertrag voraussetzte, und sich beeilte, die Festung Hameln und alle Kriegsvorräthe des Landes dem Feinde zu überliefern. Napoleon schämte sich nicht, diese Täuschung bestens auszunutzen. Denn als das Parlament von der vorbehaltenen Auswechselung

[1]) Ueber die vergeblichen Versuche, diese Erlasse abzuleugnen, vergl. Ompteda, die Ueberwältigung Hannovers. 1862. p. 153. und Häusser II. 450. Note 1.

seiner eigenen Truppen nichts wissen wollte, erklärte er an den Vertrag nicht mehr gebunden zu sein. Er werde Hannover nun ganz nach Kriegsrecht behandeln. Wallmoden, auf's äußerste empört, dachte noch einmal an Widerstand. Allein die Niederträchtigkeit der ganzen Verhandlung hatte in der Armee eine so böse Stimmung erregt, daß man nicht wagen durfte, sie gegen den Feind zu führen.

Am 5. Juli mußte man sich (auf einem in der Elbe geankerten Schiffe kamen die Bevollmächtigten zusammen) zu einem neuen Vertrage verstehen, der Alles nach Bonaparte's Verlangen ordnete. Nur geringe Milderungen in Bezug auf die Entwaffnung des Heeres, welches ursprünglich für kriegsgefangen erklärt werden sollte, waren zu erlangen.

In der That behandelte Mortier das Kurfürstenthum wie ein erobertes Land, das er mit äußerster Strenge in Contribution setzte. Zwar zeigte Bernadotte, der ihn 1804 als Nachfolger im Commando ablöste, etwas mehr Menschlichkeit, allein es wurde dennoch berechnet, daß das Land, dessen sämmtliche Jahreseinkünfte noch nicht fünf Millionen betrugen, während der $\frac{9}{4}$ Jahre der Französischen Besetzung außer unermeßlichen Naturallieferungen 26 Millionen Thaler hatte zahlen müssen. Dabei wurden die Hannoveraner mit dem Bonaparte'schen Polizei- und Spionierwesen beglückt, alles alte Deutsche Herkommen verhöhnt und

abgestellt, und so gleichsam das Vorspiel zu alle dem aufgeführt, was die Franzosen über ganz Deutschland zu verhängen beschlossen hatten [1]).

Kaiser und Reich sahen dem ruhig zu. Kaum ermannte man sich zu einer Beschwerde oder einem unfruchtbaren Proteste, weshalb auch die Franzosen in ihrem Uebermuthe immer weiter gingen. Ohne jeden Rechtstitel besetzten sie Theile des Hamburger Gebietes, erhoben Zwangsanleihen in dieser reichen Stadt, und sperrten die Mündungen der Weser und Elbe den Englischen Schiffen, worauf diese zur Vergeltung durch eine förmliche Blokade die Ausfuhr auf beiden Flüssen unmöglich machten, und damit den Deutschen, namentlich auch dem Schlesischen Handel tödtliche Wunden schlugen. Die Schlesier konnten ihre Leinwand nicht mehr nach Spanien und Amerika führen; der Ruin jenes einst so blühenden Gewerbes schreibt sich aus diesen Tagen her.

Damit Preußen, dessen Interesse bei diesen Vorgängen so schwer verletzt war, sich nicht zu irgend einer unbequemen Kraftäußerung ermanne, fuhr man in Paris fort, dem Könige auf alle Weise durch Redensarten zu schmeicheln. Bonaparte ließ durchblicken, es liege in seinem Plane, in Norddeutschland eine stärkere Macht, als Gegengewicht gegen Oesterreich, zu begründen, weshalb er geneigt sei, das Preußische Gebiet zu

---

[1]) Häusser a. a. O. 466.

erweitern. Wenn es ihm gelang, diesen Staat, der noch immer ein Heer von 200,000 Mann in's Feld stellen konnte, zum Bundesgenossen zu erhalten, so war Frankreich gegen einen möglichen Angriff der Russen und Oesterreicher gedeckt, und konnte seine gesammte Macht ungestört dem Kampfe mit England zuwenden. Daraus erklärt es sich, daß der Französische Gesandte am 4. Juni 1803 in Berlin den förmlichen Antrag zu einem solchen Bündnisse überreichte.

Friedrich Wilhelm III. gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Persönlich war er eigentlich dem ersten Consul geneigt, und von höchster Bewunderung für dessen glänzende Feldherrn- und Regenteneigenschaften erfüllt. Um so mehr erklären es die Franzosen bis auf den heutigen Tag für einen großen Fehler, daß er sich nicht sofort zur Bundesgenossenschaft mit Bonaparte entschloß[1]), welche für Preußen den Weg zur Oberherrschaft in Deutschland, vielleicht zur Kaiserwürde für das Hohenzollern'sche Haus eröffnet hätte. Auf der anderen Seite aber darf man mit Recht behaupten, daß eine solche Gefügigkeit gegenüber den Französischen Wünschen wohl nur der erste Schritt zu einem glänzenden Vasallenthum gewesen wäre. — Einfach zurückweisen aber ließ sich das Ansinnen des

---

[1]) Le Febvre I. 314—324, bei Menzel 640. Häusser II. 470 ff.

mächtigen Herrschers der Franzosen gerade damals um so weniger, als dessen bedrohliche Macht durch die Besetzung Hannovers den Preußischen Grenzen in bedenkliche Nähe gerückt war. Der König von Preußen beschloß deshalb zu Unterhandlungen zu schreiten. Der erste Consul befand sich in Brüssel. Dorthin wurde Lombard mit einem eigenhändigen Schreiben Friedrich Wilhelm's abgeschickt, um darüber in's Klare zu kommen, was eigentlich beabsichtigt wäre. Bonaparte verstand es, den Gesandten durch zuvorkommende Aufnahme vollständig zu bezaubern. Mit anscheinender Genugthuung hörte er die Anträge desselben an, welche dahin gingen, daß Preußen, wo möglich in Uebereinstimmung mit Rußland, während des bevorstehenden Krieges neutral bleiben und dafür sorgen wollte, daß Frankreich von keiner Macht des Festlandes angegriffen würde, wogegen Bonaparte seinen, dem Deutschen Handel verderblichen Maßregeln in Bezug auf die freie Flußschifffahrt entsagen wollte.

Die Antwort, welche Lombard auf diese Anträge erhielt, war sehr geschraubter Natur; es wurde nichts in Aussicht gestellt, als daß bei dem zukünftigen Frieden über Hannover nur im Einverständnisse mit dem Könige verfügt werden sollte.

Preußens Stellung war nicht beneidenswerth. Die Unterhandlungen mit Frankreich brachten keinen Gewinn, sondern erregten nur bei den Russen und Oester-

reichern Verdacht. Man fühlte sich mit seiner Neutralitätspolitik inmitten der Europäischen Völkerfamilie durchaus vereinsamt. Da tauchte der Gedanke auf, den alten Fürstenbund wieder in's Leben zu rufen. Carl August von Weimar, der sich früher für diese Idee thätig bewiesen, sollte auch jetzt in derselben Richtung wirken, wozu er auch sich bereit erklärte. Er sandte den berühmten Johannes v. Müller, der gerade in Weimar war, nach Berlin, um zu erforschen, welche Stellung man dem Oesterreichischen Staate einzuräumen gedächte. Ein besonderes Ergebniß hatte das nicht, doch erfolgte bei dieser Gelegenheit der bereits oben erwähnte Uebertritt des gefeierten Historikers in den Preußischen Staatsdienst.

Während diese unfruchtbaren Unterhandlungen im Gange waren, erscholl plötzlich die Kunde von einer Gewaltthat ohne Gleichen, die Bonaparte verübt hatte. In Paris war eine Verschwörung zur Wiederherstellung der Bourbons und Beseitigung des ersten Consuls entdeckt worden. Das Haupt des Complotts glaubte man in dem letzten Sprossen der Condés, dem Herzoge von Enghien, der sich in Ettenheim im Badischen, umgeben von einem Schwarm von Emigranten, aufhielt. Am 14. März 1804 ging eine Abtheilung Französischen Militairs ohne Weiteres über den Rhein, besetzte Ettenheim und führte den Herzog von Enghien gefangen über Straßburg nach Vincennes, wo ein Kriegsgericht

gehalten und der Prinz, dem man nicht gestattete sich persönlich an den ersten Consul zu wenden, auf Befehl des General Savary ohne weiteres erschossen wurde.

Ob dieser tragische Ausfall, wie Bonaparte behauptet, dem übertriebenen Diensteifer des Generals, oder dem Willen des ersten Consuls direct zuzuschreiben ist, bleibt dahingestellt. An allen Europäischen Höfen erregte die That den größten Abscheu. In Berlin dachte man einen Augenblick daran, die Unterhandlungen mit Frankreich abzubrechen. Als aber Bonaparte seine Empfindlichkeit über eine solche Kritik seiner Handlungen sogleich zu erkennen gab, indem er Truppenverstärkungen in Hannover ankündigen ließ, beruhigte sich der König und suchte den gefürchteten Mann dadurch zu begütigen, daß der Preußische Gesandte in Regensburg Befehl erhielt, gegen jeden Schritt zu stimmen, den das Reich auf Andringen Rußlands und Schwedens wegen der in Ettenheim verübten Gebietserweiterung beschließen möchte. In der That wurde, da auch das zunächst betheiligte Baden eingeschüchtert war, jede mißliebige Aeußerung verhindert. Der Reichstag schien überhaupt in dem Vorgefühle der nahenden völligen Auflösung das Bewußtsein für die großen, ganz Deutschland bedrohenden Ereignisse verloren zu haben. Man beschäftigte sich eifrig mit den Rang- und Stimmverhältnissen der neuen Kurfürsten, mit den Beschwerden der von verschiedenen Regenten unterdrückten Reichs-

ritterschaft und ähnlichen Dingen, als ob eine Entschließung über solche Angelegenheiten bei dem Drange der gewaltigen, im Anzuge begriffenen Umwälzung von irgend welcher Bedeutung gewesen wäre!

Durch das Alles wurde Bonaparte mit vollem Rechte in der Ueberzeugung bestärkt, daß er sich bei der Verwirklichung seiner Absichten, seien sie noch so weitreichend, keinerlei Zwang aufzulegen brauchte. Er ließ sich von seinem Senate die erbliche Kaiserwürde antragen, die er mit den Worten annahm: „Er hoffe, Frankreich werde die Ehre, mit der es sein Geschlecht umgebe, niemals bereuen." Am Pfingstsonntage, 20. Mai 1804, wurde das neue Kaiserthum ausgerufen. Die Verfassung des Reichs, die man zum Schein bestehen ließ, erhielt solche Aenderungen, daß der absoluten Macht des neuen Herrschers nichts mehr im Wege stand. Die Anerkennung der fremden Mächte ließ nicht auf sich warten. England, Rußland und Schweden waren die einzigen, welche eine Ausnahme machten. Bereits am 27. Mai beglückwünschte Friedrich Wilhelm III. den Kaiser Napoleon I. durch ein eigenhändiges schmeichelhaftes Schreiben, welches mit den Worten schloß: „Sie werden in meiner Art zu denken und zu handeln stets dieselbe Offenheit und das Vertrauen auf Ihre Gesinnungen wiederfinden, welche ich mir stets angelegen sein ließ, Ihnen zu beweisen." Als Pfand dieses gegenseitigen Vertrauens erfolgte am 4. Juni die Unterzeich-

nung einer Uebereinkunft, durch welche Preußen sich verpflichtete, keinen feindlichen Truppen den Durchzug durch das nördliche Deutschland zu gestatten, wogegen Napoleon die Neutralität Preußens zu garantiren und die Besatzung von Hannover nicht zu verstärken versprach.

Daß Oesterreich die Anerkennung des neuen Kaisers bis zum 14. August verzögerte, hatte seinen Grund in dem Bestreben, eine neue Form zu finden, unter welcher Kaiser Franz der nunmehr voraussichtlich bevorstehenden Auflösung des Deutschen Reiches mit möglichstem Anstande zusehen könnte. Am genannten Tage wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, Franz II. habe sich bewogen gefunden, sich selbst und seinem Hause die Würde eines Oesterreichischen Kaisers beizulegen. Gleichzeitig mit diesem Entschluß wurde die Anerkennung Napoleons in Wien verkündet.

Von diesem Tage an rollen die Geschicke Deutschlands und Preußens mit stets wachsender Schnelligkeit ihrer Erfüllung entgegen.

Daß ein neuer Krieg im Anzuge sei, war unzweifelhaft. Der Bruch zwischen Frankreich und Rußland kündigte sich an. Kaiser Alexander fühlte sich tief gekränkt, seit er gewahr wurde, daß Frankreich ihm zwar dem Namen nach eine entscheidende Mitwirkung bei Feststellung der Deutschen Angelegenheiten zugestand, in der That aber verfuhr, ohne auf ihn Rücksicht zu

nehmen, wie denn auch die Besetzung Hannovers erfolgt war, ohne Rußland zu befragen. Das Verlangen des Petersburger Hofes, der Reichstag solle für die Ettenheimer Affaire und die Ermordung Enghien's Rechenschaft fordern, war wirkungslos verhallt, und hatte in Paris nur Erbitterung erzeugt, die zu offenem Bruche führte. Im August 1804 erfolgte die Abberufung der beiderseitigen Gesandten.

Mit Rücksicht auf diese drohenden Verwickelungen wollte Napoleon den Bruch mit Preußen vermeiden, und ergriff mit Eifer eine sich gerade darbietende Gelegenheit, um dem Könige ein Zeichen der Hochachtung zu geben, indem er auf dessen Verwendung den Englischen Geschäftsträger Rumbold freiließ, den er in einem Anfalle von Wuth über die Brittische Politik hatte in Haft nehmen lassen (2. November 1804). Dies traf mit dem Zeitpunkte zusammen, wo Pitt auf's Neue das Staatsruder ergriff, welches er nach Abschluß des Friedens von Amiens niedergelegt hatte. Diesem unversöhnlichen Feinde der Französischen Revolution gelang es, zwischen Oesterreich und Rußland unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses eine Verbindung zu Stande zu bringen (4. November 1804), die den Grund zu einer dritten Coalition gegen Frankreich legen, und die stets bedrohlicher werdenden Uebergriffe des neuen Kaiserreichs in Schranken halten sollte. Die beiden Mächte versprachen einander 350,000 Mann auf die

Beine zu bringen, um die Wiedereinsetzung der vertriebenen Italienischen Fürsten, für Oesterreich aber die Erwerbung der Baierischen Landestheile zu bewirken, welche schon so oft den begehrlich ausgestreckten Händen des Kaisers entschlüpft waren. Am 11. April 1805 schloß England selbst sich den Verbündeten an, mit der ausgesprochenen Absicht: „Eine Staatsordnung in Europa herzustellen, welche den Französischen Anmaßungen ein Ziel setzte." Käme es zum Kriege, so sollte nicht eher Frieden geschlossen werden, als bis Frankreich in seine alten Grenzen zurückgedrängt sei. Jeder der Theilnehmer verpflichtete sich, nicht ohne Genehmigung aller Andern vom Kampfe zurückzutreten. Schweden schloß sich diesem Bündnisse an, dessen Armee man nun auf die Stärke von 500,000 Mann zu bringen hoffte [1]).

---

[1]) Der junge König von Schweden, Gustav IV., war von glühendstem Hasse gegen das Treiben der Revolution, und ganz besonders auch gegen Napoleon durchdrungen, der ihn durch beleidigende Aeußerungen gereizt hatte. Die Anerkennung, welche dem Usurpator von den alten Fürstenhäusern entgegengebracht wurde, erfüllte Gustav IV. mit Verachtung gegen diese Regenten, namentlich gegen den König von Preußen. Als er erfuhr, Friedrich Wilhelm III. habe den neu gestifteten Orden der Ehrenlegion angenommen, und dafür dem Kaiser Napoleon den schwarzen Adlerorden übersandt, schickte der König von Schweden die Insignien dieses Ordens mit einem in heftigen Ausdrücken abgefaßten Schreiben nach Berlin zurück. Das ganze spätere Leben dieses Schwedenkönigs hat übrigens bewiesen, daß bei ihm, wie die Engländer zu sagen pflegen, „eine Schraube lose war."

Schwedens Beitritt zur Coalition war, obgleich man sich in Berlin den Anschein gab, diese Macht zweiten Ranges geringschätzig zu behandeln, dennoch für Preußen von bedrohlichster Bedeutung. In den Neuvorpommerschen Häfen konnten nun Englische Truppen landen, und die Sperrung der Elbe und Weser durch Oeffnung der Pommerschen Strommündungen unwirksam gemacht werden. Dann war der Krieg in unmittelbarer Nähe nicht abzuwenden, und die sorgsam gehütete Preußische Neutralität ferner unhaltbar. Napoleon zögerte nicht, die neu entstandene Coalition durch immer größere Eigenmächtigkeiten förmlich zum Kampfe herauszufordern.

Am 17. Mai 1805 ließ er sich zum König von Italien erwählen und setzte sich am 26. Mai in Mailand mit eigenen Händen die eiserne Krone der alten Deutschen Könige auf.

Alle Welt war jetzt überzeugt, daß Preußen nunmehr aus seiner Neutralität heraustreten und sich entweder für die eine oder die andere Partei entscheiden mußte; weshalb auch sowohl Napoleon als die gegen ihn verbündeten Mächte jetzt den König und die einflußreichsten Personen seiner Umgebung zu einem Entschlusse zu bewegen suchten. Kaiser Alexander schickte im Januar 1805 seinen Adjutanten Winzingerode nach Berlin, um durch Versprechung von Gebietserweite-

rungen, und gleichzeitig durch Drohen[1]) mit einem Einfall an der Schwedisch-Pommerschen Grenze zu wirken; doch wurde der Erfolg dieser Sendung schon dadurch vereitelt, weil man den bereits mit England, Schweden und Oesterreich erfolgten Abschluß verschwieg, um das Geheimniß nicht zu verletzen, welches die Verbündeten einander gelobt hatten. Friedrich Wilhelm III. ließ erklären, er werde unwandelbar bei seinem Neutralitätssystem verharren. Auch in Wien versuchte Preußen friedliche Gesinnungen zu erwecken; und man kann nicht leugnen, daß die Gründe, welche Hardenberg geltend machte, in Betracht der Zustände in Preußen nur zu gewichtig waren. Er erinnerte daran, wie schmählich 1792 der Versuch abgelaufen war, Frankreich zu bekämpfen, welches sich damals im Zustande innerer Auflösung befand. Was, fragt er, kann man jetzt erwarten, wo sieggewohnte Heere unter Anführung eines unüberwindlichen Feldherrn zu bekämpfen sind? Und wo, vor allen Dingen, ist der Mann, der das allgemeine Vertrauen in dem Grade besitzt, daß man ihn an die Spitze eines solchen Unternehmens stellen könnte?

---

[1]) Aus dem Briefwechsel zwischen Gentz und Johannes von Müller (Mannheim 1840) p. 117 ergiebt sich, daß man in Wien den Plan ersonnen hatte, Preußen durch Russische Drohungen zum Beitritt zur Coalition zu zwingen.

Die Verbündeten ließen sich indessen von solchen Betrachtungen nicht aufhalten. Durch immer neue Eigenmächtigkeiten Napoleons wurden sie zum Kriege gezwungen, auch wenn sie denselben hätten vermeiden wollen. Er vereinigte Genua, Parma und Piacenza mit Frankreich, ertheilte seiner Schwester Elise das Fürstenthum Piombino, dem er auch bald Lucca hinzufügte, und begann mit einem Worte schon jetzt, Europa wie eine große Versorgungsanstalt für die Familie Bonaparte zu behandeln, was er ja bekanntlich später im großartigsten Maßstabe durchgeführt hat.

Rußland und Oesterreich waren zum Widerstande entschlossen. In Wien wollte man den Feldzugsplan vereinbaren; allein sofort wurde klar, daß beide Mächte nicht im Stande waren, ihre Armeen in solcher Stärke ausrücken zu lassen, wie es auf dem Papiere stand. Große Schwierigkeiten bereitete auch die Wahl des Feldherrn. Erzherzog Carl wäre die geeignete Persönlichkeit gewesen, doch gestattete die Eifersucht des kaiserlichen Bruders seine Ernennung nicht. Der wegen seiner Gefügigkeit bei den Engländern beliebte General Mack wurde an die Spitze gestellt; und nur zu bald zeigte der Erfolg, wie unzweckmäßig die Wahl eines Mannes war, der allenfalls zu einem Generalquartiermeister, aber nicht zum Feldherrn taugte.

Die Oesterreicher begannen ihre Operationen damit, daß sie in Baiern eindrangen, um den Kurfürsten zum

Anschluß an die Coalition zu nöthigen. Maximilian Joseph aber, mit Recht argwöhnisch, daß es sich auch diesmal wieder um eine Zerstückelung seines Landes handle, entwich mit seinen Truppen nach Würzburg und rief Napoleons Hilfe an. Am 24. August schloß er mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß, wofür ihm Gebietserweiterung versprochen wurde. Baden folgte diesem Beispiele und stellte am 1. Oktober, durch einen zu Ettlingen geschlossenen Vertrag, sein Contingent den Franzosen zur Verfügung. Etwas mehr Schwierigkeiten machte der hochmüthige Kurfürst Friedrich von Würtemberg, den überdies das wegwerfende Benehmen einiger durch sein Land ziehender Französischer Generale in Wuth gesetzt hatte. Als indessen Napoleon sich am 2. Oktober persönlich in Ludwigsburg einfand, verstand er es, den kleinen Despoten und dessen Gemahlin (eine Englische Prinzessin) durch geschicktes Benehmen binnen wenig Minuten so zu bezaubern, daß Beide ihn für den größten Mann aller Zeiten erklärten [1]). Würtemberg stellte ihm nun ebenfalls sein Contingent zur Verfügung, so daß noch vor Beginn des Kampfes den Oesterreichern ein großer Theil der Unter-

---

[1]) Eine noch lebende alte Dame, welche am Würtembergischen Hofe erzogen worden, war bei dem Empfang Napoleons Seitens der Kurfürstin zugegen. Sitzend und mit steifer vornehmer Miene empfing die Königliche Hoheit „diesen Menschen," wie sie

stützung entzogen war, auf die sie sich in Süddeutschland Rechnung gemacht hatten.

Wie einst bei seiner Rückkehr aus Egypten und bei dem Uebergange über die Alpen, so verstand Napoleon es auch jetzt, die Gegner über seine wahren Absichten vollständig zu täuschen. Mit dem Gedanken eines Angriffs auf England beschäftigt, hatte er die unglaublichsten Anstrengungen gemacht, eine Flotte und ein großes wohlgerüstetes Landungheer in Boulogne zu versammeln. Ob er im Ernste an die Ausführung eines so abenteuerlichen Projectes dachte, ist zweifelhaft. Jedenfalls überzeugte er sich allmählich von der Unausführbarkeit seiner Absichten, und beschloß nunmehr diese gewaltigen Streitkräfte gegen die Coalition seiner Feinde auf dem Festlande in's Feld zu schicken. Um des Erfolges ganz sicher zu sein, beschloß er, die 80,000 Mann Oesterreicher unter Mack's Befehl anzugreifen und zu vernichten, bevor das Russische Hilfsheer Zeit hätte herbeizukommen. Mit bewunderenswürdiger Umsicht bestimmte er die Märsche der einzelnen Corps, die sich zur bestimmten Zeit an der oberen Donau zusammenfinden sollten. Indem er die Besatzungstruppen aus

---

ihn nannte. Kaum aber hatte Napoleon seine ersten, sehr geschickten Schmeicheleien vorgebracht, als die hohe Dame auch schon vollständig gewonnen war und sich mit „Sr. kaiserlichen Majestät" auf das leutseligste unterhielt.

Hannover und die in Holland stehenden Regimenter herbeirief, war es möglich 170,000 Mann zusammenzubringen. Die Marschrouten wurden so gelegt, daß das Ziel der Unternehmung möglichst verborgen blieb; er ließ das Gerücht aussprengen, es handle sich nur um ein bei Straßburg aufzustellendes Observationscorps. So vollkommen gelang die Täuschung, daß die Oesterreicher sich noch mit der Hoffnung schmeichelten, angriffsweise verfahren zu können, als die verschiedenen Französischen Heerestheile ihnen schon ganz nahe waren. Selbst die Einsichtsvollsten gaben sich so sehr der Verblendung hin, daß Gentz noch am 27. August 1804 an Johannes v. Müller schreiben konnte[1]): „Bonaparte, das sehen wir jetzt, raset nur in Worten und Thaten, so lange er weiß, daß er es mit Sicherheit thun kann. Krieg will er nicht. Die Welt im Frieden erobern und die Waffen führen, während Andere die Hände in den Schooß legen, das ist seine Sache!"

Bald genug sollte man die Folgen einer so groben Selbsttäuschung gewahr werden. Je näher die Entscheidung rückte, um so größer wurden die Bemühungen beider Parteien, Preußen mit seiner Armee aus der verhängnißvollen Neutralitätspolitik aufzurütteln und zu sich herüberzuziehen. Im September erschien Oesterreichischerseits Graf Meerveldt in Berlin, um noch im

---

[1]) Gentz und Johannes v. Müller's Briefwechsel p. 86.

letzten Augenblick den König zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Auch Duroc fand sich wieder ein, um im Namen Napoleons Hannover, als Preis einer Französischen Allianz, anzubieten. Man wies das nicht unbedingt ab, sondern verhandelte darüber, ob Preußen das Land in Verwahrung, oder förmlich in Besitz nehmen sollte; Couriere flogen hin und her, jedoch bevor es zum Abschlusse kam, wurde durch ganz unerwartete Vorgänge die Stimmung in Berlin umgewandelt und der König dahin gebracht, die Anträge beider Parteien zurückzuweisen und sich fester als je an seine Neutralitätspolitik anzuklammern.

Am 19. September nämlich zeigte Kaiser Alexander an, er werde 100,000 Mann auf dem Wege durch Südpreußen und Schlesien zu den Oesterreichern stoßen lassen. Obgleich er dazu Preußens Einwilligung erbat, so war das doch nur eine leere Form, und der Tag des Einmarsches bereits festgesetzt. Durch diese eigenmächtige Verletzung seiner Neutralität fühlte Friedrich Wilhelm III. sich um so tiefer beleidigt, weil er glaubte von Rußland mit ebenso viel Ueberhebung behandelt zu werden, wie Oesterreich kurz vorher gegen Baiern bewiesen [1]); auch mußte er befürchten, daß Frankreich die Gewährung des Russischen Vertrages für eine offene Feindseligkeit erklären würde. Diese Erwägungen riefen

---

[1]) Menzel, Zwanzig Jahre p. 659.

den Entschluß hervor, die Armee auf Kriegsfuß zu setzen und gegen die Weichsel vorrücken zu lassen. Haugwitz wurde nach Wien gesandt, um von dieser Maßregel Kenntniß zu geben, was denn bewirkte, daß man eiligst den Russischen Kaiser ermahnte, von einem Entschlusse abzustehen, der Preußen leicht in das Französische Lager treiben könnte. Allein Napoleon sorgte selbst dafür, daß dies nicht geschah, indem er eine Rücksichtslosigkeit beging, welche den König noch weit mehr verletzte, als das Russische Verfahren. Ein Französisches Corps unter Bernadotte marschirte, um seinen Weg an die Donau abzukürzen, durch Anspach, ohne sich an die Protestation der dortigen Preußischen Behörden zu kehren. Zwar traf sogleich ein Brief Napoleons ein, welcher den Vorfall entschuldigen und als eine unbedeutende, leicht zu übersehende Kleinigkeit darstellen sollte; allein Friedrich Wilhelm III. fühlte sich auf's Tiefste beleidigt, um so tiefer, weil sein Gemüth durch die von Russischer Seite erfahrene Behandlung noch in Aufregung war. Und doch lag der Anspach'sche Fall ganz anders. In Betracht, daß die in das Kriegsgebiet hineinragenden Fränkischen Fürstenthümer sich schwer in strenger Neutralität würden behaupten lassen, hatte man bereits bekannt machen wollen, der Durchmarsch aller Theile solle hier, sofern sie ihre Bedürfnisse baar bezahlten, gestattet sein. Auf Hardenberg's Vorstellung jedoch, der seine Statthalterschaft schonen wollte, unter=

blieb das, und Anspach und Baireuth wurden als neutrales Gebiet angesehen. Napoleon mochte nun in der That glauben, daß man es nicht so genau nehmen, und sich mit seiner Entschuldigung zufrieden stellen würde; aber er irrte. Der König war so erzürnt, daß er in einem Ministerrath am 7. Oktober erklärte, ohne eine eklatante Genugthuung lasse sich der Krieg mit Frankreich nicht mehr vermeiden. So tief wurzelte das Gefühl dieser Kränkung in seinem Herzen, daß er noch viel später, als ganz andere, unendlich schwerere Leiden über ihn verhängt waren, die Anspach'sche Angelegenheit immer wieder zur Sprache brachte [1]).

In Wien sowohl als in Petersburg erkannte man, daß jetzt der Moment gekommen sei, um Preußen in das gemeinschaftliche Interesse hineinzuziehen. Durch Napoleons Verfahren war die Beleidigung der Russen bei dem Könige fast vergessen gemacht. Eine schon früher angeregte Zusammenkunft der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, welche in Krakau stattfinden sollte, wurde nach Berlin verlegt. Am

[1]) Menzel 665. Häusser II. 613. — Napoleon erzählt in seinen Memoiren: (Las Cases IV. 263.) Dans toutes nos rencontres depuis, quelques grands que fussent les intérêts du moment, il les laissait toutes de côté, pour revenir à me prouver, que j'avais bien réellement violé son territoire à Anspach. Il avait tort; mois enfin il en était persuadé, et son ressentiment était celui d'un honnète homme.

25. Oktober fand sich Alexander I. daselbst ein. Statt des Kaisers erschien am 30. dessen Bruder, Erzherzog Anton. Am 3. November wurde in Potsdam ein Abkommen geschlossen, wonach Preußen vermittelnd zwischen Napoleon und den Verbündeten aufzutreten versprach. Ein allgemeiner Congreß sollte berufen werden, um einen von allen Seiten gesicherten Europäischen Friedenszustand aufzurichten. Würden die Grundlagen, die man für denselben aufstellte, nicht binnen vier Wochen von Napoleon genehmigt, so versprach Preußen mit 180,000 Mann in's Feld zu rücken. Zu diesem Zwecke wollte Rußland Englische Subsidien vermitteln und (laut eines geheimen Artikels) Englands Einwilligung in einen Tausch, oder in die Abtretung Hannovers bewirken.

Die Zusammenkunft der Monarchen schloß mit einer Scene, welche Alexander's nervös sentimentalem Wesen entsprach. Als man am Abend des 3. November in nächtlicher Stunde sich trennen wollte, verlangte der Czar, man möchte den eben geschlossenen Herzensbund am Sarge Friedrich's des Großen bekräftigen. Dem Könige waren dergleichen empfindsame Auftritte von Grund aus zuwider, doch konnte er dem Gaste die Bitte nicht abschlagen. Bei Fackelschein wurde die Gruft der Potsdamer Garnisonkirche geöffnet. Unter rührenden Betheuerungen ewiger Anhänglichkeit und Freundschaft umarmte Alexander den König und auch

die Königin Louise, deren Schönheit auf sein empfängliches Herz gewaltigen Eindruck gemacht hatte. Dann reiste er zum Kampfplatz, wo aber keine Lorbeeren seiner warteten.

Unterdessen waren an der Donau die Geschicke Oesterreichs bereits entschieden. Die Nichtachtung der Anspach'schen Neutralität hatte es Napoleon möglich gemacht, seine sämmtlichen Armeecorps so vorrücken zu lassen, daß der nichts ahnende Mack, welcher in der Nähe von Ulm Stellung genommen, vollständig umzingelt wurde. Durch die geniale Art, mit welcher die Franzosen ihre Märsche ausgeführt, war es ihnen gelungen, den Feind nicht nur über die Richtung derselben, sondern auch über die Zahl der anrückenden Truppen vollständig zu täuschen. Mack erfuhr nichts, als was ihm durch Spione hinterbracht wurde, die sämmtlich in Napoleons Solde standen, und ließ sich von denselben die unglaublichsten Märchen aufbinden. Preußens Neutralität hielt er für eine so sichere Mauer, daß ihm die Möglichkeit, er könne von der Fränkischen Seite her angegriffen werden, gar nicht einmal einfiel. Er benahm sich, mit Einem Worte, von Anfang bis zu Ende nicht anders, als wenn man ihn dazu hingestellt hätte, eine treffliche Oesterreichische Armee von 80,000 Mann zu Grunde zu richten. Uebrigens waren auch die leitenden Persönlichkeiten in Wien so vollständig der Verhältnisse unkundig, daß sogar Gentz, der sich an

der Quelle aller einlaufenden militairischen und diplomatischen Nachrichten befand, noch am 6. Oktober alles Ernstes in Bezug auf Napoleon an Müller schrieb [1]): „Soviel Schaam und Verlegenheiten erlebte der Theatermonarch noch nie! Die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen bringt ihm vielleicht einen Schlagfluß bei!"

Das Ende war denn auch solcher Selbsttäuschung entsprechend. Die einzelnen Abtheilungen des in unzweckmäßigen Stellungen verzettelten Oesterreichischen Heeres wurden in den Tagen vom 8. bis 14. Oktober eine nach der andern geschlagen und gesprengt. Mack, der sich mit 23,000 Mann nach Ulm zurückgezogen hatte, capitulirte und übergab, in Folge einer neuen Kriegslist der Franzosen, die Festung schon am 20. Oktober, obgleich er, nach dem Inhalt der Capitulation, bis zum 25. hätte auf die Ankunft der Russen warten können [2]).

In Wien war bei Eintreffen der Schreckensbotschaft von diesen Vorfällen die Kopflosigkeit gerade so groß,

---

[1]) a. a. O. p. 116.

[2]) Er wurde später von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, aber begnadigt, und erschien, vollständig rehabilitirt 1819 wieder in Marschallsuniform bei Hofe. Die Behandlung dieses Mannes, der durch Ungeschick und Dummheit die Monarchie an den Abgrund des Verderbens brachte, bildet ein interessantes Gegenstück zu der Art und Weise, wie der gute Kaiser Franz mit Silvio Pellico und hundert anderen Ehrenmännern verfuhr.

wie eben noch der verblendete Uebermuth. Dem Vorrücken der Franzosen wurde kein Widerstand entgegengesetzt; ja als sie, vor Wien angelangt, den die große Donaubrücke bewachenden Officieren vorspiegelten, es wäre Waffenstillstand geschlossen, gingen diese in die Falle, so daß die Hauptstadt, aus welcher der Hof mit Allem, was daran hing, bereits nach Mähren entflohen war, am 13. November den Feinden ohne Widerstand überliefert wurde.

Kaiser Franz traf in Ollmütz mit seinem Bundesgenossen, dem Czaren, zusammen. Napoleon selbst befand sich in Brünn. Beide feindliche Heere standen einander nahe gegenüber. Die Franzosen boten Alles auf, um entweder sogleich Frieden zu schließen, oder es zur entscheidenden Schlacht zu bringen, bevor mit dem 15. Dezember der Termin ablief, an welchem Preußen, in Folge der Potsdamer Convention, im Falle war, seine Truppen zu den Verbündeten stoßen zu lassen.

Napoleon wünschte eine persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Alexander, welche dieser aber ablehnte. Unterhandlungen, die man anknüpfte, zerschlugen sich, weil Russischer Seits, als Vorbedingung des Friedens, die Räumung Deutschlands und Italiens von den Franzosen verlangt wurde. „Die Leute müssen verrückt sein,“ sagte Napoleon zu seinen Umgebungen, „wenn sie die Räumung Italiens verlangen, und mich nicht einmal aus Wien herausbringen können.“

Wenn behauptet worden [1]), Preußen habe in diesem Augenblick die Entscheidung des Feldzuges, ja das Schicksal von Europa noch einmal in Händen gehabt, weil durch Hinzutritt seiner 150,000 Mann starken Armee zu den Truppen der Alliirten Napoleons Wohl und Wehe in Frage gestanden, so ist das kaum übertrieben. Allein der Moment ging unbenutzt vorüber. Man kam in Berlin zu ganz anderen Entschlüssen.

Obgleich der Potsdamer Vertrag den Wendepunkt der so lange hartnäckig aufrecht erhaltenen Neutralitätspolitik bezeichnete, so war man doch nur unter gewissen Bedingungen und Voraussetzungen der großen Coalition gegen Frankreich beigetreten. Dessenungeachtet sollte man meinen, verstand es sich von selbst, daß der Systemwechsel auch einen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten zur Folge haben mußte. Dem war aber nicht so. So gut wie der König durch Gründe bewogen war, seine Meinungen zu ändern, konnte ja auch das Ministerium sich zu den neuen Grundsätzen bekennen. Der Widerwille Friedrich Wilhelm's III. gegen neue Gesichter in seiner Umgebung kam dazu, — die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten blieb nach wie vor in den Händen von Haugwitz und Lombard, wenn gleich Hardenberg, dem vertretungsweise auf kurze Zeit das

[1]) Le Febvre a. a. O. II. 199. 202.

Ministerium übertragen gewesen, bei den wichtigen Entscheidungen mit zu Rathe gezogen wurde.

Die Kriegspartei in Berlin machte sich nun von Tage zu Tage lauter. An der Spitze derselben stand die Königin Louise. Lebhaft fühlte sie die Schmach der unbedeutenden Stellung, auf die Preußen durch seine Unthätigkeit herabgedrückt war, und glühend haßte sie zugleich den Französischen Usurpator, der ihren Gemahl mit so beleidigender Rücksichtslosigkeit behandelt hatte.

Gleiche Gesinnungen hegte Prinz Louis Ferdinand. Er war der ältere von den überlebenden Söhnen des jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, geboren den 18. November 1772, damals also dreiunddreißig Jahr alt. Reich mit allen Gaben des Leibes und der Seele ausgestattet, talentvoll, tapfer und ehrliebend bis zur Leidenschaft, dabei ein großer Freund der Damen, den sogenannten „noblen Passionen" im höchsten Maße ergeben, bewahrte er in Mitten gewaltiger Ausschweifungen dennoch stets ein Interesse für alles Edle und Schöne. Als Beschützer der Künste, als Kenner und Meister in der Musik, zog er Alles, was durch Geist und Talent sich auszeichnete, in seine Nähe. Diese Interessen aber standen bei dem Prinzen erst in zweiter Linie, gegenüber dem glühenden Gefühl für die Ehre des Preußischen Vaterlandes und der Preußischen Armee. Zu welcher Rolle im Staate wäre ein so begabter, dem Throne

nahe stehender junger Mann berufen gewesen, wenn sich ihm ein seinen Fähigkeiten entsprechender Wirkungskreis eröffnet hätte! Allein er erlag dem Schicksal der meisten königlichen Prinzen, die von jeder bedeutsamen Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, im Garnisondienst ihr Leben verbringen müssen [1]). Louis Ferdinand wurde bald der Mittelpunkt einer Schaar von thatendurstigen jungen Officieren, welche mit maßlosem Dünkel auf Napoleon herabsahen, dessen Armee bei dem ersten Zusammenstoß mit Preußens unbesiegbaren Schaaren schmählich vernichtet werden mußte! Das leicht bewegliche Berliner Publikum theilte die Zuversicht dieser Kreise. Eine allgemeine Kriegsbegeisterung wurde laut und gab sich durch allerlei Demonstrationen in Gegenwart des Königs zu erkennen [2]), der nach seiner ruhig besonnenen Weise und bei seiner Friedensliebe, so lange wie möglich dem Andringen der öffentlichen Stimme widerstand.

Inzwischen folgten im Süden von Deutschland die großen Ereignisse einander mit erschreckender Schnelligkeit. Ulm war gefallen, Wien in den Händen der

---

[1]) Stein's Urtheil und Berichte über den Prinzen findet man bei Pertz I. 186 ff.

[2]) Müller an Gentz den 18. Oktober 1805. a. a. O. p. 119.

Franzosen. In Mähren stand täglich die große Entscheidungsschlacht in Aussicht; doch glaubte man in Berlin zu wissen, daß Napoleon nicht vor dem 15. Dezember angreifen würde. Diese Frist, welche mit dem Tage übereinstimmte, bis zu welchem Preußen nach dem Potsdamer Vertrage sein Vermittleramt üben sollte, beschloß der König innezuhalten. Er wollte Napoleon auffordern, einen allgemeinen Friedenscongreß nach den am 3. November verabredeten Grundlagen zu berufen. Wurde der Vorschlag verworfen, dann sollte das inzwischen vollständig gerüstete Preußische Heer zu den Verbündeten stoßen.

Mit dieser Botschaft wurde Haugwitz betraut, der sich selbst und auch die Anderen überredet hatte, daß er bei dem Französischen Kaiser gut angeschrieben wäre und ihn am besten zu leiten vermöchte! — Er sollte sich in Napoleons Hauptquartier begeben, und vor dem 15. Dezember, so rechnete man, wieder in Berlin sein, um den erhaltenen Bescheid zu überbringen. Bis dahin würde kein Zusammenstoß stattfinden. Napoleon aber rechnete anders. Er beschloß den Unterhändler hinzuhalten, bis die Entscheidung gefallen war. Siegte er, so bedurfte er Preußens Vermittelung nicht; unterlag er, so konnte dieselbe von Vortheil sein. Unter allerlei Vorwänden wußte man Haugwitz's Reise zu verzögern. In Iglau ließ man ihn, vorgebend der Kaiser werde

dorthin kommen, zwei Tage lang warten[1]. Am 28. November erhielt er die erste Audienz. Napoleon war von dem Inhalte des Potsdamer Vertrages zwar im Allgemeinen wohl unterrichtet, ohne jedoch den genauen Termin (15. Dezember) zu kennen, an welchem Preußen loszuschlagen versprochen hatte. Bei seiner nicht ganz unbedenklichen Lage[2], gegenüber einer an Zahl stärkeren Armee, und in Norddeutschland durch 45,000 Mann Engländer, Russen und Schweden an der Holländischen Grenze bedroht, mußte ihm Alles daran liegen, einen feindseligen Entschluß Preußens für den Augenblick zu verhindern, und überhaupt das Berliner Cabinet über seine Entschlüsse in Ungewißheit zu halten. Er begann damit, die erste dem Grafen Haugwitz ertheilte Audienz, trotz eigener Ermüdung und zur Qual für den völlig erschöpften Gesandten, vier Stunden lang auszudehnen, und ihn unter allerlei nichts entscheidenden Gesprächen bis Mitternacht bei sich zu behalten, um ihn zu hindern, schon jetzt nach Hause zu berichten. Damit bewirkte er zugleich, daß der eitle, leicht zu täuschende Haugwitz sich durch ein so ungewöhnliches Verfahren auf's äußerste geschmeichelt fühlte.

---

1) Der Baierische General, späterer Fürst Wrede, hatte den Auftrag Haugwitz durch diese Lüge zu täuschen. Er führte das recht con amore aus.

2) Menzel p. 671.

Demselben war zwar in seiner Instruction die bestimmte Weisung gegeben, sich sogleich mit Festigkeit gegen Napoleon im Sinne der Potsdamer Convention zu erklären, allein er umging das um so lieber, als er bereits unterweges erfahren hatte, wie der Kaiser, voll Zorn über Preußens Annäherung an die Verbündeten, die Drohung ausgestoßen: „Der König soll mir's vergelten [1])!" —

Folgenden Tages wurde dem Grafen angedeutet, er möge sich nach Wien zu Talleyrand begeben, um mit demselben geschäftlich zu verhandeln, weil es hier, in der Nähe von Brünn, bald so unruhig hergehen würde, daß man für die Sicherheit seiner Person nicht einstehen könnte. Haugwitz reiste ab. Drei Tage darauf, 2. Dezember, wurde die Schlacht bei Austerlitz geschlagen. Früh um 7 Uhr griffen die Verbündeten an, — noch vor der Mittagsstunde war der große Kampf entschieden. Napoleons glänzender Scharfblick hatte überall die rechte Zeit und den rechten Ort zum Angriff sofort herausgefunden, während den Alliirten die Verwirrung im Oberbefehl, und die grobe Täuschung Alexander's I. über den Zweck der feindlichen Bewegungen verderblich wurde. Die größte Tapferkeit ihrer Truppen konnte eine völlige Niederlage nicht abwenden. Fast 30,000 Oesterreicher und Russen deckten das

---

1) Häusser 641.

Schlachtfeld, während die Franzosen kaum mehr als 7000 Mann verloren. 180 Kanonen, der ganze Train und das Gepäck der Feinde fielen in ihre Hände.

Bei dem Czaren folgte auf übergroße Siegesgewißheit eine ebenso große Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit. In Gesellschaft des Kaiser Franz eilte er mit der Hauptmasse der noch geretteten Truppen der ungarischen Grenze zu. An Wiederaufnahme des Kampfes war nicht zu denken. — Während der Flucht ließ der Deutsche Kaiser sich von seinem Verbündeten bereden, persönlich bei Napoleon um Frieden zu bitten. Am 4. Dezember empfing ihn der Imperator bei Nasiedlowitz auf freiem Felde, umgeben von einem glänzenden Generalstabe, während Franz II. mit wenigen Begleitern „in seiner gewöhnlichen mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Gestalt [1])" vor ihm erschien. Als erste Bedingung eines vorläufigen Waffenstillstands und des nachherigen Friedens verlangte Napoleon den Abzug der Russen, denen eine bestimmte Frist für ihre Rückkehr nach einzelnen Punkten gesetzt wurde. Kaiser Franz willigte ein, und auch Alexander war froh, sich aus der Sache zu ziehen. Mit einem Corps von 25,000 Mann eilte er der Polnischen Grenze zu. Von dem ihn verfolgenden Davoust befreite er sich durch die,

[1]) Gentz an Müller l. c. p. 154.

damals noch unwahre Versicherung, daß der Waffenstillstand bereits geschlossen sei.

Die Coalition hatte damit ihr Ende erreicht. Den König von Preußen aber betrachtete Alexander noch immer als seinen Verbündeten, und stellte demselben seine in Mecklenburg und Schlesien eingerückten Truppen, deren Herbeikunft er, in voreiliger Siegesgewißheit zur Schlacht drängend, nicht abgewartet hatte, unter Benningsen's Oberbefehl zur Verfügung, obwohl er den König gleichzeitig von den in Potsdam eingegangenen Verpflichtungen ausdrücklich entband.

Preußens Lage war seitdem voll der unentwirrbarsten Widersprüche. In dem Bestreben, es mit Keinem zu verderben, hatte man es mit Allen verdorben. Die unselige Selbstüberhebung, in der man glauben konnte, Napoleon werde den Augenblick des Kampfes verschieben, bis Haugwitz Zeit gehabt hätte, seine Vermittelungsanträge vorzubringen, war Schuld, daß jetzt nur die Wahl blieb, entweder dem allgewaltigen Sieger sich zu unterwerfen, oder in völliger Vereinsamung, ohne alle Bundesgenossen einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen, den man in Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich zu unternehmen Bedenken getragen. Dabei war das ganze Gewicht der diplomatischen Unterhandlungen den Händen eines Haugwitz anvertraut!

Gegen diesen unglückseligsten Mann sind wegen sei-

nes nunmehrigen Verfahrens von allen Seiten die schwersten Vorwürfe erhoben worden; und allerdings ist das, was er that, unverantwortlich; allein seine Handlungsweise wird erklärlich, fast verzeihlich, wenn wir hören werden, daß man ihn, trotz seiner Wiener Abmachungen, nicht nur nicht fallen ließ, sondern die Ergebnisse seiner Sendung annahm, und ihn selbst noch weiter dazu benutzte, um auf den durch ihn gewonnenen verderblichen Grundlagen ferner fortzuschreiten.

Bei den Conferenzen mit Talleyrand brachte Haugwitz von seinen eigentlichen Aufträgen, die der schlaue Franzose gut genug kannte, kein Wort vor; auch hatte sich die Lage der Dinge durch die Austerlitzer Schlacht so wesentlich verändert, daß seine mitgebrachten Anweisungen für einen solchen Fall nicht im mindesten paßten. Nach strenger Form hatte der Gesandte nur noch die Wahl, entweder seinen Auftrag als erloschen anzusehen, oder neue Instructionen abzuwarten. Allein Napoleon gestattete keins von beidem. Am 7. Dezember ließ er den Grafen zu sich nach Schönbrunn kommen, wo er seine Residenz aufgeschlagen. Haugwitz begann mit einem Glückwunsche zu dem errungenen Siege! „Das ist eine Gratulation," soll Napoleon erwidert haben, „deren Adresse das Schicksal verändert hat[1])."

---

[1]) So erzählt u. A. W. Scott in seinem Leben Napoleons. Haugwitz, in den gedruckten Fragmenten seiner Memoiren, ist

Doch schien es ihm noch nicht an der Zeit, dem Groll, den Preußens zweideutiges Benehmen in ihm erregt hatte, freien Lauf zu lassen. Erst mußte der Friede mit Oesterreich geschlossen, und die Russen so weit entfernt sein, daß er von denselben nichts mehr zu besorgen hatte. Dennoch äußerte er sich in harten, leider nur zu sehr gegründeten Worten über das Benehmen des Berliner Hofes. „Es wäre ehrenvoller für Euch gewesen," rief er aus, „mir offen den Krieg zu erklären. Ihr hättet damit doch Euren Verbündeten einen Dienst geleistet. Mir wenigstens sind offene Feinde lieber, als falsche Freunde. Ihr aber wollt aller Welt Bundesgenossen sein!"

Das Ende war ein Vorschlag, welcher den Preußischen Staat dem Imperator gegenüber so ziemlich auf die gleiche Stufe mit Würtemberg und Baiern stellte. Napoleon bot Gebietsvergrößerung als Preis eines unbedingten Schutz- und Trutzbündnisses, und drohte im Weigerungsfalle nicht undeutlich mit einem Angriff auf Schlesien und Erregung eines Aufruhrs in den Polnischen Provinzen. Auf einer gerade daliegenden Landkarte soll der Kaiser auf Oesterreichisch Schlesien gedeutet und gefragt haben: „Würde Euch das anstehen?" „Niemals," erwiderte Haugwitz, „würde der

---

darüber sehr erzürnt, ohne die Thatsachen geradezu in Abrede zu stellen. Menzel 673 Note.

König von Preußen eine Oesterreichische Provinz annehmen wollen!" Es kam dann Hannover an die Reihe. Der Gesandte, der entweder den Krieg oder die Annahme der ihm gestellten Bedingungen zu wählen hatte, glaubte das Letztere um so mehr vorziehen zu müssen, als die Befürchtung nahe lag, Napoleon könnte bei dem bevorstehenden Friedensschlusse mit Oesterreich die Provinz Schlesien als Tauschobject anbieten, und den Preußen zu diesem Zwecke entreißen, was bei dem schlechten Vertheidigungszustande daselbst keine großen Schwierigkeiten gehabt hätte. So entschloß sich Haugwitz am 15. Dezember, gerade an dem Tage, wo man nach dem Potsdamer Vertrage im Verein mit Oesterreich und Rußland den Kampf beginnen sollte, zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich zu unterzeichnen, welches abzuschließen er auch nicht im allerentferntesten bevollmächtigt war. Dasselbe forderte, außer der wechselseitigen Garantie des beiderseitigen Besitzstandes, noch die Abtretung von Anspach an Baiern, gegen eine zu gewährende Vergrößerung von Baireuth. Dafür sollte Preußen Hannover und die sämmtlichen Deutschen Besitzungen des Königs von England erhalten. Schließlich wurde, in Erinnerung an die alten Gleichgewichtsideen, die Gewährleistung der Unantastbarkeit des Türkischen Reiches hinzugefügt.

Wohl niemals hat ein bevollmächtigter Minister so

offenbar das gerade Gegentheil von dem vollzogen, wozu er von seinem Hofe beauftragt war. Auch fühlte der arme Graf sich durchaus nicht wohl bei der Sache. Er ließ während des ganzen Verlaufs der Unterhandlungen seinen König in vollständiger Ungewißheit über das, was eigentlich vorging, und selbst nachdem man bereits zum Abschlusse gekommen, berichtete er nur, daß sich die getroffenen Verabredungen nicht anders als mündlich mittheilen ließen, wie er das bei seiner Rückkehr darthun werde. In Berlin befand man sich in einer leicht erklärlichen, von Tag zu Tage steigenden Unruhe. Als nun gar die Schreckensbotschaften von den Vorgängen in Oesterreich einander überstürzten, wurde man völlig rathlos, und schickte den General Phuhl ab, um zu erfahren, was denn eigentlich mit Haugwitz vorgehe. Dieser traf den Gesandten bereits unterweges. Am 25. Dezember 1805 langten Beide in Berlin an. Der Schönbrunner Vertrag wurde dem Könige und seinen Räthen vorgelegt. Der erste Eindruck war natürlich der eines maßlosen Unwillens und Erstaunens. Preußen sollte Hannover aus Napoleons Händen als Geschenk nehmen, und damit durch die That anerkennen, daß jedes Land, welches die Franzosen mit Waffengewalt in Besitz genommen, denselben auch ohne Einwilligung des rechtmäßigen Landesherrn zur Verfügung stände.

Man berieth hin und her, was zu thun sei, und verfiel auf alles Mögliche, nur nicht auf das, was unter

den gegebenen Umständen allein ehrenwerth gewesen wäre. Wie die Dinge lagen, mußte der König erklären: „Ich widerstrebe dem nicht, was Napoleon durch Glück und Uebermacht erzwungen! Aber in Norddeutschland beharre ich bei der Neutralität. Keinen Fußbreit Preußischen Landes trete ich ab, nehme auch keinen Fußbreit fremden Landes an. Hannover bleibt militairisch besetzt, bis ein künftiger Frieden das Schicksal dieses Kurfürstenthums entscheiden wird. Nehmt Ihr diese Erklärung nicht an, so rufe ich mein Volk und mein Heer zum Widerstande auf, und vertheidige meine Ehre und mein Recht bis auf den letzten Blutstropfen[1])!"

Das konnte freilich nicht die Sprache eines Staates sein, dessen Angelegenheit in den Händen der Lombard's und Haugwitze lag! am wenigsten, als sogleich die Nachricht eintraf, zu Preßburg sei der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossen, in Folge dessen das Haus Lothringen alles, und noch mehr abtreten mußte, was es durch die Verträge von Campo Formio und Lüneville, als Entschädigung für den Verlust der Niederlande, Toscana's und der Lombardei erhalten sollte. Sogar Tyrol wurde ihm genommen, und mit anderen Gebieten an Baiern gegeben, auch Baden und Würtemberg war mit einem Theil des Raubes begnadigt. Nun

---

1) Gentz a. a. O. p. 228.

sollte Preußen, durch die Annahme von Hannover, sich auf dieselbe Stufe mit diesen vaterlandsverrätherischen Fürsten stellen! Napoleon war Herr und Meister in Deutschland. Nach Belieben schaltete er mit den Landschaften des heiligen Römischen Reiches. Es ist sehr glaublich, daß Haugwitz, wie er versichert, dem Könige anheimgestellt hat, den Schönbrunner Vertrag zu verwerfen und ihn selbst zu entlassen. Allein dazu kam es nicht. Weder verwarf man den Vertrag, noch nahm man ihn unbedingt an, sondern erklärte, die Bestimmung desselben nur unter gewissen Bedingungen genehmigen zu wollen, welche Napoleon, so verkündete Haugwitz, sich gefallen lassen würde, wenn man ihn, den Grafen Haugwitz, nach Paris schickte, um dem Kaiser „den er um den Finger wickeln könne" die Sache in angemessenster Weise vorzustellen. Darauf ging man ein. Der König von Preußen erklärte, Hannover vor erfolgter Einwilligung Georg's III. nicht in Besitz, sondern nur vorläufig in militairische Verwahrung nehmen zu wollen, bis ein künftiger Frieden ihm das Eigenthumsrecht davon zuspreche; auch müßte zur Abrundung dieser Erwerbung noch Hamburg, Lübeck und Bremen hinzugefügt, dem Herzog von Braunschweig die Kurwürde ertheilt, und das Bündniß mit Frankreich dahin beschränkt werden, daß es kein Schutz- und Trutzbündniß, sondern eine einfache Freundschaftsverbindung sei.

Wahrlich, es gehörte ein hoher Grad von Verblendung dazu, um sich einzubilden, Napoleon werde sich seine Vorschläge so ohne Weiteres auf den Kopf stellen lassen! — und doch lebte der Berliner Hof dieses Glaubens.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Napoleon dieses gute Zutrauen auf seine Gefügigkeit absichtlich bestärkte, um Preußen in vollständige Sicherheit einzuwiegen; denn als man ihm vorläufig von der nur bedingungsweise erfolgten Ratification Mittheilung machte, schwieg er darüber, und ertheilte auch seinem Gesandten Laforest in Berlin keine Anweisungen. Man ging nun daselbst mit unbegreiflicher Sicherheit immer weiter. Am 27. Januar 1806 wurde bekannt gemacht, daß Preußen unter Napoleon's Zustimmung, Hannover einstweilen in Administration und Verwahrung nehme. Wenige Tage darauf rückten Preußische Truppen in das Land; der dirigirende Minister, Graf Münster, trat unter Protest zurück. In Berlin war man so fest davon überzeugt, es sei nun alles in bester Ordnung, daß man die, in Folge des Potsdamer Vertrages mobil gemachten Truppen wieder auf den Friedensfuß setzte. Am 26. Januar machte der Minister Hardenberg der Berliner Kaufmannschaft bekannt, es sei mit Frankreich der Frieden hergestellt, man könne ohne Besorgniß fortan jetzt in gewöhnlicher völkerrechtlicher Weise mit fremden

Ländern Handel treiben [1]). Haugwitz hatte sich inzwischen nach Paris begeben; aber wie groß war seine Enttäuschung, als er bei der ersten Audienz, die er nach längerem Warten am 6. Februar erhielt, von Napoleon sofort mit den heftigsten Vorwürfen überschattet wurde. „Preußen hat kein Recht," rief der Kaiser „etwas zu vollziehen, was noch nicht ratificirt ist. Die Akten die Sie mir überbringen, nehme ich nicht an. Will Preußen jetzt Hannover behalten, so soll es theuer dafür bezahlen. Ihr König weiß nicht was er will. Einige Unbesonnene drängen ihn zum Kriege. Ich sage Ihnen, das wird nicht gut enden! [2])"

Den Schönbrunner Vertrag erklärte Napoleon jetzt für aufgehoben und wirkungslos. Haugwitz wurde, ganz in ähnlicher Weise wie kurz vorher in Wien, durch Drohungen, die mit persönlichen Schmeicheleien untermischt waren, dahin gebracht, am 15. Februar 1806 einen neuen Vertrag zu unterzeichnen, der wie man sich denken kann, nicht zu Gunsten von Preußen abgeändert war. Von einer Entschädigung für Anspach war nicht mehr die Rede; Preußen mußte seine Cleveschen Besitzungen an das eben errichtete Großherzogthum Berg abtreten, welches Murat erhielt. Als neue, verderb-

---

[1]) Politisches Journal von 1806. p. 130.
[2]) Le Febvre II. 246.

lichste Last wurde die Verpflichtung auferlegt, bis zum Frieden alle Häfen des Königreichs, so wie die Flußmündungen der Ems, Elbe und Weser den Engländern zu versperren. Weigere man die unbedingte Annahme dieses neuen Vertrages, so sollten die 45,000 Mann, die unter Marschall Augereau noch in Deutschland standen, sofort in Preußen einmarschiren. Mit beleidigender Eile griff man der Zustimmung des Königs vor, indem Bernadotte Anspach im Namen von Baiern besetzte, und die Preußische Besatzung von Wesel gezwungen wurde, die Festung so unvorbereiteter Weise zu räumen, daß alle Kriegsvorräthe den nachrückenden Franzosen in die Hände fielen. Allein, da man bereits so voreilig die Armee auf den Friedensfuß gesetzt hatte, war an Widerstand nicht zu denken. Am 9. März unterzeichnete der König den Pariser Vertrag ohne jegliche Abänderung. Wohl durften die Franzosen nach solcher Demüthigung erklären: Der Nachfolger Friedrich des Großen sei nunmehr auf die bescheidene Stufe eines Kurfürsten von Brandenburg hinabgesunken! — Seitdem stand in der Seele des Imperators der Entschluß fest, den Preußischen Staat, dessen zweideutige Politik er vielmehr bösem Willen als schwacher Unentschlossenheit zuschrieb, auf's tiefste zu erniedrigen, wo nicht gänzlich zu vernichten. Wie Tiberius einst besonderen Reiz darin fand, gerade die Söhne der edelsten

alten römischen Geschlechter in Schmach und Schande zu bringen, so schmeichelte es dem Rachegefühl Napoleons, einen Staat mit Füßen zu treten, der vor kaum einem halben Jahrhundert den Französischen Heeren so schmachvolle Niederlagen bereitet hatte!

Für den Augenblick wurde Preußens Bedrängniß dadurch auf's Höchste gesteigert, daß England sich natürlich die Besetzung Hannovers nicht ruhig gefallen ließ. Eine Denkschrift, die das Berliner Cabinet, gleichsam zu seiner Entschuldigung nach London gesandt hatte, machte daselbst den allerschlechtesten Eindruck. Auf die in derselben enthaltenen Worte: Preußen habe die von Seiner Französischen Majestät eroberten Deutschen Provinzen des Kurhauses Braunschweig erworben, erwiderte Georg III., daß nichts in der Welt ihn bewegen würde, auf seine Erblande zu verzichten. Der Hannöversche Gesandte wurde aus Berlin abberufen, und die Sperrung der Flußmündungen erwiderte England thatsächlich, durch Wegnahme vieler Hunderte Preußischer Handelsschiffe und durch Ausstellung von Kaperbriefen. In einem Manifest am 20. April wurde das Verfahren des Königs von Preußen als Verletzung der heiligsten Grundsätze der Ehre und Redlichkeit bezeichnet, auf denen die Sicherheit jeder bürgerlichen Gesellschaft beruhe. Da blieb denn, von dem mächtigen Bundesgenossen bedrängt, dem Preußischen Ca-

binette nichts übrig, als England den Krieg zu erkären (11. Juni 1806). Aber was wollte das bedeuten, von Seiten eines Staates, dem kein einziges Kriegsschiff zu Gebote stand! Es war, wie Häusser treffend bemerkt, ein Krieg, den Preußen nicht führen konnte, den es nur zu leiden hatte. Mußte man sich doch gefallen lassen, daß nun auch der König von Schweden die Ostseehäfen in Blokadezustand erklärte und Preußische Schiffe wegnehmen ließ. Leicht hätte man dafür an Schwedisch-Pommern Rache nehmen können, doch die Furcht vor Rußland, Schwedens Verbündeten, hielt die tief daniedergedrückte Preußische Regierung davon ab, die Beleidigung des ohnmächtigen Schwedischen Monarchen gebührend zurückzuweisen. Eine solche Unfähigkeit des Widerstandes gegen die schwächsten Beleidiger mußte natürlich Napoleons Rücksichtslosigkeit noch erhöhen. Er hatte einen besonderen Haß auf Hardenberg geworfen, in welchem sein Scharfblick schon längst denjenigen unter des Königs Ministern erkannt hatte, welcher das Gefühl für Preußens wahre Ehre noch am lebendigsten in sich wach erhielt. Diesen Mann überschüttete er deshalb mit maßlosen Schmähungen und Verleumdungen; er warf ihm vor im Englischen Solde zu stehen, und ließ im Moniteur unter Verfälschung des wahren Wortlautes Schriftstücke Hardenberg's abdrucken. Derselbe vertheidigte sich muthvoll durch Veröffentlichung des

wirklichen Sachverhaltes [1]). Dessenungeachtet hielt der König es für gerathen, den Zorn seines allmächtigen Bundesgenossen nicht zu reizen, und Hardenberg wurde auf unbestimmte Zeit beurlaubt.

Bei so viel Schmählichem, was man erdulden mußte, klammerte man sich an den Trost, daß wenigstens der Umfang des Staates durch die Erwerbung von Hannover gewonnen habe; und dennoch war auch das nur ein geringer Ersatz für den tödtlichen Schlag, welcher den Preußischen Handel und die Gewerbthätigkeit des Landes in Folge der Englischen Kriegserklärung getroffen hatte. Nun sollte auch jener letzte Trost verbittert werden.

Napoleon hatte durch den nach Pitt's Tode in England erfolgten Ministerwechsel Hoffnung erhalten, mit dieser Macht Frieden zu schließen, und gar bald verbreitete sich in Berlin das Gerücht, daß ein so erwünschtes Ergebniß mit der Rückgabe von Hannover erkauft werden sollte, wo man dann in Paris die Absicht hatte, Preußen dafür anderweit, etwa durch Hessenkassel'sche Landestheile, zu entschädigen. Nicht genug damit, wurde noch gleichzeitig von Lucchesini gemeldet, es seien auch die Preußisch-Polnischen Provinzen dem Kaiser

---

[1]) Politisches Journal von 1806. p. 357. 434. Auch bei Schöll, hist. des traités VIII. 23. Häusser 676. Menzel 697.

Alexander angeboten worden, man spreche von der Wiederherstellung des Königreichs Polen zu Gunsten des Großfürsten Constantin, um durch solche Aussichten Rußland zur Aussöhnung mit Frankreich geneigt zu machen [1]). Und doch, was wollte selbst das Alles bedeuten im Vergleich mit den Eigenmächtigkeiten, die Napoleon sich gegen den Rest der noch fortbestehenden gesammten Deutschen Reichsverfassung gestattete, indem er, ohne Preußen zu fragen oder auch nur vorher in Kenntniß zu setzen, seinen berüchtigten Rheinbund stiftete.

Aus Gagern's Mittheilungen haben wir oben bereits erfahren, daß er schon längst mit dem Plane umging, das südwestliche Deutschland in vollständige Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Bei den Bündnissen, die er bereits mit Baiern, Würtemberg und Baden geschlossen, war das jetzt ohne Schwierigkeit zu bewirken. Noch überschwemmten seine Armeen, die in Folge des Preßburger Friedens aus den Oesterreichischen Erblanden zurückgezogen waren, unter allerlei Vorwänden die übrigen Deutschen Staaten und spielten daselbst die Herren. Die durch Napoleons Gnade mit Königskronen und Kurhüten geschmückten Monarchen suchten sich für die Schmach des ihnen auferlegten Vasallenjochs durch schrankenloseste Ausübung der ihnen nach

---

1) Lombard's Memoiren 155.

Innen gelassenen Souverainität zu entschädigen. Die ritterschaftlichen und sonstigen reichsunmittelbaren Besitzungen wurden eingezogen und als landesherrliches Eigenthum behandelt, die alten Landesverfassungen für aufgehoben erklärt, weil Souverainität und ständische Einrichtungen mit einander unverträglich wären.

Bei alle dem hielt noch immer in Regensburg der Deutsche Reichstag seine Sitzungen, und wartete in Geduld, was Napoleon über das Schicksal des Gesammtvaterlandes beschließen würde. Dalberg, der Kurerzkanzler und Primas des Reiches, entblödete sich nicht, den Französischen Kaiser demüthig zu bitten, er möge „der Regenerator Deutschlands" werden! Nahm er doch, um diesem Mächtigen zu schmeicheln, den Oheim desselben, Cardinal Fesch, zum Coadjutor und Nachfolger an. Was half es, wenn der Kaiser und die Kurfürsten sich durch eine solche Maßregel auf's äußerste überrascht und gekränkt bezeigten; es war unabänderlich beschlossen, daß ein fremder, der Deutschen Sprache völlig unkundiger Mann, künftig als Erzkanzler die Kaiserwahlen leiten, und die Archive des Reiches übernehmen sollte, dessen Urkunden er nicht einmal lesen konnte [1]).

Doch dazu kam es nicht; denn es war beschlossene Sache, daß das Deutsche Reich auch nicht einmal dem Namen nach fortbestehen sollte. Ganz im Stillen hatte

---

1) Häusser 688.

Napoleon bereits am 17. Juli die Urkunde des Vertrages, der den Reichsverband zerriß, den Gesandten der betreffenden Fürsten zur Unterschrift fertig vorgelegt. Eine Berathung über den Inhalt gestattete er gar nicht, sondern verlangte binnen 24 Stunden die Einwilligung, welche auch von Allen bedingungslos ertheilt wurde. Hatte er doch sogar bald nachher genug abzuwehren, um alle die kleinen Herren loszuwerden, die sich zudringlich um Aufnahme in den schmählichen Bund bewarben, als einziges Mittel, der ihnen sonst drohenden Mediatisirung zu entgehen. In verstärktem Maße wiederholten sich bei diesem Anlaß die Bestechungskünste und die wegwerfendsten Zeichen der Selbsterniedrigung, deren sich die Deutschen Fürsten schon damals nicht geschämt hatten, als es galt, irgend einen Antheil an der Beute der verweltlichten geistlichen Güter zu erhaschen [1]).

So schnell wurde diese Sache abgewickelt, daß schon am 1. August 1806 der Französische Gesandte dem Reichstage die fertige Akte des Rheinbundes übergeben konnte. Der Inhalt derselben besagte im Wesentlichen Folgendes: Die Könige von Baiern und Würtemberg, die souverainen Fürsten von Regensburg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, und andere größere Fürsten des

---

[1]) Einen Einblick in die dunklen Gänge, auf denen man sich nicht schämte zu wandeln, gewährt Gagern's Antheil an der Politik I. 160 ff.

südwestlichen Deutschlands hätten den Entschluß gefaßt, unter einander einen Bund zu bilden, um sich gegen die Ungewißheit der Zukunft sicher zu stellen. Sie hätten deshalb aufgehört, Glieder des Deutschen Reiches zu sein. Frankreich, an der Aufrechthaltung des Friedens wesentlich betheiligt, habe sich verpflichtet gefühlt, für die Wohlfahrt seiner Verbündeten zu sorgen. Nach den durch die drei Coalitionen herbeigeführten Ereignissen könne der Kaiser Napoleon das Deutsche Reich als solches nicht mehr anerkennen, doch werde er mit den einzelnen, jetzt souverainen Fürsten auf demselben Fuße wie mit den anderen Europäischen Mächten verhandeln. Lediglich in friedlichen Absichten habe er den Titel „Protector des Rheinbundes" angenommen, um beständig zwischen den Stärkeren und Schwächeren Ruhe und Eintracht zu vermitteln.

Uebereinstimmend hiermit erklärten die betreffenden Fürsten am nämlichen Tage, sich ihrer bisherigen Verpflichtungen gegen das Reich los und ledig. Sie hätten zwar den leeren Schein einer erloschenen Verfassung beibehalten können, hielten es aber *ihrer Würde und der Reinheit ihrer Absichten* angemessener, eine offene und freie Erklärung ihres Entschlusses abzugeben.

Die eigentliche Conföderations-Akte erklärte alle bisherigen Reichsgesetze für kraftlos und nichtig. Eine Bundesversammlung in Frankfurt sollte über die Streitigkeiten der Mitglieder entscheiden. Der Primas, Dal-

berg, erhielt diese Stadt als Eigenthum. Nach seinem Ableben ernennt Napoleon, als Protector, seinen Nachfolger. Die Hauptsache aber, auf die es besonders abgesehen war, bestand darin, daß alle Mitglieder in beständiger Allianz mit Frankreich bleiben, und jeden Continentalkrieg als dessen Bundesgenossen mit auszufechten hätten. Die Contingente waren ein für alle Mal im Voraus bestimmt. Frankreich hatte 200,000 Mann, Baiern 20,000, Würtemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Nassau, Hohenzollern und verschiedene kleinere Fürsten zusammen 4000 Mann zu stellen.

Kaum waren diese Urkunden nach Wien gelangt, als Kaiser Franz den einzigen Schritt that, der ihm unter diesen Umständigen übrig blieb. Er erklärte am 6. August 1806 das Band, welches ihn bisher an den Deutschen Reichskörper geknüpft, für aufgelöst; und indem er die Kaiserkrone niederlegte, entband er alle Fürsten und Stände des ihm geleisteten Eides, sprach aber zugleich auch seine Deutschen Provinzen aller dieser Verflichtungen ledig, um sie im Verein mit seinen sonstigen Ländern fortan als Kaiser von Oesterreich zu beherrschen [1]).

In Preußen war bereits seit länger als 50 Jahren

---

[1]) Die Urkunden sind abgedruckt u. A. im Corpus juris Confoederatonis Germanicae von G. von Meyer. Frankfurt 1822.

der Zusammenhang mit dem Reiche so gelockert und von den Staatsangehörigen so wenig empfunden, daß das Ereigniß daselbst fast spurlos vorüberging. Man empfing die Nachricht gleichsam wie die Todesbotschaft von Einem, den man längst zu den Abgeschiedenen gezählt. Dessenungeachtet empfand man die neue Beleidigung, die darin lag, daß alles dies abgemacht worden, ohne sich um Preußen zu kümmern oder dessen Zustimmung einzuholen. Die Kriegspartei nahm auch davon Anlaß, sich täglich lauter und dringender bemerklich zu machen. Von allen Seiten stürmte man auf den König ein, um ihn aus einer Thatenlosigkeit zu reißen, welche den Staat um jedes Ansehen in Deutschland und in Europa gebracht. Einstimmig war man überzeugt, daß die Charakterlosigkeit der Personen, welche das Cabinet bildeten und mit denen der Monarch fast ausschließlich sich berieth, die Hauptschuld an dem Verderben trugen. Am eindringlichsten ließ sich in diesem Sinne ein Mann vernehmen, von dem wir künftig noch viel und ausführlich zu berichten haben werden. Nach dem 1804 erfolgten Tode des verdienstvollen Ministers Struensee war der Freiherr v. Stein, bis dahin Oberpräsident von Westphalen, im Dezember jenes Jahres an dessen Stelle berufen. Nur ungern und zögernd nahm er die ihm zugedachte Ehre an, und widmete seine Talente und seine unermüdliche Arbeitskraft den materiellen Interessen des Staates, die seiner

Sorge anvertraut waren. Politischen Einfluß hatte der König ihm nicht zugedacht, auch jeden persönlichen Verkehr mit dem geraden, gewaltsam auf sein jedesmaliges Ziel losgehenden Mann, so viel wie möglich vermieden.

Dessenungeachtet fühlte sich Stein in der Zeit, in welcher durch die Kriegserklärung an England der Handel Preußens tödtlich getroffen wurde, vermöge seines Amtseides verpflichtet, dem Könige die Ueberzeugung auszusprechen, daß das Verderben, dem der Staat entgegeneile, nur durch eine Aenderung der Cabinetsregierung abgewendet oder aufgehalten werden könnte. Er entwarf zu dem Ende einen Aufsatz, den er, da sich Niemand finden wollte, der die Ueberreichung desselben wagte, in die Hände der Königin legte, welche das Schriftstück ihrem Gemahl übergab. In stärkeren Worten ist wohl niemals einem Fürsten das Verderbliche seiner gesammten Regierungsweise vorgehalten worden [1]). Stein wies zuvörderst die Verkehrtheit der ganzen Cabinetseinrichtung nach, welche den Monarchen in vollständiger Abgeschiedenheit von seinen Ministern halte, die nur durch den Mund der Cabinetsräthe ihre Mittheilungen an den Thron gelangen lassen können. Diese Cabinetsbehörde entbehre jeder Verfassung, jeder Verantwortlichkeit, jeder Verbindung mit den Verwal=

---

[1]) Stein's Leben von Pertz, I. 330 ff.

tungsbehörden und jeder Theilnahme an der Ausführung der königlichen Befehle. Diese in der ganzen Einrichtung des Cabinets liegenden Mängel würden doppelt unheilvoll durch die Persönlichkeiten, aus denen dasselbe zusammengesetzt wäre. Beyme sei zwar von Hause aus ein achtungswerther Mann gewesen, entbehre aber jeder Kenntniß der inneren Staatswirthschaft. Er sei übermüthig und absprechend, und das Verhältniß mit der Lombard'schen Familie habe seine Sittenreinheit untergraben und ihn träge gemacht. „Lombard ist," so fährt Stein fort, „ein physisch und moralisch gelähmter und abgestumpfter Mensch, der sich stets nur mit frivolen Dingen beschäftigt. Durch seinen Umgang mit den Maitressen des vorigen Königs ist sein moralisches Gefühl erstickt, und er vollkommen gleichgiltig gegen das Gute und Böse geworden. In die Hände dieses Polisson sind die diplomatischen Verhältnisse unseres Staates in einer Zeit gelegt, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen hat. Der Minister Haugwitz, der dem Cabinet am nächsten steht, ist ein Mensch, dessen Leben eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Verderbniß darstellt. Auch Er nahm an den Gelagen der Lichtenau Theil, verstrickte sich in alle Thorheiten und Betrügereien dieser Clique, und ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräthers seiner täglichen Gesellschafterin; — ein Mann ohne Wahrhaftigkeit, und ein abgestumpfter

Wüstling. Die Folge einer von solchen Personen geleiteten Cabinetsregierung ist das Mißvergnügen aller Unterthanen, und Abänderung unumgänglich geboten." Es folgen neue Vorschläge zu Verbesserungen, die wir übergehen, weil sie in keinem Stücke befolgt wurden. Der Aufsatz schließt mit den Worten: Wer die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falles der Französischen und Sardinischen Monarchie liest, der wird in den von mir geschilderten Thatsachen Gründe finden zur Rechtfertigung der schlimmsten Erwartungen. — Der König antwortete auf diese Darlegung gar nichts. Die inhaltschweren Worte verhallten wie die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Aber in immer weitere Kreise verbreitete sich die Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, es müsse etwas geschehen, um den Staat zu retten. Im August 1806 verbanden sich die nächsten Agnaten des königlichen Hauses mit einigen hochgestellten Staatsbeamten, und ließen durch Johannes Müller eine Denkschrift ausarbeiten, welche den König zur Aenderung seiner bisherigen Politik aufforderte. Unterzeichnet waren die Brüder des Königs selbst, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, ferner der Prinz von Oranien, Prinz Louis Ferdinand, die Generale von Rüchel und Phuhl, und der Minister Stein. Unter Vermittelung des Herzogs von Braunschweig wurde das Schriftstück dem König am 2. September überreicht, hatte aber keine weitere

Folge, als daß den unberufenen Verfassern die Allerhöchste Mißbilligung zu erkennen gegeben wurde. Es lag in dem Charakter des Königs, daß er durch solche Versuche eher verhärtet als erweicht wurde.

Auch unter dem größeren Publikum erhoben sich überall laute Ausbrüche der Unzufriedenheit. Der später vielgenannte Massenbach, und Heinrich v. Bülow, Bruder des berühmten Bülow von Dennewitz, beschäftigten sich mit Aufdeckung der Mängel im Heereswesen, und mit Vorschlägen zur Verbesserung desselben, allein sie ernteten wenig Dank[1]). In begeisterten Schriften

---

[1]) Bülow, der allerdings in sehr vorlauter und zudringlicher Weise sich vernehmen ließ, sollte für verrückt erklärt werden. Auf Rußlands und Oesterreichs Andringen, die sich durch seine Schilderung des Feldzuges von 1805 beleidigt fühlten, setzte man ihn in's Gefängniß, wo er 1806 starb. Seine Lebensbeschreibung erschien 1807 in Köln von einem Ungenannten. Massenbach, der als Obrist und Generalquartiermeister bei Jena mitfocht, und sich nach der Schlacht sehr kopflos benahm, hatte in seinen Denkwürdigkeiten (5 Bände) sich als Mann von Geist und Beobachtungsgabe bewiesen. Später ließ er sich durch die Noth seiner äußeren Verhältnisse zu unwürdigen Schritten verleiten, und wurde wegen Majestätsbeleidigung zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Festungsarrest begnadigt. Seine Freilassung erfolgte erst 1826 unter sehr merkwürdigen Umständen. Friedrich Wilhelm III. lag in Folge eines Beinbruchs von Schmerzen geplagt danieder. In einer schlaflosen Nacht beschloß er, seinem ärgsten Feinde zu vergeben. Er erinnerte sich Massenbach's, dem er vorwarf, derselbe habe ihm die Liebe seiner Unterthanen durch Verleumdungen entziehen wollen. Eigenhändig schrieb er, ohne jemandem etwas davon zu sagen, den Befehl zur Freilassung des Gefangenen. Eylert, Charakterzüge I. 246.

streute der biedere Ernst Moritz Arndt gegen Napoleon den Samen des Hasses aus, der später so reiche Früchte getragen, und gab die Fürsten, welche sich zu Dienern und Schergen der Fremdherrschaft gemacht, in den stärksten Ausdrücken der allgemeinen Verachtung preis[1]. „Als Knechte und Sclaven," rief er ihnen zu, „steht Ihr neben dem fremden Unterdrücker, als Sclaven habt Ihr Eure Nation geschändet! Aber der Tag der Rache wird kommen, schnell und unvermeidlich! und ohne Thränen wird das Volk die unwürdigen Enkel besserer Väter vergehen sehen!"

Mit engherzigster Furcht suchte die Regierung solche Aeußerungen zu unterdrücken. Die Censoren machten die gewaltigsten und zugleich die albernsten Anstrengungen. In einer Schrift über Russische Zustände war gesagt: Die Kosacken reiten auf schlechten Pferden. Der Censor strich das Wort schlechten, so daß es nur hieß: Die Kosacken reiten auf Pferden[2]. Trotz alle dem drang die Ueberzeugung von der Fehlerhaftigkeit der Staatseinrichtungen immer tiefer in das Volk. Man fing an einzusehn, daß auch die viel bewunderte

---

[1]) Besonderes Aufsehen machte die Flugschrift: Geist der Zeit. Auch Arndt hat schlechten Dank geerntet. Er wurde der „Demagogie" verdächtigt, 1820 suspendirt, und erst beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. seiner Lehrthätigkeit in Bonn zurückgegeben.

[2]) Menzel 721.

Armee leider nicht in dem trefflichen Zustande war, wie man sich einbildete. Bekleidung und Verpflegung der Soldaten waren knapp und unzureichend; die Gemeinen mit unnützem Gepäck auf dem Marsche überladen. Die Leute selbst durch Prügel und unerträglichen Kamaschendienst um alles Ehrgefühl gebracht. Die höheren Officiere meist alt und verbraucht, die Jüngeren voll Uebermuth und Dünkel, ohne durch eigene Thaten dazu berechtigt zu sein. Augenzeugen können nicht stark genug den widerlichen Eindruck schildern, den die eben aus den Cadettenhäusern entlassenen Lieutenants auf jeden besonnenen Mann hervorbrachten. Ihre Prahlereien, ihre rohe Gewaltthätigkeit, die sie meist straflos gegen den Bürger ausübten, war grenzenlos. In den kleinen Garnisonstädten durften anständige Damen sich nicht auf der Straße sehen lassen, ohne von diesen Bürschchen insultirt zu werden. Dabei war in den Heereseinrichtungen das Wesentlichste vernachlässigt. Die Festungen im schlechtesten Zustande, von alten invaliden Commandanten bewacht. Die Uebergänge über die Elbe standen dem Feinde offen, nach einer unglücklichen Schlacht konnte er ungehindert in die Hauptstadt gelangen, wo man mit unbegreiflicher Sorglosigkeit die ganze Masse des unschätzbarsten Kriegsmaterials ohne Schutz zurücklassen mußte, wenn es zum Ausmarsch kam. Wer auf diese handgreiflichen Uebelstände aufmerksam zu machen wagte, erhielt zur Antwort: Wozu

brauchen wir Festungen? Unsere Festung ist die Armee, hinter deren unangreifbaren Reihen wir dem Feinde Trotz bieten [1]).

Symbolisch für die Gesammtheit dieser Verkehrtheiten, hat sich im Gedächtniß des Volkes die Art und Weise erhalten, wie die Gensd'armerieofficiere in Berlin ihre Säbel, mit denen sie die Franzosen zusammenhauen wollten, auf den Thürschwellen wetzten. Ebenso das Wort des General von Rüchel: „Feldherrn wie der General Bonaparte hat die Preußische Armee viele aufzuweisen!" Eylert erzählt [2]), er habe beim Ausmarsch einen Obristen sagen hören: es thue ihm leid, daß man der Heldenarmee Friedrich des Großen im Kampfe mit den Franzosen Degen, Gewehre und Kanonen gebe. Knüppel würden hinreichen, die Hunde zurückzuschlagen! So wurden denn alle, von den verschiedensten Seiten eingehenden Mahnungen zur Abstellung der gröbsten Uebelstände mit Hochmuth zurückgewiesen.

Der König allein scheint die Kräfte des Staates nicht überschätzt zu haben. Trübe Ahnungen erfüllten ihn, und bis zum letzten Augenblicke hätte er gern dem Andringen seiner kriegslustigen Umgebungen Widerstand geleistet. Aber auch Er wurde von dem überfluthenden

---

1) Lombard, matériaux p. 167.

2) a. a. O. I. 225.

Strome der aufbrausenden öffentlichen Meinung mit fortgerissen.

Noch sollte ihm, bevor die Katastrophe hereinbrach, einen Augenblick lang die Sonne der Hoffnung leuchten. Das Ministerium Fox hatte, wie wir hörten, im Juni 1806 Friedensunterhandlungen mit Frankreich angeknüpft. Allerdings forderten die Engländer als erste Bedingung die Rückgabe von Hannover. Auf Napoleon's Befehl erklärte Talleyrand, das würde keine große Schwierigkeiten machen. Da gleichzeitig auch mit Rußland Unterhandlungen angeknüpft waren, so konnte man sich der Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden hingeben. Um nun Preußen zur Abtretung des ihm eben erst eingeräumten Kurfürstenthums zu bewegen, zeigte sich Napoleon besonders freundlich gegen diesen bisher so verächtlich behandelten Staat. Er ließ andeuten, es würde ihm nicht zuwider sein, wenn Preußen sich an die Spitze eines norddeutschen Bundes stellte, der die, nicht zum Rheinbunde getretenen Staaten umfaßte, und in welchem es einen dem erloschenen Kaiserthum entsprechenden Rang behaupten könnte. Mit Freuden ging man in Berlin auf solche Andeutungen ein, und machte allerhand Pläne, wie das im Einzelnen durchzuführen wäre. Wenn man die deshalb mit Hessen-Cassel und Sachsen angeknüpften Unterhandlungen liest, glaubt man zuweilen, es handle sich nicht um 1806 sondern um 1866! Auf einem Congresse in

Dessau wollte man sich schließlich einigen; jedoch bevor es dazu kam, fielen die letzten Tropfen der Schmach in das volle Gefäß, und ließen es überströmen.

Am 28. Juli traf die Nachricht ein, Bernadotte habe Nürnberg für Baiern in Besitz genommen und nähere sich mit seinem Corps der Preußischen Grenze, während gleichzeitig zahlreiche Französische Truppen im Großherzogthum Berg sich versammelten. Durch ein Decret von demselben Tage wurde die Festung Wesel zum Französischen Reiche geschlagen; man sprach davon, daß Napoleon im Begriff stehe, noch andere Stücke vom Preußischen Staate loszureißen und seinen Verbündeten zu übergeben. Die Friedensunterhandlungen mit England hatten sich nämlich aus Gründen, die zu entwickeln uns hier nicht obliegt, völlig zerschlagen.

Am 9. August verließ der Englische Bevollmächtigte Paris und ging nach London zurück. Gleichzeitig erfuhr man jetzt durch Lucchesini, der noch immer Preußischer Gesandter bei Napoleon war, mit amtlicher Gewißheit, was bisher nur als dunkles Gerücht gegolten, daß Napoleon in der That beim Beginn der Unterhandlungen Hannover den Engländern angeboten und die Absicht ausgesprochen hätte, Preußen durch andere Landgebiete, vielleicht in Hessen-Cassel, zu entschädigen. Obgleich nun diese Nachricht sich auf Verhältnisse bezog, die jetzt, nach Abbruch der Englischen Verhandlungen,

keine thatsächlichen Folgen mehr hatten, so erschöpfte doch die Art und Weise, wie Napoleon dem Preußischen Staat willkürlich Provinzen zu nehmen und zu geben gedachte, endlich des Königs Geduld. Sogar Lombard und Haugwitz traten jetzt zur Kriegspartei über, weil sie sich überzeugt hatten, daß ihre Friedenspolitik nur unter der Bedingung noch einige Zeitlang aufrecht zu erhalten wäre, wenn man sich entschlösse, jede Aeußerung der täglich lauter werdenden öffentlichen Meinung mit eiserner Strenge zu unterdrücken, was bei der milden Gesinnung des Königs nicht durchzusetzen war [1]).

Eine Gewaltthat ohne Gleichen, die in diesen Tagen bekannt wurde, steigerte die allgemeine Erbitterung zu solcher Höhe, daß fortan Niemand mehr den nahen Ausbruch des Krieges bezweifelte. Durch seine Spione hatte Napoleon von den aufregenden Schriften Kunde bekommen, die in Deutschland gegen ihn verbreitet wurden. Er befahl, wie bei solchen Gelegenheiten seine Art war, ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, wo es ihm dann nicht darauf ankam, ob der Unglückliche, den es gerade traf, schuldig oder unschuldig war. Ein Menschenleben mehr oder weniger hatte in seinen Augen überhaupt keine Bedeutung. Diesmal traf seine Rache in der That einen Unschuldigen, den Nürnberger Buchhändler Palm, dem weiter nichts zur Last fiel, als daß

[1]) Lombard materiaux. 166.

er eine Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung,“ die er weder verlegt, noch gedruckt, ja vielleicht nicht einmal gelesen, in einem Bücherballen an andere Buchhändler versendet hatte. General Berthier ließ ihn verhaften, nach der Festung Braunau abführen und daselbst durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilen, worauf er am 26. August erschossen wurde. Die dazu commandirten Soldaten feuerten so ungeschickt, daß eine dreimalige Salve nöthig war, um den Unglücklichen zu tödten. Der Ingrimm, den die Nachricht von dieser Grausamkeit erregte, war um so größer, weil jede öffentliche Aeußerung desselben aus Furcht vor den Franzosen unterdrückt werden mußte.

So häufte sich der Zündstoff von allen Seiten bis zum Zersprengen. Der König gab seinen Widerstand gegen die öffentliche Meinung auf, und befahl am 9. August 1806 die Mobilmachung der Armee. Preußen mußte nunmehr allein in den Kampf treten, den es im vergangenen Jahre unter viel günstigeren Bedingungen in Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hätte beginnen können.

Noch einmal, im letzten Augenblicke wandte sich Friedrich Wilhelm III. nach Wien um Beistand. Er betheuerte bei seinem königlichen Worte, daß er den Krieg, den er zu unternehmen im Begriff stehe, so lange fortsetzen werde, bis Deutschland von den Franzosen

geräumt, und gegen künftige Angriffe derselben gesichert wäre. Dazu erbat er Oesterreichs Mitwirkung.

Es war zu spät. Kaiser Franz hatte nach dem Preßburger Frieden erkannt, daß eine ganz neue Organisation seiner Staaten nothwendig wäre, um die Verluste, die das Jahr 1805 gebracht, allmählich zu ersetzen und sich auf einen künftigen Krieg vorzubereiten. Graf Stadion, ein Mann von edelster, reinster Gesinnung, hatte die Leitung der Geschäfte übernommen und wirkte nach allen Seiten belebend und bessernd auf die Staatseinrichtungen. Wohl sah er ein, daß Deutschland, ja daß Europa fallen müßte, wenn Preußen unterläge, aber der Zustand der Oesterreichischen Finanzen machte es dem Wiener Hofe unmöglich, für jetzt aus der Neutralität herauszutreten. Die Armee war noch nicht schlagfertig. Stadion mußte sich als Erwiderung bei dem Hilferuf des Preußischen Gesandten auf den Ausruf beschränken: „Warum habt Ihr im vorigen Jahre nicht schon dieselbe Sprache geführt wie jetzt!“ — Von Oesterreich war für den Augenblick nichts zu hoffen.

Auch mit England knüpfte man Unterhandlungen an, welche, nachdem die Mobilmachung erfolgt war, nicht ungünstig aufgenommen wurden. Allein der Bevollmächtigte, Lord Morpeth, welcher unter gewissen Bedingungen mit Preußen Frieden und Freundschaft

schließen sollte, langte erst am 12. Oktober bei dem Könige an, als dieser sich bereits in seinem Hauptquartier befand. Auch hier war es zu spät. Hilfe konnte nicht mehr rechtzeitig geleistet werden [1]).

Zu spät endlich wurde auch Rußlands Hilfe angerufen. Erst im September schickte man den General Krusemark nach Petersburg. Kaiser Alexander erklärte sich zwar sofort zu jeder Mitwirkung bereit; drei Armeen werde er, die eine nach Schlesien, eine zweite nach Galizien, die dritte nach Italien senden, und Niemandem gestatten neutral zu bleiben [2]); allein wieviel Zeit mußte vergehen, bis diese Heere mit dem Preußischen zusammentreffen konnten!

So waren denn als einzige Bundesgenossen, auf die man noch allenfalls rechnen durfte, Hessen-Kassel und Sachsen übrig; doch knüpften auch diese beiden das Versprechen des Beistandes an so egoistische, klein-

---

[1]) Es scheint, daß bei dieser Gelegenheit Haugwitz an Zweideutigkeit und Hinterlist das äußerste geleistet hat, was ihm in seiner ganzen unglückseligen Laufbahn vorgeworfen werden kann. Er verzögerte die Audienz des Lord Morpeth beim Könige wahrscheinlich in der Absicht, um bei günstigem Ausfall der erwarteten Schlacht, den Engländern Hannover vorzuenthalten, und sie auf anderweite Entschädigungen hinzuweisen. Vergleiche Sir Robert Adair, memoir of a mission to the court of Vienna. 1844. p. 477. — Durch diese Intriguen haben die Lenker der Preußischen Politik gezeigt, wie sehr sie die von Stein gebrauchte Benennung „polisson" verdienten.

[2]) Gentz, mémoires et lettres. 269.

staatliche Bedingungen, daß nicht viel Erfreuliches zu erwarten stand. Hessen wünschte Waldeck und Lippe zu annectiren, Sachsen zeigte sogar Lust, einen eigenen Sächsisch-Deutschen Bund unter seiner Aegide zu bilden; doch stießen zuletzt noch 20,000 Mann Sächsische Truppen zu dem Preußischen Heere, während der Kurfürst von Hessen sich im letzten Augenblick noch für neutral erklärte, mit der Absicht, sich es bei dem, der zuletzt Sieger bleiben würde, zum Verdienst anzurechnen, daß er nicht gegen ihn gekämpft. Den gerechten Lohn erntete der Kurfürst gar bald dadurch, daß er unter den Deutschen Fürsten der erste wurde, auf den Napoleon seinen Lieblingsspruch anwandte: „Er hat aufgehört zu regieren!"

Als letzten Versuch, vor Ausbruch des Kampfes, beliebte das Preußische Cabinet noch eine directe Sendung an Napoleon. Lucchesini, der sich in Paris unbeliebt gemacht, wurde abberufen. General Knobelsdorf ging Anfangs September dorthin, um seine Stelle einzunehmen. Bereits unterweges traf er auf gewaltige Französische Heeresmassen, die sich gegen die Sächsisch-Preußischen Grenzen in Bewegung setzten. Am 7. September hatte er bei Napoleon die erste Audienz.

Was man mit Knobelsdorf's Sendung eigentlich bezweckte, ist nicht recht klar. Vielleicht galt es, Zeit zu gewinnen, bis Rußlands Armee herbeikäme, vielleicht, und das ist das Wahrscheinlichere, hoffte Haug-

witz auf irgend einen unberechenbaren Zwischenfall, der den Krieg noch hinausschöbe. Napoleon aber erklärte unumwunden, er werde Preußen sofort mit überlegener Macht angreifen, wenn dasselbe nicht ohne allen Verzug entwaffne, für welchen Fall er auch jetzt noch bereit sei, das alte Freundschaftsbündniß wiederherzustellen. Seinem Gesandten La Forest in Berlin befahl er, die Möglichkeit eines Ausgleichs durchblicken zu lassen und, wenn die Nachricht vom Anmarsch der Franzosen einträfe, sich unwissend zu stellen. Die Oberleitung der verschiedenen Corps, die, ähnlich wie 1805 an der Donau, diesmal an der Saale zusammentreffen sollten, hatte Berthier in München. Auch die Hilfstruppen der Rheinbündler fanden sich an den ihnen bezeichneten Orten ein. In Würzburg war das Französische Hauptquartier. Am 28. September traf der Imperator selbst in Mainz ein; am 3. Oktober war er in Würzburg.

In drei Abtheilungen sollte der Marsch nach Sachsen vor sich gehen. Es mochten im Ganzen 200,000 Mann gegen Preußen in Bewegung sein, während Preußen selbst nur etwa 130,000 Mann beisammen hatte, zu denen noch 20,000 Sachsen kamen. — Daß man in den östlichen Provinzen 30—40,000 Mann auf Friedensfuß zurückgelassen, war ein unverzeihlicher Fehler, und bewies wie wenig man die ganze Größe der Entscheidung begriff, welche so unmittelbar bevorstand.

Bei Naumburg sammelte sich die Hauptarmee. Zu allen Mängeln der Ausrüstung, und der durch ihre Schwerfälligkeit stets gehinderten Magazinverpflegung, kam, als größtes Uebel, die Unsicherheit des Oberbefehls. Höchstcommandirender sollte der Herzog von Braunschweig sein, der, jetzt 71 Jahr alt, noch immer für einen Feldherrn ersten Ranges galt, obgleich die Erfahrungen in den neunziger Jahren diese Meinung längst hätten erschüttern sollen. Friedrich Wilhelm III. war von verschiedenen Seiten angegangen worden, selbst den Oberbefehl, wenigstens dem Namen nach, zu übernehmen, und sich im Einzelnen bei seinen tüchtigsten Generalen Raths zu erholen. Allein des Königs Bescheidenheit, und die geringe Meinung, die er selbst von seinem Feldherrntalent hegte, bewogen ihn dazu, ein solches Ansinnen zurückzuweisen. Am 25. September war er in Begleitung der Königin Louise nach Naumburg gekommen. Die ersten Eindrücke, welche das hohe Paar daselbst empfing, waren nicht erfreulicher Art. Der Herzog war mit keinem seiner Unterfeldherrn zufrieden, und hatte sowohl gegen Möllendorf, als gegen Hohenlohe, Rüchel und Kalkreuth die erheblichsten Ausstellungen zu machen; ja er erklärte, es wäre am besten, wenn der Frieden sich erhalten ließe, denn wie sollte man mit solchen Leuten gegen Napoleon Krieg führen!

Von der Verwirrung, die im Hauptquartiere

herrschte, bekommt man einen Begriff durch die ebenso treue als geistvolle Schilderung eines Augenzeugen. Gentz nämlich war vom Oesterreichischen Ministerium dahin abgesandt, ohne bestimmten Auftrag, um zu beobachten und Bericht zu erstatten, weil man sich in Wien noch immer nicht davon überzeugen konnte, daß es mit den plötzlichen kriegerischen Entschlüssen Preußens nunmehr wirklicher Ernst geworden sei. Er wurde vom Könige und der Königin, so wie von allen einflußreichen Personen mit größter Zuvorkommenheit empfangen, und schrieb an jedem Tage seine Erlebnisse, und den Lauf der Gespräche mit den Ministern und Generalen möglichst wortgetreu wieder[1]). Als Resultat ergiebt sich Einmal das allgemeinste Mißtrauen gegen die Befähigung des Oberfeldherrn, und zweitens eine arge Täuschung über die Tüchtigkeit der Armee, namentlich der höheren Officiere, und über die Absichten der anderen Europäischen Mächte. Am 5. Oktober sagte Haugwitz zu Gentz: „Unsere Absicht ist, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Stehen wir erst dem Feinde gegenüber, so werden im schlimmsten Falle auch ein Paar verlorene Schlachten uns nicht zum Rückzuge bewegen. An Verbündeten wird es uns nicht fehlen. Von Rußland haben wir Alles zu hoffen. Mit Eng-

---

[1]) Dieses Französisch abgefaßte Tagebuch ist zum ersten Male vollständig abgedruckt in den memoires et lettres inedites.

land steht die Ausgleichung bevor, ein Unterhändler ist bereits auf dem Wege hieher." So voll Hoffnung blickte der Leiter der Preußischen Politik in die Zukunft, während doch in der That die Sachen fast verzweifelt standen.

Anfänglich hatte man den Plan gefaßt, angriffsweise gegen Napoleon zu verfahren. Man glaubte denselben überraschen zu können, bevor er vollständig schlagfertig wäre. Lucchesini versicherte bei seiner Rückkunft aus Paris, er wisse gewiß, daß Napoleon nicht angreifen, sondern warten werde bis man ihn angreife. Diese Absicht mußte bald aufgegeben werden, als man über das Anrücken des Feindes aufgeklärt wurde. In Erfurt, wohin man am 4. das Hauptquartier verlegte, wurde Kriegsrath gehalten, wobei die widersprechendsten Ansichten einander durchkreuzten. Hohenlohe, beeinflußt durch seinen Adjutanten Massenbach, behauptete, die Franzosen wollten durch das Baireuthische nach Sachsen vordringen, weshalb man auf das rechte Ufer der Saale hinübergehn, und sie dort angreifen müßte. Andere riethen den Feind in Thüringen abzuwarten. Man entschied sich für nichts, — oder was dasselbe war, für eine große Recognoscirung, d. h. wie Klausewitz sagt [1]), zu einem Akt der Verlegenheit, der den mangelnden Unternehmungsgeist verdecken, und doch den

---

[1]) Hinterlassene Werke V. 125., bei Häusser 733.

Schein geben sollte, als geschehe etwas. Der König verwarf diesen Vorschlag, und befahl am 7. Oktober, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar so aufzustellen, daß die Truppen in Einem Tage sich da sammeln könnten, wo es nöthig sein würde.

Napoleon, der am 6. in Bamberg angekommen war, erhielt daselbst am 7. ein Preußisches Ultimatum, welches Knobelsdorf in Paris hatte überreichen sollen, woselbst es aber erst nach des Kaisers Abreise eingetroffen war. Das Schriftstück forderte nichts geringeres, als die unverzügliche Räumung von Süddeutschland, die Rückgabe der Festung Wesel, und anderer Landestheile. Die Antwort werde bis zum 8. Oktober erwartet. Begleitet war das Ultimatum von einem Briefe des Königs an Napoleon, worin, wie Gentz urtheilt, viel zu weitläufig, zu familiär, und doch mit zu vielen Drohungen untermischt, dieselben Forderungen wiederholt waren [1]). Napoleon behandelte solche Zumuthungen, auf die er sich noch dazu in Folge der eingetretenen Verspätung binnen 24 Stunden erklären sollte, geradezu verächtlich. In seinem an die Armee erlassenen Aufrufe und seinen Bulletins zeigte er sich besonders erbittert gegen die Königin Louise, von der er wußte,

---

[1]) Napoleon beantwortete ihn erst am 12., doch gelangte diese Antwort zu spät in die Hände des Königs, weil man den Ueberbringer unbegreiflicher Weise im Hohenloheschen Hauptquartier zurückgehalten hatte.

daß sie den König zu seinen kriegerischen Entschlüssen angefeuert habe. Eben so unzarte als abgeschmackte Beschuldigungen gegen diese edelste Frau kehren in den damaligen kaiserlichen Proclamationen immer wieder. Seinen Truppen aber rief Napoleon, nach Empfang des Ultimatums zu: „Man verlangt von uns, daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutschland räumen! Aber Keiner ist unter uns, der anders als auf dem Wege der Ehre nach Frankreich heimkehren wird!"

Auch der König von Preußen wollte ein Manifest an sein Heer erlassen. Lombard entwarf ein solches. Doch enthielt seine Arbeit neben manchen brillanten Stellen so viel Unschickliches, daß Gentz dringend gebeten wurde, dieselbe zu verbessern. Auch der König machte viele eigenhändige Bemerkungen, wodurch die Sache sich so verzögerte, daß der Aufruf zu spät im Drucke erschien, um rechtzeitig verwendet zu werden. Aber was hätte auch das beststylisirte Manifest auf eine Armee für Wirkung üben können, deren Oberfeldherr offenbar seiner Aufgabe nicht gewachsen war! — Gentz, der am 8. Oktober zum Herzog von Braunschweig berufen wurde, entwirft von dem einst so hoch gefeierten fürstlichen Greise folgendes Bild: „In seinem ganzen Wesen, seiner Haltung, seinem Blicke, in seinen Bewegungen und seinen Reden kam etwas Unsicheres, Schielendes, Ohnmächtiges zum Vorschein. Er war in einer Aufregung, die keineswegs von dem Bewußtsein seiner

Stärke zeugte. Im Laufe des Gespräches über seine Pläne wiederholte er beständig die Worte: Vorausgesetzt, daß keine großen Fehler begangen werden; — und als Gentz sich die Freiheit nahm zu bemerken: alle Welt hoffe, daß das unter seiner Leitung nicht geschehen werde, — rief er aus: „Ach Gott, ich kann kaum für mich selbst einstehn, wie soll ich für die Anderen einstehen!"

Das war nicht die Stimmung eines Feldherrn vor der Entscheidungsschlacht. Vermehrt wurde die Zerfahrenheit und das Schwanken der leitenden Persönlichkeiten noch durch das Ungeschick des Ministers Haugwitz, der in dieser hochwichtigen Zeit, wo jede Minute von folgenschwerster Bedeutung war, die kleinlichsten Sachen mit weitschweifigster Breite betrieb. Ueber die Art, wie man den Französischen Gesandten La Forest behandeln sollte, der sich unberufen in Erfurt eingefunden, konnte man erst nach mehrfachen langen Besprechungen einig werden. Viel Zeit wurde auch mit den Sitzungen des Kriegsraths verdorben, an welchem außer dem Könige und seinem Adjutanten Kleist, von Generalen nur der Herzog von Braunschweig und Möllendorf Theil nahmen, und denen Haugwitz und Lucchesini beiwohnten, die von Kriegsangelegenheiten ganz und gar nichts verstanden, wobei man versäumte, die vielen einsichtsvollen und erfahrenen Officiere zu hören, die sich in unmittelbarer Nähe befanden.

Während man in Erfurt die Zeit mit erfolglosen Berathungen verzettelte, handelte Napoleon desto eifriger[1]) und traf die zweckmäßigsten Anstalten, das Preußische Heer zu umgehen. Der linke Flügel der der Franzosen sollte den Main überschreiten und gegen Coburg vorrücken, der rechte von Baireuth aus nach Hof zu sich bewegen. Hier stand Tauenzien mit einem abgesonderten Corps, welches nach einem Anfangs glücklichen Gefechte gegen die feindliche Vorhut sich zurückziehen mußte. Tauenzien berichtete im Augenblick des ersten günstigen Erfolges in solchen Ausdrücken an den König, daß man im Hauptquartier an einen bedeutenden Sieg über die Franzosen glaubte. Haugwitz wollte sofort ein pomphaftes Manifest in die Welt schicken und konnte nur mit Mühe durch Gentz von einem so albernen Vorhaben zurückgehalten werden. Dennoch bestand er darauf, wenigstens nach Dresden zu schreiben, und schloß sich drei Stunden lang ein, um einen Bericht abzufassen, der weder zu wenig noch zu viel Hoffnung erweckte. So jämmerlich war es mit den Geistesfähigkeiten dieses Mannes bestellt! Schon am nächsten Tage erfuhr man, daß Tauenzien, statt gesiegt zu haben, mit einem Verlust von 600 Mann und 12 Officieren zurückgeworfen war.

Noch schlimmere Botschaften sollte der folgende

---

[1]) Häusser 733.

Morgen bringen. Prinz Louis Ferdinand stand mit 8000 Mann Preußen und Sachsen bei Rudolstadt. Nach Tauenzien's Unfall hielt er es für nothwendig, den Posten bei Saalfeld zu besetzen, wo bedeutende Magazine sich in der Nähe befanden. In völliger Unkunde über die Stellung des Feindes, und während ausgesandte Adjutanten vergebens den Herzog von Braunschweig suchten, um Verstärkung zu fordern, fand der Prinz sich plötzlich einer überlegenen Schaar unter Lannes gegenüber. Es kam um 10 Uhr früh zum Gefecht, welches erst Nachmittags um vier mit einer völligen Niederlage der Sachsen und Preußen endete [1]). Vergebens suchte der Prinz die fliehenden Schaaren zum Stehen zu bringen; zuletzt, in der allgemeinen Verwirrung mit fortgerissen, wollte er einen Zaun überspringen, das Pferd blieb an demselben mit dem Fuße hängen. Ein Französischer Quartiermeister, Guindet, versetzte ihm einen Hieb über den Kopf, und tödtete durch einen Stich in die Brust den Prinzen, als derselbe sich zur Wehre setzte. Erst nach beendetem Gefechte wurde der Leichnam aufgefunden.

Ueberwältigend war der Eindruck, den die Nach=

---

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Schlacht bei Jena u. A. in dem vortrefflichen, 1855 in 4 Bänden erschienenen Werke: v. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807. Viele bezeichnende Einzelheiten in Betreff der Hauptpersonen auch im ersten Bande von Förster's Preußische Geschichte p. 712 ff.

richt von diesem Unglück hervorbrachte. Auch diejenigen, welche noch immer mit Siegeszuversicht erfüllt gewesen, verloren jetzt die Freudigkeit der Hoffnung. Allgemein beklagte man den Verlust eines Prinzen, welcher bei seinen Schwächen und Fehlern doch stets als Vertreter großer vaterländischer Ideen gegolten hatte, die man bei den meisten der leitenden Persönlichkeiten so schmerzlich vermißte.

Im Hauptquartier wurde die Unentschlossenheit und Rathlosigkeit durch die Trauernachricht auf das Höchste gesteigert. Unter den Officieren der Armee nahm das Mißtrauen gegen den Oberfeldherrn in dem Maße zu, daß, wie wir gleich hören werden, ein Ereigniß eintreten konnte, welches in der gesammten Geschichte der Preußischen Armee ohne Beispiel war, und ohne ein zweites Beispiel geblieben ist.

Am 11. Oktober war das Hauptquartier nach Weimar verlegt worden, ohne daß irgend Jemand sagen konnte weshalb. Bei der allgemeinen Unordnung schien es, der Herzog von Braunschweig habe alle Besinnung verloren, und wolle nur irgend etwas vornehmen, um Zeit zu gewinnen. Gentz befand sich am Abend dieses Tages bei General Kalkreuth. Während er sich mit ihm über die beklagenswerthe Lage der Armee unterhielt, ließ sich eine Anzahl von Officieren melden, die gewissermaßen als Deputation ihre Camaraden auftraten und den General beschworen, den

König dahin zu bringen, daß er dem Herzoge den Oberbefehl nähme und Kalkreuth an dessen Stelle setzte. „Excellenz," so sprach der Wortführer, „der König hat bereits die Hälfte seiner Krone verloren. Die andere Hälfte steht auf dem Spiele, wenn der Herzog das Commando behält. Wir fürchten das Aeußerste, wofern der König nicht über die Gefahr aufgeklärt wird, in der er sich befindet. Wir gehen nicht von der Stelle, bis Sie selbst sich bereit erklären, den Oberbefehl zu übernehmen!"

Der General verfuhr einem so unerhörten Antrage gegenüber, wie es Pflicht und Schuldigkeit gebot. Er stellte den Officieren das Ungesetzliche und Unmögliche ihres Verlangens vor, und als sie dennoch auf ihrem Willen beharrten, befahl er ihnen, sich sofort zu entfernen, womit der Auftritt ein Ende hatte, ohne unmittelbare Folgen nach sich zu ziehen [1]). Als der General wieder mit Gentz allein war, gestand er demselben, daß auch er dieses Lager bei Weimar für eine vollständig kopflose Maßregel halte, die noch schlimmer sei als Alles was Mack im vergangenen Jahre durch seine Einschließung in Ulm verschuldet. Es stehe zu fürchten, daß die Soldaten, die man hier nicht einmal ordentlich verpflegen könne, erschöpft in die Schlacht gingen, und dann ihre Schuldigkeit nicht thun könnten.

[1]) Gentz berichtet das als Augen- und Ohrenzeuge, p. 331. a. a. O.

Solchen Anfängen entsprach denn auch der fernere Verlauf der Dinge. In den Anordnungen des Oberfeldherrn zeigte sich dieselbe Verkehrtheit und Kopflosigkeit, welche bei der Leitung der politischen Angelegenheiten im Cabinette herrschte. Märsche und Gegenmärsche wurden befohlen, ohne daß man den Zweck derselben begriff. Die Verpflegungsmaßregeln waren so schlecht getroffen, daß einzelne Truppentheile förmlich Hunger leiden mußten. Eine Erquickung an Branntwein, die der König spenden wollte, konnte nicht ausgetheilt werden, weil es an Fässern und Flaschen fehlte.

Während man die ganze Armee zwischen Weimar und Jena versammelte, hatte Napoleon Zeit gehabt, gegen dieselbe nach allen Seiten hin vortheilhafte Stellungen einzunehmen. Dennoch, so behaupten die Sachverständigen [1]), hätte ein tüchtiger Feldherr damals hoffen dürfen, durch einen allgemeinen entschlossenen Angriff, eine Schlacht mit günstigem Erfolge zu liefern. Allein der Herzog beschloß dem Kampfe noch auszuweichen, und nach der Unstrut abzuziehen, um später dem Feinde zwischen der Saale und der Elbe entgegenzugehen. Während die Hauptarmee sich zu diesem Marsche anschickte, sollte der Fürst von Hohenlohe mit seinem Heere bei Jena stehen bleiben, um die Flanke

1) v. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807.

der Abziehenden zu decken, und ihnen alsdann zu folgen. Leider wurde auch dieser Plan nicht mit der erforderlichen Schnelligkeit und Umsicht ausgeführt, sondern man verlor mit Berathungen und anderweitem unnützen Zagen die Zeit, so daß die Preußische Armee am 14. Oktober in zwei getrennten Massen, die eine bei Jena, die andere drei Meilen nördlich bei Auerstädt, mit den Franzosen in Kampf gerieth.

Lannes hatte am 13. mit dem von ihm befehligten Theile der Franzosen Jena erreicht, und besetzte den im Norden der Stadt belegenen Landgrafenberg. Fürst Hohenlohe, dessen Truppen in bester kampflustigster Stimmung waren, beschloß den Feind aus dieser hochwichtigen Stellung zu vertreiben. Da traf, abgesandt vom Herzog von Braunschweig, Massenbach ein, und brachte den Befehl, unter keinen Umständen weder ein Gefecht zu beginnen, noch dem Feinde Gelegenheit zum Angriff zu geben.

Obgleich nun dem Herzoge unmöglich bekannt sein konnte, daß beim Eintreffen dieser Ordre die Franzosen eine Position genommen hatten, aus der sie unter allen Umständen vertrieben werden mußten, so traute sich Hohenlohe dennoch nicht, einem so unbedingt ertheilten Befehle zuwider zu handeln. Dadurch gewannen die Franzosen Zeit und Gelegenheit die Verbindung beider Preußischen Heere abzuschneiden. Das war bereits geschehen, als am Abend des 13. der neue Befehl kam,

die Uebergänge bei Dornburg und Kamburg zu besetzen, damit der Feind sich nicht zwischen beide Armeen dränge. Diese wichtigen Punkte befanden sich bereits in den Händen der Franzosen; und weil man ihnen auch die Stellung auf dem Landgrafenberge überlassen hatte, von wo aus die Gegend rings umher übersehen werden konnte, so hatte sich Hohenlohe der Möglichkeit beraubt zu erforschen, was in der Entfernung vorging. Ohne zu ahnen, daß die Gegner Alles zu einer Schlacht für den nächsten Morgen in Bereitschaft setzten, legte der Fürst sich ruhig schlafen, weil er glaubte nur geringe Feindesmassen sich gegenüber zu haben.

Lannes dagegen hatte die Vorzüge seiner Stellung sofort erkannt und benutzt. Er bat um Verstärkung, und schon am Nachmittage des 13. Oktober traf Napoleon selbst, über Jena kommend, auf dem Landgrafenberge ein und wollte seinen Augen nicht trauen, als er wahrnahm, wie die Preußen diese wichtige Höhe ihm ohne Kampf überlassen hatten. Die ganze Nacht über ließ er an der Herbeischaffung der Geschütze arbeiten. Das geschah in so großer Nähe bei den Preußischen Vorposten, daß die Patrouillen meldeten, man höre ein Geräusch, als führten die Franzosen Kanonen auf den Berg. Hohenlohe, der während dessen in dem Dorfe Capellenberg schlief, erfuhr nichts von alledem. Am Morgen des 14. waren die Französischen Regimenter bereits vollzählig an Ort und Stelle. Napoleon er=

theilte seine Befehle und redete dann die Soldaten an: „Die Preußische Armee,“ rief er, „ist bereits abgeschnitten, wie die des General Mack heut vor einem Jahre. Sie kämpft nur um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wiederzugewinnen. Fürchtet Euch nicht vor der berühmten Cavallerie des Feindes; setzt ihm die Bayonette Eurer geschlossenen Quarees entgegen!“

Schon donnerten die ersten Kanonenschüsse, als Hohenlohe sich noch in tiefster Ruhe in seinem Hauptquartiere befand. Durch Eilboten erweckt, wurde er von einem dichten Nebel gehindert zu sehen, was eigentlich vorging.

Der erste Angriff[1]) traf das Tauenzien'sche Corps von 8000 Mann Sachsen und Preußen, welches vor den Dörfern Closwitz und Lützeroda aufgestellt war. Nach zweistündigem tapferen Widerstande wurde dasselbe zurückgeworfen; doch gelangten die Mannschaften noch in ziemlicher Ordnung zu dem Hauptheere, bei dem sie Schutz suchten. Fürst Hohenlohe hatte sich erst gegen 10 Uhr, als der Nebel durchsichtig wurde, davon überzeugt, daß ihm eine Schlacht gegen ein überlegenes Französisches Heer bevorstehe. Er sandte nach Weimar, um den General Rüchel, der daselbst noch mit 18 Ba=

---

[1]) Die folgende kurze Schilderung der Schlacht hauptsächlich nach Häusser II. 743 ff.

taillonen und 18 Schwadronen stand, zum eiligsten Beistande aufzufordern. Unterdessen war ein zweites kleineres Corps, welches von Holzendorf befehligt worden, durch die Dazwischenkunft neuer feindlicher Truppen von der Verbindung mit dem Gros der Armee abgeschnitten worden, und mußte sich nach Apolda zurückziehen, so daß es an dem ferneren Kampfe nicht mehr Theil nehmen konnte.

Der Zusammenstoß Hohenlohe's mit den von Ney commandirten Feinden erfolgte bei dem Dorfe Vierzehnheilige. Beim Beginne ließ sich der Kampf nicht ungünstig für die Preußen an; man hoffte, wenn Rüchel rechtzeitig herbeikäme, den Sieg zu erringen. Indessen verstärkte sich der Feind durch die Mannschaften, welche nach dem Rückzug der Tauenzien'schen und Holzendorfschen Corps verfügbar geworden waren. Dadurch wuchs die Uebermacht so, daß nur durch einen schnellen Rückzug, während dessen man mit Rüchel zusammenzutreffen hoffte, noch Rettung möglich schien. Als aber von allen Seiten immer neue Französische Regimenter anrückten, konnte selbst die größte Tapferkeit des Fürsten und seiner braven Preußischen und Sächsischen Truppen die Niederlage nicht abwenden, zumal es bald an Schießbedarf mangelte, und das reitende Geschütz an die Franzosen verloren ging. Man war genöthigt, den Rückzug anzuordnen, der leider bald in wilde Flucht ausartete. Jetzt erst traf Rüchel ein, welcher wenige

Stunden früher vielleicht noch eine günstige Wendung hätte bewirken können. Muthig führte er seine Schaaren in's Feuer, obgleich die Hohenlohe'schen Regimenter bereits fliehend entgegenkamen. Bald erhielt der General selbst eine schwere Verwundung, doch das Blut mit seinem Tuche stillend, führte er die Reiterei tapfer vorwärts. Die Franzosen wichen zurück, aber leider nur zum Schein, und in der Absicht die Preußen an die hinter ihnen stehende Heeresmassen herankommen zu lassen, und sie dann von allen Seiten zu überflügeln und zu erdrücken. Nach längerem Kampfe wurde das Rüchel'sche Corps besiegt, und in die allgemeine Flucht mitverwickelt. Eine Abtheilung Sachsen, die, auf dem Wege nach Weimar, noch tapferen Widerstand geleistet hatten, mußte ebenfalls bald den Kampf aufgeben. Von der ganzen Armee sammelten sich nur einzelne Schaaren, die den Weg nach Weimar, oder querfeldein nach Buttelstädt antraten. Die Schlacht war verloren. Aber auch das Geringe, was noch hätte gerettet werden können, mußte Preis gegeben werden, weil Fürst Hohenlohe, theils von den Anstrengungen des Kampfes, theils aus Schmerz über die erlittene Niederlage in dumpfe Schwermuth versunken, unfähig war die nöthigen Anordnungen zu treffen. Als nun gar verfolgende Französische Schaaren sich zeigten, und mit ihren Geschützen viele Flüchtlinge tödteten, die sich bereits in Sicherheit geglaubt hatten, da stob alles in wildester Unordnung

auseinander. An ein Aufhalten war nicht mehr zu denken, die Soldaten warfen ihre Gewehre fort, und liefen in der Richtung nach Weimar weiter. Vergebens verrichteten auch jetzt noch einzelne Officiere, z. B. der Dragonermajor v. Oppen, und der Major Schorsee vom Regiment Treuenfels Wunder der Tapferkeit, um wenigstens einige Ordnung in das Chaos zu bringen. Es war zu spät.

Und doch bildete das bisher Erzählte nur die kleinere Hälfte des Unheils, welches der 14. Oktober 1806 über Preußen bringen sollte. Schon in dem Augenblick als Rüchel zu Hohenlohe's Unterstützung herbeieilte, traf ihn ein Bote des Königs, welcher berichtete, daß in Auerstädt die Sachen sehr schlecht stehen, und Hülfe dringend nöthig sei. Da aber Stunden vergehen mußten, bevor der General den dortigen Kampfplatz erreicht hätte, so zog derselbe es mit Recht vor, sich dem Hohenlohe'schen Corps zuzuwenden, in dessen Nähe er sich befand. Auch hätte er bei Auerstädt ebensowenig ausgerichtet als in Jena.

Die Hauptarmee, bei welcher sich der König und der Herzog von Braunschweig befanden, war nämlich am 13. von Weimar aufgebrochen und spät Abends in Auerstädt angekommen. Es waren 47 bis 48,000 Mann, die sich hier versammelten. Man hatte noch immer den Plan, bei Freiburg und Lauchau über die Unstrut zu gehen. Auf den Höhen von Kösen sollte Schmettau

die Bewegungen decken. Daß ein ganzes Französisches Armeecorps unter Davoust in der Nähe stand, davon hatte man ebensowenig eine Ahnung, als dieser von der Stellung der Preußen. Der Französische General war mit 30,000 Mann auf dem Wege nach Apolda, um der Hohenlohe'schen Armee in den Rücken zu fallen. Als er der Preußen gewahr wurde, besetzte er am Morgen des 14. die Saalübergänge bei Kösen. Um sechs Uhr früh ließ der Herzog von Braunschweig ausrücken. Derselbe Nebel, welcher bei Jena die Aussicht gehindert hatte, senkte sich auch hier herab und zwar so undurchdringlich, daß General Blücher mit seinen Husaren mitten unter die Feinde gerieth, weil er die kaum 50 Schritt vor ihm stehende Französische Infanterie für einen Heckenzaun gehalten hatte.

Langsam, und durch allerlei Terrainschwierigkeiten getrennt und gehindert, rückten die Preußen in einzelnen Abtheilungen vor, was ihnen hier ebenso wie bei Jena zum Verderben gereichte. Blücher's Reiter prallten an einem Französischen Quarée zurück. Vergebens suchte der tapfere General, dem das Pferd erschossen war, mit der Standarte in der Hand die Fliehenden aufzuhalten. Jetzt rückte die Division Wartensleben heran und drängte den Feind nach Hassenhausen in die dortigen Hohlwege zurück. Der Besitz des Dorfes wurde entscheidend. Ein blutiger Kampf um dasselbe begann, unter großem Verluste der Preußen. Da wollte das

Unglück, daß der Herzog von Braunschweig einen Schuß in das linke Auge erhielt, durch welchen auch das rechte ihm furchtbar aus dem Kopfe getrieben wurde. Auch General Schmettau war tödtlich verwundet. Damit hörte jede Einheit des Oberbefehls auf. Die Kräfte der Regimenter, die gemeinsam wirkend noch vielleicht einen Erfolg erzielen konnten, zersplitterten sich unter der unzusammenhängenden Führung ihrer Obristen. Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, übernahm den Befehl über die Reiterei; auch er wurde verwundet. Die Zahl der Feinde verstärkte sich in jeder halben Stunde durch Zuzüge von allen Seiten. Bei den Preußen waren so viele Officiere erschossen und verwundet, daß eine Anzahl Regimenter, deren Reihen selbst sehr gelitten hatten, sich ohne alle Führung befanden. Dabei ging auch hier, wie in Jena, den Truppen der Schießbedarf aus. Es blieb nichts übrig, als den Rückzug nach Weimar zu versuchen. Der Abmarsch der Truppen ging in ziemlicher Ordnung von Statten, bis dieselben bei Buttelstädt auf die in wilder Flucht von Jena her anstürzenden Schaaren trafen. Bis dahin hatte der König noch die Hoffnung gehabt, die Schlacht für blos abgebrochen zu halten, und dieselbe anderen Tages von Neuem, vielleicht mit mehr Glück beginnen zu können. Nun aber vermischten die Rückziehenden von Auerstädt sich mit den Flüchtlingen von Jena, und von diesem Augenblick an hörte

jede Ordnung auf. Die von Hunger und Erschöpfung nicht minder als von panischem Schrecken überwältigten Soldaten stürzten unterweges in die Häuser und auf die Felder, um Lebensmittel zu suchen. So vollständig war jede Ordnung und jeder Zusammenhang vernichtet, daß von einer Preußischen Armee hier überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte. Sogar die Verluste in der Schlacht lassen sich nicht angeben, weil die Truppen sich nachher nicht wieder zusammenfanden, die Fehlenden also nicht gezählt werden konnten. In Napoleons Büllletin heißt es: „Der Erfolg dieser Schlacht besteht in 30—40,000 Gefangenen, 300 Kanonen und 30 Fahnen. Unter den Gefangenen sind mehr als 20 Generale. Man rechnet bei den Preußen 20,000 Todte und Verwundete." — Diese ungeheuren Zahlen mögen kaum übertrieben sein.

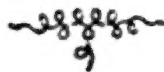
Der König von Preußen entkam, von Blücher und einigen Schwadronen Husaren und Dragonern geleitet. Er hatte unterwegs ein Handgemenge mit einem Piquet Französischer Husaren zu bestehen und befand sich, den Degen in der Hand, mitten im Gefechte. In dem Dorfe Sömmerda wurde Halt gemacht. Hier schrieb Friedrich Wilhelm III. eigenhändig die Antwort auf jenen Brief Napoleons, den er erst beim Beginn der Schlacht erhalten hatte. Der König bat um Waffenstillstand. Napoleon verweigerte denselben. Er war von diesem Tage an Gebieter der Schicksale Preußens.

Wir brechen hier unsere Erzählung ab.

Der folgende Band wird die Wege zu zeigen haben, auf welchen die Vorsehung unser zerschmettertes Vaterland wieder aufrichtete. Wenn jemals in der Geschichte, so hatte sich 1806 der Spruch bewährt: Wer nicht vorschreitet, der geht zurück. In den zwanzig Jahren seit Friedrich's Tode war man durch träges Beharren bei den jetzt veralteten und abgestorbenen Einrichtungen in den Abgrund des tiefsten Elends gerathen. Aber noch ein anderer Spruch sollte sich fortan bewähren: Die Götter haben sich vergebens bemüht, Heil und Unheil zusammenzuschmelzen; nur die Enden beider konnten sie aneinander knüpfen!

Der Augenblick des allertiefsten Verfalls der Preußischen Monarchie bezeichnet zugleich den Beginn eines neuen besseren Daseins, dem das Volk mit Anspannung aller seiner edelsten Kräfte seitdem entgegenging.

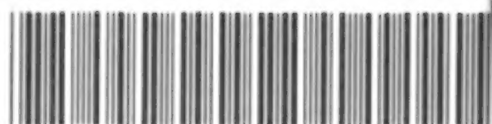
Ende des fünften Bandes.

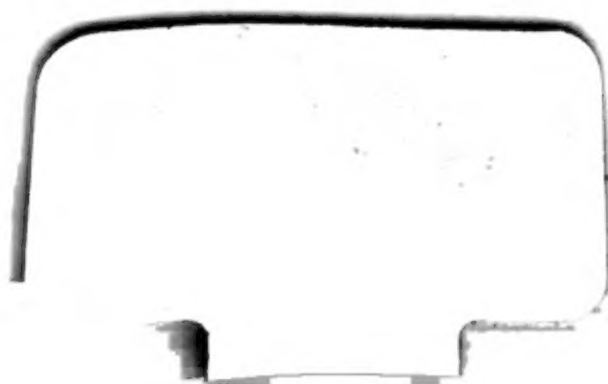


Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Verbesserungen.

Pag. 43	Zeile 1	v. oben	statt:	sondern	lies:	und.
" 188	" 11	" unten	"	von	"	vor.
" 198	" 5	" "	"	Salzbrunn	"	Salzburg.
" 334	" 6	" oben	"	Friedrich	"	Frankreich.
" 338	Note		"	par	"	pour.
" 346	Zeile 14	v. oben	"	Dalwig	"	Dalberg.
" 348	Note		"	Clerfoyt	"	Clerfayt.
" 413	Zeile 12	v. unten	"	Gymrich	"	Gymnich.
" 584	" 5	" "	"	Oesterreichischem	lies:	Französischem.





Digitized by Google